AUS ALTEN TAGEBÜCHERN: IM ANSCHLUSS AN "EINE DEUTSCHE...

Julius von Wickede







Aus alten Tagebüchern.

Erster Band.



Aus alten Tagebüchern.

Im Anschluß an

„Eine deutsche Bürgerfamilie,"

bearbeitet

von

Julius von Wickede.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1868.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Capitel.

Der Tod meines Vaters am Neujahrstage des Jahres 1791. Meine fünf Geschwister und ihre ferneren Lebensschicksale. Mein Leben als Artillerielieutenant in Stettin.

Und es geschah, daß mich am Neujahrsmorgen des Jahres 1791, ein besonderer Bote, der aus Stargard nach Stettin, wo ich damals als Lieutenant bei der dort in Garnison liegenden Artillerie stand, abgesandt war, aufsuchte. So ein Expreßbote war aber noch niemals zu mir gekommen, und als mein Bursche auf der Parade mich aufsuchte und die Meldung brachte, daß ein Mann mit einem großen Briefe in meinem Quartier meiner harre, da ahnte mir gleich nichts Gutes. Um nichts und wieder nichts verausgabte man in meinem elterlichen Hause gewiß kein Geld für einen Fußboten, sondern benutzte die ordinäre königliche Post, die allwöchentlich drei=

mal aus Stargard nach Stettin fuhr und einen Brief, wenn auch wohl etwas langsam, doch dafür auch wohlfeil und ziemlich sicher besorgte. Und es war leider nur zu richtig, daß meine böse Ahnung mich nicht betrogen hatte. Als ich in meiner etwas entlegenen Wohnung ankam, fand ich dort den alten, mir wohlbekannten einäugigen Leinwebermeister Heinrich Kluth aus meiner lieben Vaterstadt, der, weil bei der Weberei schlechter Verdienst war, sich gern einen Extragroschen durch Botenlaufen über Land zu verschaffen suchte. Der Alte kam mir aber nicht mit einem schnakischen Witze entgegen, wie es sonst seine Gewohnheit war, da er mich schon von Kindheit an gut kannte und ich als Junge oft genug mit ihm auf dem Vogel- und Fischfange gewesen war, sondern machte ein ganz trübseliges Gesicht. Er zog das Schreiben aus seiner ledernen Botentasche und sagte mir dann, ich solle nur nicht erschrecken, es sei von meiner Schwester der Jungfer Marie, und er habe die Nacht durchlaufen müssen, um den Brief mir ja am heutigen Morgen noch zu übergeben. Mit größter Hast erbrach ich das Schreiben, und leider war sein Inhalt ein nur zu trauriger. Mein lieber prächtiger Vater, der seit zwei Jahren als emeritirter

Conrector des Gymnasiums, in Stargard lebte, hatte bei einem Falle im Dunkeln, auf der nicht beleuchteten Straße, das rechte Bein im Schenkel gebrochen; bei seinem hohen Alter war keine Heilung mehr möglich, der kalte Brand war hinzugetreten, und der mit dem Vater sehr befreundete Hausarzt, hatte ihm auf seinen Wunsch freimüthig erklärt, daß, wenn Gott kein außerordentliches Wunder thue, die Rettung unmöglich sei und der Tod in den nächsten achtundvierzig Stunden erfolgen müsse. Mit zitternder Hand hatte meine Schwester mir diese böse Kunde geschrieben, und ich konnte auf dem Papiere die deutlichen Spuren ihrer vielen Thränen, welche häufig die Schriftzüge fast verwischten, sichtbar erkennen. Der Vater hatte den Wunsch geäußert, daß wo möglich alle seine Kinder sich an seinem Sterbebette vereinigen möchten, und so hatte meine Schwester — meine liebe gute Mutter ruhte schon seit fast zwei Jahren im kühlen Schoß der Erde — mir in eiligster Hast diese Nachricht gesandt.

Wollte ich den Vater noch sehen, so war keine Zeit zu verlieren, und so lief ich denn mehr als ich ging zu dem Hauptmann meiner Batterie, um mir den nöthigen Urlaub zu erbitten. Der

brave Ehrenmann ertheilte mir solchen sogleich, übernahm es, die anderen nothwendigen Förmlichkeiten bei unserm Oberst zu besorgen, und lieh mir auch ein altes, ihm zugehöriges Reitpferd, da damals die Lieutenants bei der preußischen Artillerie, im Frieden nicht beritten waren. So trabte ich denn mit anbrechender Dunkelheit aus dem Thore von Stettin gen Stargard zu. Ich habe später in meinem Kriegsleben gar manche, höchst unangenehme Nächte, im Freien verleben müssen, aber eine in jeder Hinsicht schaurigere Nacht als diese, entsinne ich mich nicht, jemals ertragen zu haben, und sie ist mir deshalb stets unvergeßlich geblieben. Es hatte stark gefroren und dabei geglatteist, und da der alte Fuchs den ich ritt, nicht geschärft war, so glitt er nur zu oft aus und ich mußte wiederholt absteigen und ihn am Zügel führen. Es ging zuletzt nicht anders, als daß ich noch mitten in der Nacht in einem Dorfe einen Schmied aus dem Bette holte und ihn durch ein reichliches Trinkgeld bewog, meinem Pferde die Eisen zu schärfen, so daß ich dann doch etwas rascher vorwärts kommen konnte. Dazu war es stockdunkel, so daß man kaum den Weg erkennen konnte, und ein schneidender Nordostwind trieb mir oft einen fein gefrorenen Schnee

so scharf in das Gesicht, daß ich kaum die Augen vor Schmerz öffnen konnte. In der Eile und auch weil ich eigentlich keine sehr warmen Kleidungsstücke besaß, hatte ich mich auch nicht genug gegen die Kälte bei einem solchen nächtlichen Ritte geschützt und fror deshalb oft so, daß ich wirklich mitunter meinte, das Mark in den Knochen müsse mir erfrieren. Und das wollte damals bei mir wirklich viel sagen, denn ich war körperlich ungemein abgehärtet, von Jugend daran gewöhnt, jeder Witterung Trotz zu bieten, und hatte dazu das warme Blut eines fünfundzwanzigjährigen Jünglings in den Adern rollen. Zwei erfrorene Zehen habe ich als Erinnerung an diese Schaudernacht für mein ganzes Leben behalten. Wie gern hätte ich jedoch all dies Ungemach ertragen, ja darüber gespottet, wenn nur das Ziel und der Zweck meines nächtlichen Rittes ein erfreulicherer gewesen wäre. Aber zu dem Sterbebette meines theuren Vaters, an dem mein ganzes Herz mit der vollsten Liebe hing, reiten zu müssen, war eine gar traurige Aufgabe. Es ward mir mitunter das Herz so schwer, daß ich kaum Luft schöpfen konnte und wie unwillkürlich mein Pferd eine Weile anhielt. Dann aber überkam mich plötzlich wieder eine so quälende Angst, ich könne

am Ende gar zu spät kommen und meinen theuren Vater nicht mehr am Leben finden, daß ich meinem müden Roß mit aller Kraft die Sporen in die Flanken stieß und unbekümmert um Sturm, Schneegestöber und Glatteis, in die dunkle Nacht hinein jagte. So legte ich den Weg nach Stargard, von den verschiedensten schmerzlichen Gefühlen gepeinigt, zurück, bis ich endlich in der schon grauenden Morgendämmerung in das Thor meiner lieben Geburtsstadt einritt. Es war für mich und mein müdes Thier, dem trotz der Winterkälte der weiße Schaum auf dem Halse stand, ein gar schwerer Ritt gewesen. Wenn ich sonst in Urlaub nach Stargard gekommen war, so hatte der alte einarmige Thorschreiber, ein verdienter Veteran aus den Zeiten unseres großen Friedrich's, mich stets mit einem fröhlichen Gruß empfangen, und ich hatte wohl noch ein paar freundliche Worte mit dem gemüthlichen Graukopf gesprochen; jetzt öffnete er schweigend den noch geschlossenen Thorflügel, zog dann die alte Soldatenmütze mit ehrerbietigem Gruß von dem weißen Haupt und sagte wie mitleidig: „Haben der Herr Lieutenant einen gar schlimmen Ritt gehabt, denn die Nacht war so ungünstig, wie sie nur irgendwie sein konnte. — Kommen aber doch

noch zur rechten Zeit, und wird es dem Herrn Vater in seiner letzten Stunde zum großen Trost, gereichen, den Herrn Lieutenant noch an seinem Sterbelager sehen zu können."

So traurig auch diese Worte waren, so gewährten sie mir doch die unendliche Beruhigung, daß ich meinen Vater noch am Leben finden würde. Ich hielt mein Pferd deshalb einen Augenblick an, und die Hand dem Alten vom Sattel reichend, fragte ich hastig: „Also Er weiß es bestimmt, Müller, daß mein Vater noch am Leben ist?"

„Zu Befehl, ja, Herr Lieutenant. Vor einer halben Stunde war noch die Frau des Schulboten welche mitgewacht hatte, hier und sagte, der Herr Conrector habe eine sehr schwere Nacht gehabt und werde nach der Meinung des Herrn Doctors den heutigen Tag nicht mehr überstehen. Gott gebe dem alten Herrn ein leichtes Sterben. Er war ein gar braver, leutseliger Mann und gar nicht hochmüthig auf sein Amt, und es lebt gewiß Niemand in ganz Stargard, dem sein Tod nicht aufrichtig leid thäte." Diese einfachen, aber wahrhaft gemeinten Worte des alten Thorschreibers klangen gar lieblich in meinen Ohren, denn was kann der Kinder Sinn wohl mehr er-

freuen, als wenn sie das Lob ihrer geliebten Eltern aus unparteiischem Munde vernehmen?

An der Thüre meines väterlichen Hauses, welches in einer abgelegenen Vorstadt sehr freundlich im Garten lag, empfingen mich nicht, wie dies sonst stets der Fall war wenn ich auf Urlaub dort zum Besuch ankam, die fröhlichen Begrüßungen meiner Schwestern. Ich hatte mein müdes, sehr angegriffenes Pferd vorher in einem mir wohlbekannten Einkehrwirthshause, dessen Besitzer ein früherer Spielkamerad von mir war, eingestellt und dort der sorgfältigsten Pflege empfohlen. So kam ich zu Fuß und still in das Haus, und hatte schon die Treppe die zu des Vaters Schlafstube führte, erstiegen, als mich Eins meiner Geschwister bemerkte. Meine älteste Schwester Cläre, die seit zwei Jahren die glückliche Frau eines Predigers, einige Meilen von Stargard, war, kam mir zuerst entgegen. Sie trug ihren ältesten Jungen, bei dem ich Pathe gestanden, auf dem Arm, sah sehr blaß und übermacht aus und hatte von vielem Weinen ersichtlich geröthete Augen. Ihre Worte, mit denen sie mich begrüßte, riefen auch meine Schwester Marie, die jetzt beim Vater die Wirthschaft führte, herbei, und ich hätte das liebe, herzige Mädchen,

die stets mein besonderer Liebling war, kaum wieder erkannt, so blaß und eingefallen waren ihre sonst immer so vollen und rothen Backen, und so traurig, ihr früher stets so heiteres, Wesen. Sie fiel mir laut schluchzend um den Hals und rief: „Wie gut Fritz, daß Du endlich da bist. Der Vater hat ein so dringendes Verlangen nach Dir und frug allaugenblicklich, ob Du noch nicht gekommen seiest, denn er glaube, kaum die nächsten Stunden zu erleben. Theodor ist die letzten zwei Tage fast nicht vom Lager des Vaters gewichen, und nach Riekchen ist auch schon ein Bote geschickt, und wenn sie noch zur rechten Zeit kommt, so sind wir Alle, bis auf Carl in dem fernen Amsterdam, am Sterbelager des theuren Vaters." So ging ich nun in das Zimmer, in dem der Sterbende lag, hinein. Mein Säbel mochte wohl an der Thüre etwas geklirrt haben, denn er schlug bei dem Geräusche die Augen auf und streckte mir als er mich erkannte, mit einem leisen Lächeln auf den blassen eingefallenen Wangen, die Rechte entgegen. „Wie schön, Fritz, daß Du noch zur rechten Zeit gekommen — man sieht, Du bist ein echter Soldat, der nicht Wind und Wetter scheut, wenn es gilt, pünktlich zu erscheinen. — Wenn nur Riekchen erst da wäre,

so hätte ich doch alle meine Lieben, bis auf den armen Carl, der so einsam in dem fernen fremden Holland weilen muß, in der letzten Stunde meines Lebens um mich versammelt, und kann Gott, meinem Herrn, für diese neue Gnade, die seine unerschöpfliche Güte mir erwies, gar nicht genug danken," waren seine ersten Worte, die zwar matt, aber sonst vollkommen klar klangen. Ich warf mich auf die Kniee vor das Bett meines theuren Vaters, der nun so bald auf immer für das Erdenleben mir entrissen werden sollte, und meine Thränen flossen reichlich auf seine Hände, die ich an meinen Mund drückte. Der Vater, der, obschon sehr schwach und matt, geistig vollkommen klar war und auch weiter keine Schmerzen mehr fühlte — ein sicheres Zeichen daß der kalte Brand die edlen Theile schon ergriffen hatte und sein Ende bald bevorstand, legte mir als Aeltestem der Familie, in kurzen aber herzlichen Worten nun noch die besonderen Pflichten, welche ich als solcher zu erfüllen hatte, an das Herz. Er vertraute mir, daß ich für das fernere Wohl aller meiner Geschwister sorgen und ihnen, so weit ich dies selbst vermochte, stets mit Rath und That in allen schwierigen Lagen des Lebens helfen würde. Unsere alte Fa-

milienchronik, übergab mir mein Vater ebenfalls, sagte, daß schon sein Ur-Urgroßvater solche im vorigen Jahrhundert gegründet und sein seliger Vater sie fortgesetzt habe, bis sie durch den unglücklichen Brand in seinem elterlichen Hause zu Mutzard vernichtet sei. Nach seinen lebhaften Erinnerungen aus dem verbrannten Buche habe er dann selbst eine neue Chronik wieder begonnen und darin nicht allein in aller Kürze die Schicksale seiner Vorfahren, sondern später auch ausführlicher Alles, was ihm und seinen beiden Brüdern Friedrich-Wilhelm und Theodor, und seiner Schwester Christine, im Guten wie Bösen, in diesem Leben widerfahren sei, verzeichnet. Diese Chronik möge ich nun nach seinem Tode nach meinem besten Ermessen fortsetzen, sie als ein werthes Erbtheil in unserer Familie betrachten und als solches auch meinen Nachkommen, wenn Gottes Wille, mir solche schenken solle, vermachen. Es gereiche jeder ehrenwerthen bürgerlichen Familie zur besonderen Ehre, wenn sie eine solche Chronik besitze, und der Familiensinn und der Geist, sich als nahe Bluts- und Namensverwandte zu betrachten, werde unter allen ihren Angehörigen nicht wenig dadurch geweckt; dies sei aber stets als ein Glück zu betrachten. Hof-

fentlich würde es mir vergönnt sein, noch viel Erfreuliches und Rühmliches, nicht allein von mir, sondern auch von allen näheren Angehörigen unserer Familie, in dieser Chronik zu verzeichnen, und des Herrn Gnade werde uns davor beschützen, daß ich Thaten, die unserer Familie zur Unehre gereichten, anführen müsse. Die Chronik aber stets wahr und getreu zu führen, und auch das Unerfreuliche darin zu verzeichnen, denn dadurch allein könne sie ihren Werth erhalten, ermahnte der Vater mich auch noch besonders. Während dieser längeren Unterredung, die der Kranke oft in abgebrochenen Pausen und mit ganz ersichtlicher Anstrengung geführt hatte, langte auch meine Schwester, Riekchen an. Sie war als Erzieherin in einer gräflichen Familie an acht Meilen von Stargard, und der Graf hatte sie gleich mit seinen raschesten Kutschpferden die erste Station fahren lassen und dann die Extrapost bezahlt, daß sie nur nicht zu spät käme. So waren wir denn bis auf den weit entfernten Carl, jetzt Alle in der Krankenstube des Vaters beisammen.

Da es ungewiß war, ob wir unseren theuren Kranken noch am Leben finden würden, so hatte der Vater bereits am Abend vorher das heilige

Abendmahl genossen. Er hatte die hohe Freude gehabt, daß sein Sohn Theodor, der schon nach ehrenvoll beendetem Studium der Theologie, als Hülfsprediger bei einem alten Pastor auf einem benachbarten Dorfe fungirte, diese heilige Handlung an ihm vollziehen durfte. Auf des Vaters Wunsch communizirten wir Geschwister Alle nun noch vereint, und der würdige Stadtpfarrer, ein alter treuer Freund unseres Hauses, reichte uns das Brod und den Kelch. War es doch sehr zweifelhaft, ob wir Geschwister Alle nach des Vaters Tode wieder beisammen sein würden. Es ist dies auch später niemals wieder geschehen, und ich entsinne mich nicht, daß ich jemals wieder mit mehr als zwei von meinen Geschwistern zu gleicher Zeit an einem Orte gewesen bin. Des Lebens Pflichten und Wechselfälle trennen häufig die Glieder ein und derselben Familie gar sehr und was im Elternhause oft in fröhlicher Kindheit so eng beisammen lebte, wird später in gar verschiedene Bahnen von einander geschleudert. Es ist daher etwas Köstliches um die Erinnerung an eine im Verein mit zahlreichen geliebten Geschwistern im Elternhause froh verlebte Jugendzeit, und ich danke meinem Schöpfer, daß seine Gnade mir auch diesen großen Vorzug zu

Theil werden ließ. Nicht um Tausende, möchte ich die Erinnerungen an meine Knabenzeit in Stargard, missen.

Gegen Nachmittag ward nun mein edler Vater schwächer und immer schwächer, und der Engel des Todes breitete seine Fittige immer mehr über ihn aus. Er segnete uns, noch Alle, die wir gesenkten Hauptes um sein Lager knieten, und empfahl mit matter Stimme Gott dem Herrn seine unsterbliche Seele, dann fing die Sprache ihm immer mehr zu versagen an. Er wollte noch einige Worte sprechen, aber es ging nicht mehr, und er mußte sich damit begnügen, mit der Hand das heilige Zeichen des Kreuzes, unter dem er stets gelebt hatte und nun auch sterben wollte, zu machen. Gerade als die Wintersonne des zweiten Januar 1791 die mit Schnee tief bedeckten Dächer der benachbarten Scheunen noch mit letztem purpurnem Glanze färbte, hauchte mein theurer Vater auch seine Seele aus und ging in ein besseres, jenseitiges Leben ein. Unsere Thränen flossen reichlich aus vollem Herzen, denn einen zärtlicheren, treuer für sie sorgenden Vater, wie wir, haben Kinder wohl niemals zu betrauern gehabt. Er war ein Ehrenmann in der höchsten Bedeutung dieses schönen

Wortes, und ich glaube, hiermit ist auch zugleich das höchste Lob ausgesprochen, welches man einem Menschen, der in einfachen bürgerlichen Verhältnissen lebte, nur ertheilen kann.

Wie sehr mein verstorbener Vater aber in ganz Stargard beliebt gewesen war, und welcher allgemeinen Achtung und Verehrung er sich in allen Kreisen der dortigen Bürgerschaft zu erfreuen gehabt hatte, das zeigte sich besonders nach seinem Tode. Gewiß an Hunderte von Personen der verschiedensten Stände, größtentheils frühere Schüler von ihm, strömten in das Trauerhaus, um die Züge des Todten, der ihnen in seinem Leben stets ein treuer, unermüdlicher Lehrer gewesen war, noch einmal zu sehen, bevor der Deckel des Sarges sie für immer bedeckte. Zwar waren im Winter in der kleinen Landstadt nur sehr spärliche Blumen zu bekommen, denn eine künstliche Tulpen- und Hyazinthentreiberei im Zimmer, kannten damals in Pommern nur vereinzelte Personen aus den vornehmsten und reichsten Ständen, allein trotzdem war der schwarze Sarg doch so reich mit Kränzen und Sträußen geschmückt, daß er einem großen, grünen Blumenbette glich, auf dem der Todte sanft in tiefem Schlummer ruhte. Hatten doch einzelne Fa-

milien, und besonders auch junge Mädchen, ihre bisher sorgsam als größten Schatz gepflegten Monatsrosenstöcke, schonungslos geopfert, um den Sarg ihres lieben, alten Conrectors noch möglichst zu schmücken; ein Beweis von Liebe und Anhänglichkeit an den Verstorbenen, der uns Alle tief rührte.

Der Leichenzug war ein so großartiger und feierlicher, wie man solchen in Stargard lange nicht gesehen hatte. Voran ging ein aus dem besten Sängern des Gymnasiums gebildetes Sängerchor, und die reinen Stimmen, welche fromme Kirchenlieder in die klare kalte Winterluft erschallen ließen, klangen gar lieblich. Die sechzehn ersten Schüler der Prima, in der mein seliger Vater so lange Jahre den griechischen und lateinischen Unterricht ertheilt hatte, trugen abwechselnd den Sarg, und hatten besonders um die Ehre dies thun zu dürfen, gebeten. Wir Kinder und sonstigen Verwandten folgten unmittelbar hierauf, dann kamen die Geistlichen, die Lehrer des Gymnasiums, und nun in langem, fast nicht endenwollendem Zuge wohl die Hälfte aller männlichen Bewohner von Stargard, bis auf viele schlichte Tagelöhner, alle so weit es ihre oft sehr spärlichen Mittel erlaubten, möglichst

festtäglich angezogen. Es war dies wieder ein so recht fühlbarer Beweis, welche allgemeine Liebe mein verstorbener Vater unter allen Klassen in seinem langjährigen Wohn= und Berufsort genossen hatte, der uns Hinterbliebenen sehr wohl that. Am offenen Grabe hielt der würdige Stadtpfarrer eine treffliche Rede, so daß fast kein Auge ungerührt blieb. Dann rollten die hartgefrorenen Erdschollen dumpf auf den Sargdeckel, wobei besonders meine Schwester Marie in ein fast krampfhaftes Schluchzen ausbrach. Sie war in den letzten Jahren größtentheils allein um den Vater gewesen und mußte somit seinen Verlust am härtesten empfinden. So hatte die Erde in ihren kühlen Schooß die sterblichen Ueberreste des Mannes aufgenommen, an dem seine ganze Familie gehangen, und dessen Andenken für alle seine Hinterbliebenen sicherlich ein theures und unvergeßliches bleiben wird, so lange unser Gott sie selbst am Leben läßt.

Der Tod des Vaters bedingte nun die alsbaldige Auflösung seines bisherigen Haushaltes und somit des Mittelpunktes, wo wir zerstreut lebenden Geschwister uns stets wieder vereinigt hatten. Da mich des Dienstes strenge Pflicht so bald als möglich wieder nach Stettin zurückrief,

denn ich hatte an die Freikorporale unserer Artillerie, Mathematik und sonstigen theoretischen Unterricht daselbst zu ertheilen, so besorgte mein Bruder Theodor, der ja in der Nähe von Stargard seinen Aufenthalt hatte, die dahin bezüglichen Geschäfte. Nach Verkauf aller Haushaltungsgegenstände und der ansehnlichen Bibliothek meines verstorbenen Vaters, fand sich, daß gerade ein Vermögen von sechstausend Thalern übrig geblieben war, so daß auf Jedes von uns Kindern die runde Summe von tausend Thalern als elterliches Erbtheil fiel. Es war dies zwar nicht viel, doch da wir schon so weit erwachsen, und dazu körperlich wie geistig gesund und rüstig waren, so konnten wir uns mit Gottes Hülfe, unsern ferneren Lebensunterhalt schon allein durch unsere eigene Thätigkeit verdienen und hatten doch immer schon durch die Zinsen einen kleinen Extrazuschuß und dazu einen Noth- und Hülfspfennig für etwaige unvorhergesehene schlimme Zeiten, wie sie ja jedes Menschenleben so leicht treffen können.

Nach des Vaters Willen nahm ich nun als Aeltester der Familie, unsere große gemeinsame Familienchronik, die bereits zu starken, stattlich in Schweinsleder eingebundenen Bänden ange-

schwollen war, in meine Obhut. Ich habe solche stets als einen werthvollen Besitz getreulich geehrt und mit Lust und Liebe diese Chronik vom Jahre 1791 bis jetzt 1818 weiter fortgeführt. Mußte ich in den Krieg marschiren, wie dies in den Jahren 1792—94, dann 1806—7 und 1812 bis 1815, welche Jahre ich für meinen König und mein schönes preußisches Vaterland im Felde stand, der Fall war, so ließ ich diese Chronik stets in möglichst sicherer Obhut in meiner Garnison zurück. Mehrere Jahre, von 1812—15, war sie auch in der Verwahrung meines Bruders Theodor, der damals noch als Pfarrer auf dem Lande in Pommern lebte. Mögen auch nun meine Nachkommen in der Aufzeichnung dessen, was sich Alles für unsere Familie Ereignißvolles in Freud und Leid, im Laufe der Jahre zutragen wird, ebenso getreulich fortfahren, wie wir ihre Vorfahren, dies nun schon durch mehrere Generationen hindurch gethan haben, und dies Buch somit stets eine umfassende Chronik unseres Geschlechtes bleiben; dies ist mein aufrichtigster Wunsch.

Als nun mein Vater gestorben war, stand ich, wie schon erwähnt, als Secondelieutenant bei der Königlichen Artillerie zu Stettin. Ich war Sol-

dat mit Leib und Seele, fühlte mich in meinem selbst gewählten Ehrenstand vollkommen glücklich und wünschte weiter nichts, als für meinen König und mein theures Vaterland, gegen dessen etwaige Feinde in den Krieg zu ziehen und unter unserer stolzen, ruhmreichen, schwarz-weißen Preußenfahne zu siegen und, wenn es Gottes Wille sein sollte, auch freudig zu sterben. Meine älteste Schwester Clara war damals an einen braven von ihr innig geliebten Mann, der das schöne Amt eines Predigers in einer Landgemeinde in Pommern bekleidet, verheirathet. Sie war schon Mutter eines prächtigen, pausbackigen Jungen und lebte so glücklich und zufrieden, wie eine Frau es nur sich wünschen konnte. Von meinen beiden Zwillingsbrüdern war Theodor, Hülfsprediger nicht weit von Stargard, ein lieber, sinniger Mensch, der für sein Amt ganz wie geschaffen war. Leider war seine Gesundheit nur nicht die beste, und besonders seine Brust etwas schwach. Aus diesem Grunde legte er bald seine Hülfspredigerstelle nieder und nahm einen Hofmeisterposten bei einer vornehmen deutschen Grafenfamilie die in Rom lebte, an. Er kam dadurch in ein sehr bewegtes, glänzendes Leben und hatte, da er auch mehrere Jahr im Orient

lebte, mannichfache Schicksale. Später, als er mehr in das reifere Lebensalter getreten und seine Gesundheit auch gekräftigt war, konnte der Süden mit allen seinen Reizen das Heimweh nach seinem geliebten Pommern nicht unterdrücken. Er nahm von Neuem das Studium der Theologie, welches er wohl mehrere Jahre sehr vernachlässigt hatte, wieder auf und erhielt dann durch Vermittelung vornehmer Gönner, eine gute Patronatspfarre in Pommern. Ich werde in dieser Chronik seinem oft wirklich sehr interessanten Leben später noch mehrere ausführliche Capitel widmen.

Sein Zwillingsbruder Carl, war Apotheker geworden und hatte seine Lehrzeit in einer ansehnlichen Apotheke in Köslin wohlbestanden. Nun hatte mein seliger Vater einen Bruder gehabt, der vor wenigen Jahren als ein sehr reicher Plantagenbesitzer in Surinam gestorben war. Eine Tochter dieses meines Oheims, also meine rechtmäßige Cousine, war in Holland an den Chef eines sehr großen Handlungshauses, welches auch einen bedeutenden Droguenhandel nach Deutschland trieb, verheirathet. Dieser Chef hatte zufällig erfahren, daß mein Bruder Carl Apotheker geworden sei, und darauf an mei-

nen Vater geschrieben, er wolle gerne einen tüchtigen jungen, deutschen Apotheker als Vorstand der für den Handel nach Deutschland bestimmten Abtheilung seines Geschäftes, mit ansehnlichem Gehalte anstellen. Er mache daher meinem Bruder Carl den Vorschlag, zu ihm nach Amsterdam zu reisen, damit sie sich erst gegenseitig näher kennen lernen könnten, bevor dieser eine solche Stelle antrete. Käme der Vertrag nicht zu Stande, so wolle er die Kosten der Hin- und Rückreise und des Amsterdamer Aufenthaltes gerne tragen. Mein Bruder Carl hatte gerade seine Lehrzeit in Köslin bestanden, sehnte sich hinaus in die Welt und in einen größeren Wirkungskreis, wie dies bei jungen Leuten ja stets erklärlich ist. Mit Genehmigung meines Vaters nahm er den Antrag des Herren van der Capellen, so hieß der Mann meiner Cousine, gerne an und reiste, von unser Aller Segenswünschen begleitet, nach dem so fernen Amsterdam. Da er das Seine gelernt hatte und ein fleißiger, streng erzogener junger Mann war, so hatte er dem Herrn van der Capellen bald gefallen und dieser ihm die Stelle des Vorstandes der für den Droguenhandel nach Deutschland bestimmten Abtheilung seines großen, in

Amsterdam und Java etablirten Handlungshauses verliehen. Da der Gehalt sehr ansehnlich war und jährlich zweitausend holländische Gulden betrug, die Stellung auch in reingeschäftlicher Hinsicht unabhängig und ganz dazu geeignet war, Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln, so blieb mein Bruder in dieser Hinsicht sehr gerne in Amsterdam. Sonst freilich gefiel es ihm in dem steifen, förmlichen Holland gar nicht, und er schrieb öfters, wie sehr es ihn kränke, daß die Holländer sich den Anschein geben möchten, ein besseres Volk als wir Deutschen zu sein, und sogar mit einem Hochmuth auf uns herabzublicken. Es ist dies wirklich sehr komisch, denn warum die Holländer besser als wir Preußen sein wollen, wird wohl so leicht kein vernünftiger Mensch einsehen können. Ich glaube, in geistiger Beziehung stehen wir mindestens ihnen doch wohl ebenbürtig da, wenn wir sie nicht gar übertreffen, und was die kriegerischen Thaten anbelangt, so können die Holländer, ja kein Volk der Erde, sich sicherlich nicht, mit dem vergleichen, was wir Preußen unter unserem Friedrich dem Großen gethan haben. Freilich, an bloßem Reichthum sind die Holländer uns bedeutend überlegen, und als ich später im Jahre 1814 als Officier durch

Holland marschirte, erstaunte ich über den großen Wohlstand, den ich allgemein dort fand. Im Vergleich hierzu sah es freilich bei uns in Preußen gar ärmlich aus, und selbst in einfachen holländischen Kaufmannshäusern fand ich viel mehr Pracht, als wie bei uns in Pommern in den meisten vornehmen gräflichen Schlössern.

Worüber mein Bruder Carl sich auch in den Briefen an uns wiederholt beklagte, war der schroffe Geldstolz, mit dem ihn seine reichen Verwandten in Amsterdam behandelten. Frau van der Capellen nahm ihn nicht als ihren leiblichen Vetter, sondern nur als den Handlungscommis ihres Mannes auf und hat ihm nicht einmal zum Willkomm ihre Hand gereicht. Sie muß überhaupt nach Allem was mein Bruder über sie mittheilte, eine recht alberne, vom entsetzlichsten Geldstolz erfüllte Person gewesen sein, wie solche in den reichen holländischen Kaufmannsfamilien überhaupt nicht selten vorkommen sollen. Auch Herr van der Capellen, der sonst ein sehr tüchtiger, streng rechtschaffener Kaufmann gewesen sein soll, hat meinen Bruder niemals als Verwandten betrachtet, sich nach seiner Familie bei keiner einzigen Gelegenheit erkundigt und ihn immer nur als einen abhängigen Commis

angesehen. Alljährlich viermal, an genau bestimmten Tagen, hat mein Bruder mit dem übrigen zahlreichen Comptoirpersonal der van der Capellen'schen Handlung, an der Tafel des Prinzipals zu Mittag essen müssen, sonst ist er aber niemals in dessen Familienzimmer eingeladen worden. Bei diesen Mahlzeiten, wo die kostbarsten Speisen und Getränke in Hülle und Fülle vorhanden gewesen sind, ist es stets sehr steif und förmlich zugegangen, und Keiner von allen Angestellten der Handlung, hat anders mit dem Prinzipal und dessen Frau Gemahlin geredet, als um die an ihn gestellten Fragen in aller Kürze zu beantworten. Solch ein feierliches Staatsdiner ist nach meinem Geschmacke eine ungemein langweilige Sache, und wie vernünftige Leute sich den Zwang anthun können, es zu geben, oder nur die Einladungen dazu anzunehmen, wenn sie dies irgend zu vermeiden vermögen, habe ich niemals begreifen können.

So konnte mein Bruder Carl denn auch an sich recht die alte Erfahrung erproben, daß der Verkehr mit reichen sich vornehm dünkenden Verwandten, selten für Jemanden, der vom Schicksal mit geringeren Glücksgütern ausgestattet wurde, zu den Annehmlichkeiten gehört, und

Jeder sich glücklich schätzen darf, der nicht in einem Abhängigkeitsverhältniß von ihnen zu stehen gezwungen ist. Glücklicher Weise hatte Carl so viel gelernt, daß er immer allein für sich seinen Lebensunterhalt erwerben konnte, und wenn er auch augenblicklich im Dienste des Herrn van der Capellen stand, doch sonst weiter nicht von ihm abhängig war. Ueber die ferneren Lebensschicksale auch dieses meines Bruders, der sogar einige Zeit Chef aller Feldapotheken der holländischen Armee war und später in Java ein großes Droguengeschäft gründete, werde ich mich noch ausführlicher in unserer Chronik auslassen. Sonst sind wir Beide freilich ziemlich auseinander gekommen, und es scheint mir, als ob Carl seine preußische Heimath leider mehr vergessen hat, als dies eigentlich der Fall sein sollte.

Meine Schwester Marie, die stets einen vorzugsweisen wirthschaftlichen Sinn besaß, hatte nach der Mutter Tod bisher meines Vaters Haushalt mit ebenso viel Eifer als Geschick geführt. Nach der Auflösung von dessen Wirthschaft, mußte sie ebenso wie wir Geschwister Alle, sich bemühen durch eigene Thätigkeit ihr ferneres Fortkommen sich zu sichern. Sie

erhielt auch bald als Wirthschaftsmamsell auf einem großen adeligen Gute unweit von Stettin, eine sehr gute Stelle und verwaltete solche sorgsam, zur vollsten Zufriedenheit ihrer Herrschaft. Sie lernte dort den Wirthschaftsinspector kennen und lieben, heirathete ihn im Jahre 1800, und das Ehepaar kaufte ein kleines Landgut unweit Anclam. Anfangs ging es ihnen ganz gut, und sie konnten bei strenger Arbeitsamkeit und Sparsamkeit alljährlich ein Sümmchen zurücklegen und die Schulden auf ihrem Gute abbezahlen, bis die für Preußen so schweren Jahre von 1806—13 kamen. Da hatten sie dann freilich viele große Sorgen zu bestehen, mußten zusetzen und immer wieder zusetzen, und mein braver Schwager, obgleich er ein sehr geschickter und umsichtiger Landmann war, wußte kaum, wie er und seine Familie die allernothwendigsten Lebensmittel und nun gar für seine Gläubiger, die Zinsen aufbringen sollte. Theilte er doch hierin das gleiche Loos mit der Mehrzahl aller Gutsbesitzer in ganz Preußen, die nicht ein bedeutendes eigenes Vermögen zuzusetzen hatten. Doch Gottes Gnade hat auch hier geholfen und meinen braven Schwager und seine tüchtige Frau vor der Schande eines Ban=

kerotts bewahrt, so nahe sie auch oft davor standen. Jetzt hat er sich schon so ziemlich wieder von den erlittenen Verlusten erholt und arbeitet sich allmählich zu einem bescheidenen Wohlstande herauf. Der älteste Sohn meiner Schwester, Wilhelm, ein hübscher, an Geist wie Körper frischer und kerngesunder junger Mensch, erfüllt jetzt als einjähriger Freiwilliger in unserer Artilleriebrigade seine Militärpflicht gegen seinen König und sein Vaterland und ist ein guter Soldat. Ich werde auch auf meine Schwester Marie und ihre Familie, noch wiederholt in unserer Familien-Chronik zurückkommen.

Meine jüngste Schwester Riekchen war als Erzieherin bei einer vornehmen gräflichen Familie und hatte sich in ihrer Stellung die Zufriedenheit ihrer Herrschaft erworben. Mit dieser ging sie auch 1796 nach Berlin, um dort den Winter zuzubringen. Ihr sehr großes musikalisches Talent und besonders die wunderschöne Stimme welche sie besaß, gaben ihr einen großen Vorzug in der ebenfalls sehr musikalischen gräflichen Familie und bewirkten, daß sie bei den Privatconcerten, welche in deren Wohnung stattfanden, stets sich hören lassen mußte. Bei dieser Gelegenheit lernte sie einen jungen be-

kannten Violinvirtuosen kennen und heirathete ihn auch ein Jahr später, obgleich wir Geschwister alle nicht sonderlich mit dieser Heirath zufrieden waren. So ein Virtuose oder anderweitiger Künstler, hat selten den gediegenen Charakter und die moralische Zuverlässigkeit, ohne welche ein Mann seine Frau in einer Ehe niemals wahrhaft glücklich machen kann. Dazu besaß mein Schwager kein eigenes Vermögen und keine feste Brodstelle, sondern war allein auf den Ertrag seiner Concerte angewiesen, und wenn er auch den Ruf eines bedeutenden Künstlers auf seinem Instrumente genoß, so wollte es uns doch nicht scheinen, daß sich allein hierauf eine solide bürgerliche Haushaltung gründen ließ. Ich muß gestehen, daß ich gegen all dies Virtuosen- und Poetenthum eine Art von Abneigung hege, und wenn ich auch sonst die Musik und die Dichtkunst sehr liebe, und glaube, daß das Leben vielfachen Reiz durch sie erhält, so bin ich gegen alle Menschen, die weiter nichts als umherziehende Virtuosen oder Poeten sind und nicht dabei noch einen soliden bürgerlichen Erwerbszweig oder ein festes Amt besitzen, doch immer etwas zum Mißtrauen geneigt und halte sie mir möglichst gerne ent-

fernt, bevor ich nicht vollgültige Beweise ihres wirklichen moralischen Werthes besitze. Eine vielfache Erfahrung im Leben, hat mich in dieser Hinsicht noch immer mehr bestärkt.

Mein Schwager der Virtuose, unternahm nun mit meiner Schwester, seiner schönen, jungen, sehr musikalischen Frau, alsbald nach der Verheirathung eine größere Kunstreise. Anfänglich waren die Briefe von meiner Schwester, die sie an Clara, bei der so ziemlich die gesammte Correspondenz von allen Geschwistern ihren Mittelpunkt fand, schrieb, voll von Entzücken. Die schönen Gegenden und großen Städte, die sie besuchte, und der freie, ungebundene gesellige Verkehr mit bedeutenden Künstlern und sonst interessanten Persönlichkeiten, welche sie überall kennen lernte, gefielen ihr ungemein, und sie beklagte uns Geschwister, daß wir durch unseren Beruf an einen bestimmten Ort gefesselt waren und nicht gleich ihr, frei in Gottes schöner Welt umherschweifen konnten. Nun, der Geschmack ist glücklicher Weise ein sehr verschiedener, und ich freue mich aufrichtig, daß mich das Schicksal zu einem Officier im Dienste Sr. Majestät des Königs von Preußen und nicht zu einem umherziehenden concertierenden Virtuo-

sen, und wäre ich auch noch so berühmt hierin, gemacht hat. Allmählich klang aber doch eine ganz andere Stimmung aus diesen Briefen heraus. Das stete Umherziehen ohne festen Wohnort und fremd dem schönen Gefühle ein eigenes Heimwesen zu besitzen, dafür aber das immer wechselnde Wohnen in den Gasthöfen mit ihren ekelhaftem Anhängsel von Kellnern und Lohndienern und derartigen Menschen, ward meiner Schwester doch zuletzt außerordentlich ungemüthlich. Auch der stete Verkehr mit allen diesen Virtuosen, Poeten, Litteraten und nun gar Schauspielern, auf den meine Schwester vorzugsweise mit angewiesen war, konnte sie, nachdem erst der erste Reiz der Neuheit vorüber war, unmöglich auf die Länge wahrhaft befriedigen. Sie fing immer mehr an einzusehen, daß alle diese Menschen freilich häufig mit schönen Talenten reich begabt, dafür aber auch an wirklich reellen Eigenschaften des Charakters desto ärmer sind, und oft ein Mann, der vorzüglich Violin spielt oder die zartesten Gedichte drucken läßt, doch so voller Unmoralität, Lug und Trug und dabei noch von wirklich komischer Eitelkeit steckt, daß er für eine wahrhaft anständige Frau auf die Länge ganz unmöglich einen befriedigen-

den Umgang gewähren kann. Auch das Verhältniß zu den wirklich vornehmen Adels- und wohlhabenden Bürgerfamilien, zu denen meine Schwester und ihr Gatte vielfach eingeladen wurden um dort zu musiciren, konnte sie nicht befriedigen. Sie besaß zu vielen natürlichen Tact, um nicht zu fühlen daß zwischen solchen Familien und einem umherreisenden Virtuosenpaare doch stets — und zwar meiner festen Ansicht auch mit vollem Recht — eine gewaltige Kluft herrsche und sie dort trotz aller augenblicklichen oft wirklich lächerlich, übertriebenen Schmeicheleien, die man ihnen ganz ohne Weiteres in's Gesicht sagte, und der Artigkeiten welche man ihnen recht ostensible erwies, niemals für voll und gleichstehend angesehen wurden. Das hat oft ihren weiblichen Stolz tief verletzt, und sie schrieb immer häufiger an Clara, sie fühle sich in den Häusern von all diesen vornehmen Kunstmäcenaten doch niemals recht wohl und heimisch, und besuche solche nur so viel sie unumgänglich müsse, um den Concerten ihres Mannes keinen Schaden zu thun. Dazu kamen auch wohl bisweilen häusliche Sorgen mit ihrem schweren Gefolge. Zwar erwarb mein Schwager mit seinen Concerten oft in einem Monate Summen,

von denen eine ganze anständige Bürger- oder Beamtenfamilie ganze Jahre leben mußte allein wie dies nun einmal in der Natur der meisten Künstler liegen soll, er war ein schlechter, unordentlicher Wirth und vergeudete das gewonnene Geld oft ebenso schnell wieder wie er es eingenommen hatte. Dazu kamen dann auch häufig schlechte Zeiten, in denen die Einnahmen ausblieben und die Concerte oft mehr kosteten als einbrachten. So soll dann öfters eine große Ebbe in der Kasse des Ehepaars gewesen sein, und meine Schwester Riekchen schrieb nicht selten bitter klagend an Clara, sie besitze zwar viele kostbare seidene Kleider und bunte Kopfputze aller Art, und habe in einer Woche mehr Wein getrunken, als in ihrem elterlichen Hause, so lange sie dort gelebt, auf den Tisch gekommen, allein dabei fehle es ihr sogar mitunter selbst an dem Allernothwendigsten; kurz, es war auch hierin wieder eine rechte Künstler- und Poetenehe mit ihrem ganzen Gefolge von Unwirthschaftlichkeit, Unordnung und grellen Contrasten zwischen Ueberfluß und Mangel.

Um seine Einnahme in den Concerten zu verbessern und das Honorar für die fremden Sängerinnen welche darin mitwirkten, zu er-

sparen, verfiel mein Schwager der Virtuose, bald auf den Gedanken, die wirklich prachtvolle Stimme seiner Gattin dazu zu benutzen, um sie auch als Concertsängerin auftreten zu lassen. Anfänglich sträubte sich ihr weibliches Zartgefühl mit allem Rechte dagegen, sich so öffentlich vor ein großes, fremdes Publikum hinzustellen und diesem vorzusingen, und sich von jedem frechen Judenbengel, der etwa einen Thaler Entree bezahlt hatte, begaffen und beurtheilen zu lassen, und es hat viele harte eheliche Kämpfe gekostet, und wahrscheinlich meiner armen Schwester manche Thräne ausgepreßt, bis sie sich entschloß, eine Concertsängerin zu werden und überall in den Concerten ihres Mannes mitzuwirken. Als dieser aber nun noch in seinen Anforderungen weiter gehen und gar verlangen wollte, sie solle auf dem Theater als Sängerin in einer Oper auftreten, da empörte sich mit vollem Rechte ihr ganzer weiblicher Stolz gegen solche Zumuthung. Sie erinnerte sich, mit welcher tiefen sittlichen Entrüstung mein verstorbener Vater die Zumuthung, die ihm einst ein Bekannter gemacht hatte, seine Tochter für das Theater ausbilden zu lassen, abgewiesen hatte, und welchen innern Widerwillen wir Alle gegen

solche Theaterdamen hegten und es nicht begreifen konnten, wie sich ein wirklich anständiges Mädchen dazu verstehen könne, öffentlich in einer oft fast unanständigen Kleidung auf der Bühne aufzutreten und sich von den unverschämten Blicken Aller, welche durch das gezahlte Entree ein Recht dazu besaßen, sich begaffen zu lassen. So lehnte sie denn diese Zumuthung ihres Mannes, eine Theatersängerin zu werden, mit der größten Entschiedenheit ab und gab ihm die feste Erklärung, daß sie im äußersten Nothfalle wenn er sie gar hierzu zwingen wolle, ihn verlassen und dann zu ihrer Familie nach Pommern zurückkehren würde. Wir Geschwister alle, als wir dies erfuhren, billigten selbstverständlich diesen Entschluß meiner Schwester vollkommen. Ich selbst als Aeltester der Geschwister, schrieb damals einen sehr ernsten Brief an meinen Schwager und äußerte darin in lebhaften Worten, meinen Unwillen, daß er ein Mitglied unserer Familie zu einer Theaterdame machen und dadurch in einen zweifelhaften Ruf bringen wollte. So bestand denn auch mein Schwager nicht weiter auf seinem leichtfertigen Vorsatz und ersparte uns dadurch den

gerechten Schmerz, eine geliebte Schwester als eine Schauspielerin zu wissen.

In reiferem Alter gab mein Schwager endlich sein beständiges Umherreisen als Concertvirtuose auf und nahm eine Stelle als Kapellmeister bei dem Hoftheater eines kleinen Fürsten im südlichen Deutschland an. So hatte er doch wenigstens für sich und seine Familie, eine sichere Heimath und eine feste Brodstelle, und erfreute uns durch diese Umgestaltung seines Schicksals sehr. Auch meine Schwester, die inzwischen drei Kinder geboren hatte, freute sich sehr, jetzt endlich nach so vielen Jahren die sie stets umhergereist war, einen ruhigen Wohnort bekommen zu haben, und ihre Briefe klangen von nun an viel heiterer, und sie lernte das wahre Familienglück in seinem unendlichen Werthe ungleich besser erkennen, als dies früher der Fall gewesen war.

So gestaltete sich das Schicksal von meinen fünf Geschwistern in den nächsten Jahren, die nach unseres unvergeßlichen Vaters Tode folgten.

Was nun mich betraf, so kehrte ich bald nach der Beerdigung des theuren Hingeschiedenen in meine Garnisonsstadt Stettin zurück. Des Dienstes strenge Pflichten nahmen alsbald meine

Zeit vollständig in Anspruch, und diese unausgesetzte Thätigkeit hatte das Gute, daß ich mich dem Schmerze über den großen Verlust den ich so eben erlitten, nicht in dem Maße hingeben konnte, wie dies sonst unzweifelhaft geschehen sein würde. Es giebt in der That kein besseres Heilmittel gegen alle Trauer der Seele, als eine unausgesetzte geistige wie körperliche Thätigkeit, die alle unsere Kräfte vollständig in Anspruch nimmt; dies erfuhr ich jetzt wie auch später noch wiederholt in meinem Leben.

An dienstlichen Geschäften aller Art fehlte es mir aber in diesem Jahre 1791 wahrlich nicht. Es lag so etwas in der Luft was einen baldigen Krieg erwarten ließ, und obwohl wir Officiere alle nicht die mindeste sichere Kenntniß davon hatten, wann ein solcher entbrennen würde, so zweifelten wir doch nicht im Geringsten daran, daß solch ein Kampf zwischen Preußen und Frankreich in allerkürzester Frist zum Ausbruch kommen müßte. Da gab es denn besonders bei uns in der Artillerie, ungemein viel zu thun, denn unsere Waffe war leider in den letzten Jahren etwas sehr zurückgeblieben. Besonders an einer genügenden geistigen Ausbildung der jungen Leute welche sich zu Officieren vorbe-

reiten wollten, mangelte es, und das war ein großer Nachtheil. Jeder tüchtige Officier, wenn er wirklich alle Pflichten seines ehrenvollen Berufes erfüllen will, bedarf dazu eines gewissen Maßes von Kenntnissen, allein ein Artillerieofficier kann ihrer am allerwenigsten entbehren, wenn er nicht ein erbärmlicher Stümper in seinem Fache bleiben und seiner Waffe zur Unehre gereichen will. Da unser Oberst das einsah, so hatte er mir den ehrenvollen Auftrag ertheilt, ungefähr einem Dutzend junger Freikorporale der Artillerie, welche in Stettin in Garnison lagen, Privatstunden in der Mathematik und dann in der Terrainkunde und im Planzeichnen zu ertheilen. Jeden Morgen und jeden Abend eine Stunde, wenn der Dienst der natürlich durch solch einen Unterricht nicht im Mindesten versäumt werden durfte, dies gestattete, ertheilte ich solchen Unterricht. Jeder Schüler mußte dafür allmonatlich einen Thaler an mich entrichten, und so erhielt ich auf diese Weise alle Monate eine Zulage von zehn bis zwölf Thalern, die mir vortrefflich zu statten kam. Freilich hatte ich auch ungemein viel zu arbeiten, und da ich meinen gewöhnlichen Dienst mit besorgen mußte und dazu noch häufig in das Labora-

torium der Artillerie commandirt war und die Anfertigung der Cartouschen für die Geschütze und die Füllung der Hohlgeschosse zu überwachen hatte, so blieb mir für meine eigenen Vergnügungen nur eine sehr geringe freie Zeit übrig. Hatte ich übrigens einige Mußestunden, so benutzte ich solche bei der schönen Jahreszeit zu ausgedehnten Spaziergängen, oder ich unternahm mit einigen näherbefreundeten Kameraden, große Segel- und Ruderfahrten auf der Oder bei Stettin, die wir selbst mitunter bis über das Haff nach Swinemünde, einem kleinen, von unserem großen Friedrich angelegten Hafenstädtchen, das in raschem Aufblühen begriffen war, erstreckten, um uns dort an dem ewig neuen, so großartigen Anblick des Meeres zu erfreuen und neue Kräfte für die Arbeit zu gewinnen. Solche größere Ausflüge auf zwei bis drei Tage in einem schnell über die Wellen dahin sausenden Segelboot, in Gesellschaft einiger guter Kameraden, sind stets für mich eine Quelle der höchsten Freude gewesen und mir für mein ganzes Leben unvergeßlich geblieben. Um das Geld für die theure Einkehr in den Wirthshäusern zu sparen, nahmen wir uns gewöhnlich einige Flaschen gutes starkes Stettiner Bier, dann Brod,

Käse, Butter, Wurst, und hatten wir eben große Fluth in unserer Kasse, auch wohl einen Schinken mit. So schmausten wir dann kalte Küche aus freier Faust und waren so vergnügt und heiter dabei, daß wir wahrlich auch nicht den reichsten und vornehmsten Mann, dem alle Leckerbissen Europas täglich zu Gebote stehen, beneideten. War es sehr milde Witterung bei solchen Ausflügen zu Wasser, so suchten wir wohl die Nächte im Freien auf der Insel Usedom oder Wollin zu bivouakiren. Wir nahmen uns dann große Wollendecken zum Schlafen mit, in die wir uns einhüllten, und zündeten außerdem an einem abgelegenen Platze im Walde, ein hellflammendes Bivouakfeuer an, um welches wir uns lagerten und uns dabei schon voraus in Gedanken die vielen Bivouaknächte, die wir später wohl noch im Kriege in unserem Beruf als Soldaten verleben würden, mit all ihren wechselnden Abenteuern ausmalten. Unter den Officieren, die wir gewöhnlich diese Seefahrten unternahmen, befand sich auch ein junger Lieutenant der Infanterie — er fiel später als Oberst in der Schlacht bei Lützen, — der eine ganz vorzügliche Baßstimme besaß. Der trug uns dann gewöhnlich allerlei Gesänge, besonders Soldatenlieder

vor, und wir Anderen stimmten im vollen Chor mit ein. Vorzugsweise die „Lieder eines preußischen Grenadiers" von dem alten Vater Gleim, worin die Thaten unseres preußischen Heeres im siebenjährigen Kriege so sehr verherrlicht wurden, waren unsere Lieblingsgesänge. Bei einem solchen nächtlichen Bivouak im Walde unweit eines reizend am Strande des Meeres in der Nähe von Swinemünde gelegenen Dorfes, wurden wir einst von einem Forstwächter getroffen und als Vagabunden arretirt. Wir sahen auch in der That solchen ungleich ähnlicher als preußischen Officieren. Zwar war es eigentlich allen Officieren strenge verboten Civilkleidung zu tragen, allein bei diesen Ruderfahrten trugen wir Alle doch gewöhnlich weite Matrosenhosen aus grauer Sackleinwand und grobe Seemannsjacken, theils um unsere Uniformen zu schonen, theils aber auch, weil wir uns beim Rudern und Segelaufstellen freier darin bewegen konnten. So glichen wir in diesen Anzügen und dazu noch unserem militärischen Haarschnitt und den Schnauzbärten und alten Soldatenmützen, wirklich einer Bande weggelaufener Deserteure. Es fand denn auch unsere Versicherung, daß wir Artillerie=

officiere aus Stettin wären, bei dem Forstaufseher, dem inzwischen noch ein Jägerbursche zur Hülfe gekommen war, wie leicht erklärlich, nicht den mindesten Glauben. Sie erklärten uns als Arrestanten, und Beide spannten die Hähne ihrer Flinten und drohten mit großer Bestimmtheit, Jeden von uns der den Versuch zum Fortlaufen oder gar zum Widersetzen machte, ohne Weiteres niederzuschießen. Die Sache konnte eigentlich sehr unangenehm für uns werden, denn erhielt der gestrenge Commandant von Stettin Kenntniß von diesem Vorfall, so bekam Jeder von uns mindestens vier Wochen strengen Arrest in dem Officierarrestzimmer der Hauptwache, wie wir dann noch voraussichtlich wegen dieses Abenteuers von den Kameraden arg verspottet und ausgelacht, und von den Vorgesetzten grob gerüffelt wurden. Glücklicher Weise nahm die ganze Sache eine ganz andere, ungleich bessere Wendung. Wir wurden mitten in der Nacht zu dem benachbarten Oberförster gebracht, damit der weiter über uns beschließen solle. Der auf diese Weise aus dem Schlafe gestörte Oberförster fluchte anfänglich zwar gar heftig über eine solche Bande von verfluchten Kerlen und befahl, man solle uns bis zum nächsten Morgen in den Hunde-

stall einsperren und dort strenge bewachen, bis wir dann an das Amt in Wolgast abgeliefert werden sollten. Glücklicher Weise fiel mir jetzt zuletzt noch ein, daß dieser Oberförster einen jüngeren Bruder besaß, der als Freikorporal in Stettin diente und mit zu meinen Schülern gehöre. Ich rief ihm nun in der Dunkelheit über den Hof, denn er lag im Fenster seines Schlafzimmers, meinen Namen und Stand zu, und daß ich ja der Lehrer seines Bruders sei. So wie er das gehört, kam er herunter, erkannte mich und als ich ihm nun die ganze Sache näher auseinandergesetzt und für meine Gefährten gebürgt hatte, löste sich dies ganze unangenehme Mißverständniß in Lachen und Scherzen auf. Der Oberförster war ein jovialer und gemüthlicher alter Herr und meinte nun, in den Wald dürfe er uns nicht wieder lassen, das könne zu einer abermaligen Arretirung führen, wir müßten daher die Nacht bei ihm bleiben und seine Gäste sein. Es wurde nun die Haushälterin geweckt, Feuer in der Küche gemacht, und bald stand eine mächtige Terrine voll heißen, starken Punsch und eine Schüssel mit kaltem Braten und Salat vor uns. Mit dem guten Appetit der Jugend sprachen wir der Speise und dem Punsche zu und

tranken, sangen und lachten die ganze kurze Sommernacht hindurch, und der Oberförster, dem es ungeheuren Spaß machte, daß er so mir nichts, dir nichts mitten in der Nacht solche kreuzfidele Gäste hatte, war der Allerlustigste von uns Allen. Als die Sonne aufging, eilten wir wieder zu unserem Boote zurück, kühlten unsere von Punsch erhitzten Köpfe durch ein prächtiges Bad im Meere und segelten und ruderten dann wieder nach Stettin, wo wir am späten Abend ankamen. Dies kleine, fröhliche Abenteuer habe ich niemals wieder vergessen, daher ich es hier in dieser Chronik so ausführlich niederschrieb. Von den sieben jungen Officieren, die wir damals diese Fahrt machten, bin ich allein noch am Leben. Zwei von ihnen blieben in der Rheincampagne, Einer fiel muthig kämpfend bei Jena, Zwei in den Feldzügen von 1813—14, und Einer leider auf westphälischer Seite. Er konnte es über sein Herz bringen, nach dem Tilsiter Frieden sein preußisches Vaterland zu verlassen und den ruhmvollen Dienst unter unserer schwarz-weißen Adlerfahne mit dem dieses hergelaufenen französischen Abenteurers, der sich König Jerome von Westphalen nennen ließ, zu vertauschen. Schade

um ihn, er war sonst ein muthiger, sehr befähigter Soldat, aber leider kein fester Charakter.

Im Winter, bei hellem Frostwetter, liefen wir viel Schlittschuhe und machten oft in der Art weite Partien die Oder stromauf und stromab. Solch' Schlittschuhlaufen ist mir noch bis zu meinem höheren Alter stets ein prächtiges Vergnügen gewesen, und noch vor wenigen Jahren war ich ein recht ausdauernder Schlittschuhläufer. Alle solchen Vergnügungen im Freien härteten unsere Körper ab, und ich halte es für jeden Officier der wirklich seinen ehrenvollen Beruf vollständig erfüllen will, für eine wesentliche Pflicht, daß er einen möglichst starken Körper besitzt, erhielten uns frisch und lustig, und kosteten unserer Kasse nur geringes Geld. Schulden, die wir nicht bezahlen konnten, zu machen, galt bei uns Artillerieofficieren damals mit Recht für schimpflich, und ich hatte mir einst mit noch einem Dutzend Kameraden das Ehrenwort gegeben unter keinen Umständen Schulden zu machen und lieber am Abend trockenes Brot zu essen als zu borgen. Es herrschte damals bei allen Officieren in ganz Stettin — sehr vereinzelte Ausnahmen abgerechnet — ein solides Leben, und Spieler, Trunkenbolde, Händelsucher, Kra=

kehler und Frauenverführer, wurden von dem weit größeren und besseren Theil ihrer Kameraden, eigentlich verachtet und ihr Umgang möglichst gemieden. Die Obersten aller hier in Garnison liegenden Regimenter, wachten mit Recht strenge darauf, daß sich solche liederliche Patrone nicht allzusehr bemerklich machen und besonders auch nicht durch ihr böses Beispiel ihre jüngeren, noch unerfahrenen Kameraden unter den Officieren verführen durften. Wollten ernsthafte Verweise oder gar Zimmerarreste bei solchen zur Liederlichkeit geneigten Officieren nicht helfen, so wurden sie zur Strafe in die Garnisonsregimenter versetzt, oder, hatten sie es zu arg getrieben, auch ohne Weiteres aus dem Dienst entlassen. So sollte es auch meiner festen Ueberzeugung nach, stets mit vollem Rechte geschehen und jeder Oberst auf das Strengste dafür verantwortlich gemacht werden, daß ein moralischer Geist unter seinem Officierkorps herrscht, und alle liederlichen Officiere, welche der Uniform durch ihren Lebenswandel Schande machen, ohne Weiteres aus dem Dienst fortgejagt werden. Seine Majestät der König von Preußen kann stets tüchtige Officiere in beliebiger Zahl für seine Armee erhalten, und der Officiersdienst im

preußischen Heere erfordert nicht allein muthige und dienstgewandte, sondern auch moralisch achtungswerthe Männer, denn sonst verliert unser Stand die allgemeine Achtung im Volke, die er glücklicherweise stets besessen hat und hoffentlich auch bis auf die fernsten Zeiten besitzen wird.

Zweites Capitel.

Der Feldzug vom Jahre 1792. Ausmarsch unserer Truppen aus Stettin. Die Tüchtigkeit der pommerschen Soldaten. Mein Commando beim Artilleriepferdedepot in Stolpe. Marsch nach Mainz im Juli 1792. Die Stadt Halle und die thüringischen Lande. Die Emigranten in Mainz. Befehl, mich zum Herzog Carl August von Sachsen-Weimar als Ordonnanzoffizier zu begeben. Ritt nach Trier. Französische Gefangene und preußische Blessirte und Kranke. Schlechter Zustand des Medicinalwesens im preußischen Heere. Meine Bekanntschaft mit Goethe, und täglicher Verkehr mit ihm. Die Festung Longwy.

Es war in meiner Jugendzeit eigentlich nicht recht Gebrauch, daß die jungen Officiere in der Königlich preußischen Armee, sich allzuviel mit der Politik beschäftigten, und ich glaube, es gab kein Dutzend Lieutenants in der ganzen Garnison, welche die allwöchentlich zweimal erscheinende Stettiner Zeitung, oder nun gar die Spener'sche, die uns aus Berlin zukam, wirklich

regelmäßig und aufmerksam durchlasen. Wozu sollten sie sich auch unnützer Weise mit dem doch stets sehr verwickelten Studium der Politik die Köpfe zerbrechen, da sie die freie Zeit welche uns der Dienst ließ, ungleich nützlicher oder sonst doch viel angenehmer verwenden konnten! Mitzuberathen was geschehen sollte, hatte das Heer glücklicher Weise nicht das Mindeste, sondern nur stets auf das Schnellste und Pünktlichste alles was Seine Majestät der König uns befahl, auszuführen; so war es von jeher im Preußenlande gewesen und wird hoffentlich auch immer so bleiben. Trotz dieser Gleichgültigkeit gegen alles politische Getriebe, konnte es doch nicht ausbleiben, daß die ausgebrochene französische Revolution und alles was in Paris und Frankreich vorging, die Aufmerksamkeit von Vielen unter uns in hohem Grade erregte. Besonders auch ich, den mein Vater der sehr fertig französisch gesprochen hatte, von Kindheit auf in dieser Sprache unterrichtet, so daß ich ganz fließend französisch lesen verstehen, ja auch so ziemlich sprechen und schreiben konnte, las das einzige Exemplar einer Zeitung aus Paris, was nach Stettin kam und welches ein dort etablirter fremder Kaufmann hielt und mir alle

Wochen lieh, mit dem regsten Interesse. Ahnte mir doch schon damals, daß diese gewaltige Revolution die von Paris ausging, auch auf mein Vaterland Preußen und somit auch auf mein eigenes Leben, einen tiefen Einfluß ausüben sollte. Ich kann nicht läugnen, daß ich im Anfange eine gewisse Sympathie für die Bewegung welche in Frankreich ausbrach, empfand. Es wurden in der Assemblée nationale manche Reden gehalten, die mich wirklich begeisterten, und mein jugendlicher Irrthum konnte sich sogar zu einer gewissen Schwärmerei für Lafayette und Mirabeau und andere bekannte Persönlichkeiten welche im Beginn der französischen Revolution sich Namen und Ruf erwarben, versteigen. Mein seliger Vater, der das Studium der Geschichte, besonders in seinen letzten Lebensjahren, zur Lieblingsbeschäftigung machte, ertheilte mir ziemlich gründlichen Geschichtsunterricht, und so hatte ich denn später auch als junger Officier manche nützliche und angenehme Stunde mit dem Lesen guter historischer Werke verbracht. So war mir denn auch die Geschichte Frankreichs nicht unbekannt geblieben, und ich hatte mich oft über die Scheußlichkeiten, die dort unter der Regierung Ludwig's XIV., den eine höfische

Schmeichelei sogar den Großen zu nennen wagte, und in noch ärgerem Grade unter seinen Nachfolgern Ludwig XV. und den sogenannten Regenten Philipp von Orleans stattfanden, im höchsten Grade empört. Wahrlich, die Zustände in Sodom und Gomorha, können nicht ärger gewesen sein, als die zu Paris während eines ganzen Jahrhunderts. Wo Zucht und Sitte so verspottet werden, eine solche Frivolität an einem Hofe herrscht und besonders auch der Adel und der Officiersstand, welche die heilige Pflicht haben, in Allem was gut und edel ist, den übrigen Ständen mit nachahmungswerthem Beispiele voranzugehen, auf so abscheuliche Weise von dem Pfade der Tugend und Ehre abweichen, wie dies in Frankreich während mehrerer Generationen — mit geringer Ausnahme — vorkam, da darf man sich freilich nicht wundern, wenn auch ein ganzes Volk so verwildert und bis in seinen innersten Kern angefault wird, als dies mit dem französischen geschah. Da muß Gott der Herr denn wohl über eine derartige Bevölkerung die Schale seines gerechten Zorns ausgießen und sie das Unglück einer Revolution in seinem vollen Maße kosten lassen. Heilt der menschliche Arzt einen tief eingewurzelten Krebsschaden doch

auch nicht mit Rosenwasser, sondern nur mit glühendem Stahl, und so sehen wir auch in der Geschichte aller Völker, daß, wenn ihre sittlichen Zustände arg erschüttert sind, Gesetz und Recht ihre Geltung verloren haben und statt Zucht und Sitte und wahrer Religiosität, nur Unzucht, Gesetzlosigkeit, Frivolität und Unglaube sich selbst bis in die weitesten Kreise einfressen, stets eine gewaltsame Revolution mit ihrem unausbleiblichen Gefolge von Krieg, Schrecken, Blut und Elend, und zuletzt als nothwendiges Ende, von harter Despotie, ausbrechen wird und muß. Je mehr ich nun im Verlaufe der französischen Revolution deren Begebenheiten aufmerksam verfolgte und die hervorragenden Persönlichkeiten derselben nicht blos nach ihren phrasenhaften Reden, sondern auch nach ihren wirklichen Handlungen zu beurtheilen lernte, desto mehr mußte freilich die jugendliche Begeisterung, die ich anfänglich empfunden hatte, verschwinden, und zuletzt einer gerechten Entrüstung, ja selbst einem gewaltigen inneren Zorn Platz machen. Ich lernte in Lafayette einen eitlen, selbstsüchtigen Schwätzer, und in Mirabeau einen rohen, frivolen Wüstling, dem jedes Mittel welches ihm nur persönlichen Vortheil verschaffen konnte, recht war,

erkennen und hegte bald eine tief innere Verachtung gegen diese Menschen, welche die Phrase, Gleichheit, Brüderlichkeit und Freiheit stets auf der Zunge führten und deren Lippen von schönen Worten überflossen, und die dabei doch sich als die größten Egoisten und widerlichsten Wüstlinge zeigten. Und nun gar, als die Zeit der Schreckensherrschaft begann und Kerle wie Robespierre, Marat, Danton und wie diese anderen Bösewichter weiter heißen mochten, ihr Wesen trieben, hegte ich einen gewaltigen Zorn gegen dieses ganze Treiben in Paris. Aber zugleich begann ich auch eine tief innere Verachtung gegen die französische Nation überhaupt zu empfinden, daß sie so leicht und gedankenlos von einem Extrem in das andere übergehen und die blutige Tyrannei von einer solchen Bande von Schurken, wie die genannten waren, geduldig ertragen konnte. So etwas wäre doch bei uns in Preußen eine unbedingte Unmöglichkeit gewesen, und weder eine solche liederliche Wirthschaft wie unter Ludwig XV. noch solche Scheußlichkeiten wie zu der Revolutionszeit hätten in unserem preußischen Volke einen Boden gefunden. Je häufiger ich nun in meinem späteren Leben mit dem verschiedensten Franzosen zusammenkam, und je

länger ich sie kennen lernte, desto mehr nahm meine tief innerste Abneigung gegen das ganze französische Volk zu. Nur vor dem militärischen Genie ihres großen Soldatenkaisers Napoleon, hegte ich gerechte Bewunderung, und der kriegerischen Tüchtigkeit Vieler der Officiere, Unterofficiere und Soldaten, welche in der strengen Soldatenschule Napoleon's erzogen und gebildet worden, konnte ich meine aufrichtige Anerkennung nicht versagen, sonst habe ich nur ganz vereinzelte Franzosen kennen gelernt, denen ich als Mensch die mindeste Achtung zollen mochte. Meine Abneigung gegen das Französische und Alles was aus Frankreich kommt, geht jetzt so weit, daß ich meine Kenntniß der französischen Sprache fast absichtlich vernachlässige und es gar nicht wünsche, daß meine Kinder mehr Französisch lernen mögen, als wie in den Schulen unbedingt erforderlich ist. Wenn es nach meinem Wunsche ginge, so ertheilte Seine Majestät unser König von Preußen, den Befehl, daß bei den Portepéefähnrichs-Prüfungen im Französischen gar nicht mehr examinirt, dagegen die Kenntniß der lateinischen Sprache gefordert würde. Es ist für alle jungen preußischen Officiere entschieden von größerem Werthe und trägt zu ihrer wahrhaften

geistigen Ausbildung weit mehr bei, wenn sie den Tacitus und Julius Cäsar in der Ursprache lesen, als wenn sie oberflächlich Französisch plappern und frivole französische Comödien oder Romane lesen können. Auch die preußischen Diplomaten dürften sich nur der lateinischen statt der französischen Sprache bedienen, und ich hoffte, daß solch Beispiel dann bei manchen anderen fremden Völkern die verdiente Nachahmung finden und das Lateinische an die Stelle des Französischen als Weltsprache treten würde.

Ich habe schon früher angeführt, daß wir Officiere in Stettin, Alle an den baldigen Ausbruch eines Krieges mit Frankreich glaubten und die Meisten von uns solchen dringend wünschten. So wenig sich auch die Mehrzahl von uns um die Politik kümmerte, so waren doch die Gräuel der französischen Revolution in alle Kreise gedrungen und hatten die Abneigung, welche meine Kameraden fast schon instinctmäßig und mit der Muttermilch eingesogen, gegen Alles was französisch war, noch bedeutend gesteigert. Dazu besaßen wir noch aus der Zeit des siebenjährigen Krieges her, den die meisten Compagnieführer und fast sämmtliche Stabsofficiere, ja auch viele alte Feldwebel, Feuerwerker und

Wachtmeister mitgekämpft hatten, eine große Verachtung gegen die Franzosen als Soldaten. Alle diese alten Veteranen hatten uns viel hundertmal erzählt, wie erbärmlich sich die französische Armee während des ganzen siebenjährigen Krieges geschlagen, und wie unsere preußischen Truppen solche fast unausgesetzt besiegt hatten. Besonders von der berühmten Schlacht bei Roßbach, und wie dort die Franzosen, ihre Marschälle, Prinzen und sonstige vornehmen Edelleute an der Spitze, so schnell Reißaus genommen hätten, daß unsere Husaren sie gar nicht wieder einzuholen vermochten, konnten uns Alle, denen das Glück zu Theil geworden darin mitkämpfen zu dürfen, gar nicht genug erzählen.

So erregte denn die Nachricht, daß Seine Majestät unser König den Krieg gegen Frankreich zu befehlen geruht hatte, fast eine allgemeine Freude bei allen Officieren in Stettin. Nur die älteren, verheiratheten Compagniechefs, welche ihr reichliches Auskommen und ihr bequemes Familienleben im Frieden zu verlieren, fürchteten, mochten wohl im Geheimen über den Ausmarsch in das Feld mißvergnügt sein, obglei ch sie dies natürlich äußerlich nicht zu zeigen wagten alle jüngeren und ehrgeizigen Officiere hingegen

jubelten laut. Daß wir die Franzosen sehr schnell und auch mit verhältnißmäßig geringen Opfern würden schlagen können, daran zweifelte wohl im ganzen preußischen Heere so leicht Niemand. Hatten wir Preußen doch unter unserem großen König Friedrich während sieben langer Jahre fast ganz Europa Trotz geboten und Russen und Oesterreicher, Sachsen und Schweden, die Franzosen und den übrigen Reichsplunder gar nicht einmal zu rechnen, fast immer gänzlich geschlagen, so konnten wir jetzt doch mit diesen Franzosen allein sehr leicht fertig werden. Daß wir freilich unseren König Friedrich den Einzigen nicht mehr besaßen und nach seinem Tode in unserem Heere Manches vielleicht eher schlechter als besser geworden war, daran dachten wir Officiere in unseren Siegeshoffnungen freilich nicht. Dazu hatten sich auch sogar bis nach Stettin einzelne französische Emigranten verirrt, welche uns in lebhaften — aber wie sich leider nur zu bald erwies, nur zu falschen Farben schilderten, wie sehr man in ganz Frankreich auf den Einmarsch der verbündeten Truppen hoffe, welche gräuliche Unordnungen aller Art bei den revolutionären Heeresschaaren herrschen, und wie es dort an Geschützen, Munition, Cavallerie-

und Artilleriepferden, und besonders auch an kriegserfahrenen Officieren fehle. Auch die Hülfe, die wir an den Emigranten und besonders auch an dem Corps, welches der Prinz von Condé am Rhein zum Einmarsch in Frankreich gebildet hatte, haben sollten, hatten uns diese Herren in ungemein übertriebener Weise geschildert. Ich muß gestehen, daß ich gleich anfänglich gegen solche Angaben dieser Franzosen ein nicht geringes Mißtrauen hegte. Dies ganze leichtfertige frivole und dabei oft wirklich lächerlich prahlerische Benehmen, mit welchem die Meisten dieser Emigranten die ich kennen lernte, auftraten, mißfiel mir in so hohem Grade, daß ich dadurch auch zu nicht geringem Mißtrauen gegen die Wahrhaftigkeit aller ihrer übrigen Angaben bewogen wurde. Obgleich die Meisten dieser emigrirten Edelleute Alles an dem ihr Herz hängen konnte, verloren hatten und sich dabei oft in so dürftigen pecuniären Verhältnissen befanden, daß sie die Geldunterstützungen ihrer reichen Standesgenossen in Preußen in Anspruch nehmen mußten, so hinderte dies sie doch nicht, ihr früheres leichtsinnig-frivoles Leben, so viel sie dies nur vermochten, auch bei uns in Stettin fortzusetzen. Besonders hinter allen

hübschen Weibern waren sie mit unermüdlichem Eifer her und suchten möglichst viele Eroberungen auf dem Felde der Liebe zu machen, da ihnen der alte Kriegsgott Mars doch seine Gunst nicht schenken wollte. Da Viele dieser französischen emigrirten Edelleute noch jung, hübsch, gewandt und besonders auch von einer schamlosen Dreistigkeit die so leicht vor nichts zurückschreckte, waren, ihr fremdartiges Wesen und gar ihr Französischsprechen, was thörichter Weise in mehreren Kreisen von Stettin als überaus vornehm galt, bei manchen Weibern auch einen besondern Eindruck machte, und das weibliche Herz oft leider nur zu schwach gegen die süßen Verlockungen der Liebe sich zeigt, so gelangen ihnen ihre Verführungen öfters, als man dies eigentlich hätte erwarten sollen. Gerade durch diese emigrirten französischen Edelleute kam ein frivoler Ton und ein Lockerung der Sitten in mehrere reiche Stettiner Kaufmannsfamilien hinein, welche vielen Schaden dort angerichtet und manches eheliche Glück zerstört hat. Wirklich, einzelne Weiber waren wie toll und schämten sich nicht, damit zu prahlen, wenn sie so einen hergelaufenen französischen Marquis oder Baron zum Hausfreund haben konnten, und ihre Männer, statt

einen solchen Kerl ohne Weiteres zum Hause hinauswerfen zu lassen, fühlten sich auch noch gar geehrt, daß ein so vornehmer Edelmann, der überall mit seinem großen Wappen und seinem alten Stammbaum prahlte, gerne seine Füße unter ihren wohlbesetzten Tisch streckte, in ihrem Wagen mit ihnen spazieren fuhr und ihnen ihr oft schwer genug erworbenes Geld abschwindelte oder in hohem Ecartéspiel, ebenfalls eine französische Erfindung, abnahm. Auch in ihrem auffallenden Anzuge, ihrem tänzelnden Benehmen, ihrem unaufhörlichen Schwatzen und ihrem ganzen süßlichen affectirten und parfümirten Wesen glichen die Meisten dieser vornehmen Emigranten vielmehr umherziehenden Comödianten, als wahren Edelleuten und Officieren, und da ich einmal von Jugend auf eine tief innere Abneigung gegen alles Comödiantenwesen und was damit zusammenhängt besessen habe, so trug ich solch unsympathisches Gefühl auch mit auf diese Franzosen über. So viel weiß ich, daß, wenn ein böses Schicksal über unsere meisten preußischen Edelleute und gar über uns preußischen Officiere verhängt haben sollte, daß wir unser Vaterland Preußen, unter solchen Umständen verlassen müßten, so würden wir uns ungleich männlicher, ernster

und besonders auch bescheidener betragen haben. Uebrigens gab es auch unter diesen emigrirten Franzosen einzelne, freilich aber nur seltene rühmliche Ausnahmen, von diesem unmännlichen, comödiantenartigen Benehmen. So habe ich selbst später einen emigrirten Marquis aus einer sehr vornehmen bretagnischen Familie und einen früheren Officier in der Garde du Corps gekannt, welche wahre Muster von braven, echt ritterlichen Ehrenmännern waren, mit denen ich dann auch noch näher bekannt, ja selbst befreundet wurde. Sie glichen aber einzelnen weißen Raben unter einer großen Zahl von schwarzen.

Wenn in einer größeren preußischen Garnison der Befehl zum Ausmarsch in das Feld kommt, so giebt es natürlich stets eine große Aufregung in allen Klassen der Bevölkerung. So war es denn auch in Stettin der Fall, als im Mai 1792 plötzlich die Ordre aus Berlin erschien, die beiden dort in Garnison liegenden Infanterieregimenter und einige Batterien Artillerie, sollten so schnell als möglich auf vollständigen Kriegsfuß gesetzt werden, um an den Rhein zu marschiren. Seit dem baierischen Erbfolge- oder sogenannten Kartoffelkriege, wie dieser letzte kurze

Feldzug unseres großen Friedrich scherzweise allgemein in der preußischen Armee genannt wurde, war die ganze Stettiner Garnison niemals wieder ausgerückt gewesen, und so war es denn für die Meisten ein ganz neues ungewohntes Ereigniß. Was floßen da für Thränen, und mit welchen rothverweinten Augen liefen die Frauen und Töchter der verheiratheten Officiere umher. Und nun gar die Weiber und Kinder der vielen verheiratheten Unterofficiere, und selbst Soldaten, denen man es erlaubt hatte, schon eine Ehe zu gründen, und die nun größtentheils in der bittersten Armuth zurückbleiben und auf den Bettel und die Unterstützung mildthätiger Menschen angewiesen waren, wenn sie nicht geradezu verhungern sollten. Ich lernte gerade bei dieser Mobilmachung mehrfache Gebrechen in unserer sonst so vortrefflichen preußischen Armee kennen und sah und hörte Manches, was mir entschieden nur mißfallen konnte. Hierzu gehörte auch mit der Uebelstand, daß, viel zu viel Officiere, Unterofficiere und Soldaten verheirathet und oft mit zahlreicher Familie belastet waren. Unter Friedrich dem Großen war dies entschieden nicht in gleichem Maße der Fall gewesen, aber seit seinem Tode auch hierin, wie

überhaupt ja in Manchem, nach und nach ein verderblicher Schlendrian eingerissen. Von unserer Mannschaft begrüßten die angeworbenen Kerle aus der Fremde, den Ausmarsch in das Feld größtentheils mit lautem Jubel. Sie hofften dort freier und ungebundener leben zu können und oft auch wohl eine bessere Beköstigung zu erhalten, als dies in der Garnison, wo „Knapphans" leider nur zu sehr Küchenmeister war, geschah. Viele hofften auch wohl im Kriege leichter desertiren zu können, denn bei diesen angeworbenen Kerlen aus aller Herren Länder, bleibt der Hang zum Desertiren leider ein tief eingewurzeltes Uebel, was niemals und selbst bei der strengsten Controle und den härtesten Strafen ganz ausgerottet werden kann, so lange dies System der Anwerbung in der Fremde und das Princip, alle Kerle die nur körperlich stark genug dazu sind, in den Soldatenrock zu stecken, mögen sie moralisch auch noch so arge Taugenichtse sein, überhaupt noch in Preußen bestand. Ganz anders wie diese Angeworbenen benahmen sich aber die jetzt zur Fahne eingezogenen Kantonisten aus den benachbarten pommerschen Landdistrikten. Die Leute kamen größtentheils höchst ungern, denn sie wurden aus dem Kreise ihrer

ländlichen Beschäftigungen, ja Viele selbst aus ihren Familien fortgerissen, um den bequemen Leinwandkittel des Landmanns mit der unbequemen Uniform zu vertauschen, aber sie kamen auf die Stunde, genau und ohne Murren, weil es ja des Königs Befehl war, daß sie kommen sollten, und ein echter Pommer kaum den Gedanken fassen konnte, wie es möglich sei, des Königs von Preußen Befehl nicht auf das Pünktlichste zu erfüllen. Und als diese Bauerburschen erst wieder die Uniform angezogen und sich an den Dienst gewöhnt hatten, da waren es die besten Soldaten der Welt die man nur wünschen konnte, abgehärtet, pflichtgetreu, willig, gehorsam und ihren Officieren, wenn diese sie nur einigermaßen gut behandelten, bis in den Tod ergeben. Gerade in dieser altpreußischen Landbevölkerung liegt die Kraft Preußens, und werden die aus ihr entnommenen Soldaten stets nur von tüchtigen Officieren geführt, und ist der Feldherr ein tüchtiger, so kann man auch das Höchste mit ihnen erreichen, das haben die Feldzüge Friedrich's des Großen und später alle anderen Campagnen und gar auch die von 1813—15 recht deutlich gezeigt. Von diesen pommerschen Kantonnisten desertirte so leicht Keiner oder be-

ging sonst grobe Vergehen, und alle Verbrechen wurden fast ausschließlich stets von den fremden Angeworbenen verübt. Wahrlich, es war eine Freude, diese stämmigen Gestalten, kräftig von Körper und unverdorben von Gemüth, zu sehen.

Wie alle jüngeren, unverheiratheten Officiere hatte ich mich auf den Ausmarsch in das Feld gefreut. War ich doch Soldat mit Leib und Seele, und mußte daher der Gedanke, jetzt für meinen König in den Krieg ziehen zu dürfen und für unsere schwarz-weiße Fahne zu kämpfen, mich im höchsten Grade begeistern. Um so größer war daher mein Schmerz, als ich plötzlich den Befehl erhielt, nicht mit auszumarschiren, sondern vorläufig nach Stolpe mich zu begeben und dort ein Depot von Bauerpferden zu übernehmen und das Einfahren der Thiere für die Bespannung der Artillerie zu überwachen. Es herrschte damals die Sitte, daß die Geschütze im Frieden gar nicht bespannt sondern beim Exercieren nur von den Artilleristen gezogen wurden und die nöthige Zahl von Pferden und Fahrknechten erst beim Ausmarsch in das Feld erhielten. Als mich dieser Befehl traf, glaubte ich anfänglich es sei dies eine Zurücksetzung für mich und man wolle mich im Depot zurücklassen, weil man mich nicht

für den Feldbienst geeignet halte. War dies wirklich der Fall, so hatte ich den festen Entschluß gefaßt, meinen Abschied als Officier einzureichen und dann, wenn ich diesen erhalten, wieder als Gemeiner bei der Artillerie einzutreten, um zu versuchen ob ich mir meinen Officiergrad nicht auf's Neue wieder durch mein eigenes Verdienst im Felde zu erwerben vermöge. Der Oberst beruhigte aber mein gekränktes Ehrgefühl durch die Versicherung, daß auch nicht die mindeste Zurücksetzung hierin läge, sondern mich gerade die Ordnung des Dienstes zu diesem Auftrag riefe und er auch gern einen zuverlässigen Lieutenant für dies selbstständige Commando haben wolle. So blieb mir denn natürlich nichts Anderes übrig, als dem Befehle zu gehorchen und nach Stolpe zu reiten. Ich erinnere mich jedoch noch, daß ich vor Schmerz und Zorn fast weinte, als ich so zum Thore nach Stolpe hinausritt, um dort Bauerpferde und Bauerknechte für die Artilleriebespannung auszubilden, während meine glücklichen Kameraden zum andern Thore gen Frankreich marschirten, dort gegen diese alten Erbfeinde von uns Preußen zu kämpfen. Muß ist eine harte Nuß, und die unbedingte Subordination für die Tüchtigkeit

des Heeres zwar unumgänglich, für den Einzelnen aber oft höchst unangenehm; das empfand ich jetzt in einer Weise, wie dies nicht oft der Fall war.

Hätte mich nicht der Gedanke, daß jetzt meine glücklichen Kameraden auf dem Wege waren, sich kriegerische Lorbeeren zu erkämpfen, fast Tag und Nacht gequält, so wäre mir das Leben, wie auch meine dienstliche Beschäftigung in Stolpe, sonst ganz angenehm gewesen. Ich lernte eine Menge recht wackerer, höchst patriotisch gesinnter Männer daselbst kennen, und freute mich über die große Tüchtigkeit, welche ich hier wie überhaupt jetzt in ganz Pommern, traf. Auch war in Stolpe lange nicht der Luxus, Geldstolz und die Sucht, materielle Genüsse für den höchsten Zweck des Lebens zu halten, wie dies in Stettin, einer reichen Handelsstadt, wo eine Menge angesehener Kaufleute wohnten, die zwar viel Geld verdienten, dabei aber auch einem übertriebenen Luxus fröhnten, leider immer mehr einzureißen anfing. Da ging es in Stolpe doch noch viel einfacher und nach der guten Väter Sitte zu. Auch meine dienstliche Beschäftigung war mir erwünscht und gewährte mir viel Interesse. Besonders freute ich mich, daß meine Leute aus-

schließlich nur aus tüchtigen, braven pommerschen Bauerknechten bestanden, und ich mit diesen fremden Angeworbenen nichts zu thun hatte. Obgleich ich jetzt fast nur Rekruten unter mir hatte, vergingen doch oft ganze Wochen, bevor ich nur eine recht ernstliche Strafe zu verhängen brauchte.

Mit welcher Spannung griff ich aber jetzt nach allen Nachrichten die von unserem Heere, das allmählich über den Niederrhein in Frankreich einmarschirte, zu uns kamen. Die ordinäre Post langte allwöchentlich zweimal von Stettin in Stolpe an, und ich bin oft dem Wagen eine halbe Meile zu Fuß entgegen gegangen, um mir von dem Schirrmeister die Spenersche Zeitung, welche immer die neuesten Nachrichten von dem Kriegsschauplatze brachte, so früh als möglich geben zu lassen. Schon als ich das Manifest des Herzogs von Braunschweig, des Oberbefehlshabers der preußischen Armee, las und dann die Nachricht von unserem Einmarsch in das wirkliche Frankreich erfuhr, konnte ich es vor Ungeduld kaum aushalten, daß ich hier oben in Pommern Pferde einfahren lassen mußte, statt bei unseren siegreichen Truppen sein zu können.

Früher als ich dies eigentlich gehofft hatte, sollte mir jedoch die Erlösungsstunde schlagen. Ich erhielt plötzlich mitten in der Nacht den Befehl, daß ich mich ungesäumt mit den dreihundert diensttüchtigen Pferden, die ich schon in Stolpe vereinigt hatte, auf den Marsch nach Mainz begeben sollte, um dort weitere Marschbefehle zu erwarten. Auf eine so erwünschte Weise wie hierdurch bin ich selten in meinem Leben aus dem Schlafe geweckt worden. Ich verwandte sogleich noch den Rest der Nacht, um die nöthigen Maßregeln für den Marsch zu treffen, trieb und arbeitete den ganzen folgenden Tag mit rastlosem Eifer und hatte dann die Freude, daß ich schon den zweitfolgenden Morgen mich mit circa vierhundert Pferden und zweihundertfünfzig Fahrknechten auf den Marsch machen konnte. Habe ich doch später für diesen Eifer ein besonderes Belobungsschreiben aus dem Kriegsministerium erhalten, was mir für mein ganzes Leben zur größten Freude gereichte.

Ein Eilmarsch mit einer Colonne von vierhundert Pferden und einigen Hundert Fahrknechten, zu deren Beaufsichtigung ich nur sehr wenige tüchtige und zuverlässige Korporäle bei mir hatte, bereitet zwar sonst entschieden mehr Aerger und Verdruß, als irgendwie Vergnügen, aber meine

Stimmung, daß ich jetzt endlich zu unserem Heere kommen sollte, war eine viel zu freudige, als daß nur irgend etwas meine frohe Laune zu trüben vermochte. So eilig trieb es mich vorwärts, daß mich selbst die nothwendigen Ruhetage jeden dritten oder vierten Tag verdrossen, und hätten meine Pferde und Leute es nur ausgehalten, so wäre ich am liebsten Tag und Nacht fortmarschirt. Bis Berlin war mir die Gegend schon bekannt, denn Preußens Hauptstadt hatte ich schon wiederholt bei verschiedenen dienstlichen Commandos besucht, später aber kam ich in neue, mir gänzlich fremde Landschaften. Die Stadt Halle wo ich einen Rasttag hielt, gewährte mir großes Interesse, denn hier war ja mein theurer hingeschiedener Vater geboren worden, und ich hatte als Knabe so sehr viel von Halle und seiner berühmten Universität, seiner Saline und dem Pädagogium gehört. Es ist doch ein eigenes Gefühl, wenn man so plötzlich Orte und Gegenden besucht, von denen man in seiner Jugendzeit so viele Schilderungen hörte, und die von unserer stets geschäftigen Phantasie dann auf eine häufig wohl übertriebene Weise, mit allen möglichen Vorzügen ausgestattet werden. Oft freilich tritt dann wohl eine gewisse Ent-

täuschung ein, und die nackte Wirklichkeit harmonirt nicht so recht mit unseren erträumten Idealen.

Von Halle aus ward mein Commando auch noch durch einen Transport von fünfzig Rekruten für das Regiment „Herzog von Weimar" unter dem Befehle eines jungen Officiers, der in der Anciennetät jünger als ich war, vermehrt. Die Leute waren größtentheils Altmärker, echte Preußen durch und durch, und ich freute mich an ihrem tüchtigen Wesen und dem freudigen Ernst, mit dem sie jetzt in diesen Krieg für ihren König zogen. Auch eine preußische Obristenfrau, die nach Mainz wollte, um ihren dort schwer blessirt liegenden Mann zu pflegen, und in ihrem eigenen Wagen fuhr, schloß sich meinem Transporte an. Es war selbstverständlich, daß ich dieser Dame alle mögliche Hülfe so viel ich dies nur irgendwie vermochte, zu leisten suchte, allein ich muß bekennen, daß ihre Unerfahrenheit im Reisen und die vielen oft wohl unbewußten Ansprüche, die sie überall machte, denn bald war ihr dies, bald jenes wieder in den Quartieren nicht recht, mir sehr viel Mühe und Verdruß bereiteten. Ich war daher herzlich froh, als ich mich in Mainz von dieser unwillkommenen Reise-

gefährtin — eine so hübsche und gewandte Frau sie sonst auch immerhin war — trennen konnte. Vielfache Erfahrungen in allen den vielen Feldzügen denen ich beiwohnte, haben mir gezeigt, daß Frauen in einem Feldlager und auf dem Marsche fast immer von Uebel sind und, außer in einzelnen dringenden Fällen, wo sie kommen, um ihren verwundeten oder erkrankten Angehörigen Hülfe zu leisten, niemals dort zugelassen werden sollten. So eine Dame, besonders wenn sie von vornehmer Familie ist, macht stets eine Menge von Ansprüchen aller Art, die nun einmal nicht befriedigt werden können, und quält dadurch sich und mehr noch oft ihre ganze Umgebung. Für so einen armen Officier, der damit beauftragt ist für derartige Damen zu sorgen, ist dies höchst unangenehme Geschäft eine Quelle aller möglichen Sorgen und Plagen, und ich will lieber für eine ganze Batterie schwerer Artillerie, als für eine verwöhnte Generalsfrau, Quartier machen. Als ich auf diesem Marsche nach Mainz in die Gegend des Thüringerwaldes kam, freute ich mich über die wunderschöne Landschaft, die ich erblickte. Solche hohen Berge, liebliche Thäler, üppige Fluren und weitausgedehnte Waldungen von Buchen

und Eichen hatte ich freilich bei uns in Pommern und der Mark Brandenburg noch niemals gesehen. Ein eigenthümliches, aber ich muß gestehen anfänglich unangenehmes Gefühl war es mir, als ich jetzt zuerst außerhalb Preußen marschirte und unseren schwarz-weißen Grenzpfählen mit dem Adler, den Rücken drehen mußte. Die Leute in dem sächsischen Thüringen und später auch im Weimarischen und in Erfurt, was zum Erzbisthum Mainz gehörte, und in allen den anderen kleinen Fürstenthümern, die ich auf unserem Marsche noch berührte, waren übrigens ungemein höflich, bescheiden und freundlich gegen uns, und es ließ sich gut mit ihnen verkehren und angenehm leben. Daß bei uns in Preußen in der ländlichen Bevölkerung jedoch mehr nachhaltige Kraft und zähe Entschlossenheit herrsche und Alles einen weit militärischeren Charakter hatte, konnte ich bald merken. Es ist ganz auffallend, wie dieser soldatische Geist in den altpreußischen Provinzen unter unseren Bauern herrscht, und wie bald man vortreffliche Soldaten aus ihnen bilden kann. Je weiter ich übrigens nach Süddeutschland herunter kam, desto fruchtbarer ward der Boden, und hinter Frankfurt kam ich auch zuerst in Gegenden, wo der Wein

auf ganze Strecken hin ebenso gebaut wurde, wie bei uns in Pommern die Rüben und der Roggen. Ich fühlte mich aber, je weiter ich südwärts kam, desto fremder und ungemüthlicher unter dieser Bevölkerung, deren Sprache ich größtentheils kaum verstehen konnte, und ein gleiches Gefühl des Fremdseins habe ich auch stets in späteren Jahren gehabt, so oft ich mich südwärts des Mains befand. Es ist gleichsam als ob ein ganz anderer Menschenschlag dort wohnte und wir Preußen nun einmal nicht nach Süddeutschland hinpaßten. Die Stadt Frankfurt, von der ich schon so viel gehört hatte, zu sehen, interessirte mich sehr, und ich lief die 1½ Tage, welche ich mich mit meinem Commando dort aufhalten konnte, fast unaufhörlich auf den Straßen umher, um mir die vielen historischen Merkwürdigkeiten welche hier so vielfach zu finden sind, ganz genau anzusehen. Alles was an die deutsche Kaiserzeit erinnerte, interessirte mich, als Denkmäler einer einst stolzen Zeit, ganz ungemein, doch fühlte ich, daß diese Epoche unserer Geschichte jetzt für immer vorüber sei. Unsere Könige von Preußen sind seit unserem großen Friedrich, die wahren Kaiser von Deutschland, und unser preußisches Heer bildet die einzig

kräftige und wirklich tüchtige Kriegsmacht, welche im weiland heiligen römischen Reich nur zu finden ist, und wer über dasselbe gebietet, der allein hat Kraft und Ansehen, und Alles andere dagegen ist nur ohnmächtig. Mußte sich der Kaiser von Oesterreich doch die Russen und Schweden und Franzosen zur Hülfe erbitten, und vermochte trotzdem in einem Kriege der ganze sieben Jahre dauerte, nicht, unseren Preußenkönig mit seinem Heer zu besiegen, und war die ganze Reichsarmee doch ein so werthloser Plunder, daß unsere Soldaten sie stets auseinander jagten wo sie sich nur sehen zu lassen wagte.

In Mainz, dessen Lage ebenso wunderschön war, wie uns die starken Festungswerke imponirten, konnte ich meinen großen Transport endlich abgeben, da die Pferde und Fuhrknechte von hier aus an die verschiedenen Artillerieabtheilungen, welche ihrer gerade am meisten bedurften, vertheilt wurden. Ich war von Berlin aus in dreiundzwanzig Tagen nach Mainz marschirt und hatte nur fünf Pferde durch Krankheit und zwei Stückknechte durch heimliches Davonlaufen eingebüßt; auch während des ganzen Marsches nur sehr wenige Strafen zu ertheilen gehabt,

gewiß ein gutes Zeichen von der Brauchbarkeit unserer pommerschen Bauerknechte.

In Mainz erhielt ich nun den Befehl, mich ungesäumt zu dem Herzog Carl August von Sachsen-Weimar, der sich bei unseren Truppen in Frankreich befand, zu begeben, da dieser gerne einen Artillerieofficier unter seinen Adjutanten haben wollte. Es war dies ein ehrenvolles Commando für mich, was mich im höchsten Grade erfreute. Wahrscheinlich war der Umstand, daß ich gut französisch verstand und auch einigermaßen sprach, und auch sonst als ein so ziemlich unterrichteter Officier galt, an diesem Commando schuld.

So ritt ich Ende August denn wieder von Mainz fort, um mich vorerst nach Trier zu begeben. Es war bekannt, daß unsere Armee schon in das eigentliche Frankreich einmarschirt sei und die Grenzfestung Longwy nach schwachem Widerstande bald erobert hatte. Ueberhaupt sollten sich die französischen Truppen mit denen unsere Vorhut zusammengetroffen war, bei jeder Gelegenheit nur äußerst mittelmäßig geschlagen haben. Besonders die französischen, sehr schlecht berittenen Cavalleristen hatten bei den Angriffen unserer Husaren, stets sehr bald Reißaus genom-

men, wobei Viele von ihnen ihres schlechten Reitens wegen von den Pferden gefallen waren, so daß wir schon eine ziemlich bedeutende Zahl von Gefangenen gemacht hatten. Wir begegneten auf unserem Marsche von Mainz bis Trier wiederholt solchen Transporten von Gefangenen. Es waren in der Regel kleine unansehnliche, sehr schlecht ausexercirte Soldaten, deren Anzug so buntscheckig aussah, daß er kaum an eine Uniform erinnerte. Eine große Lustigkeit und besonders auch eine gewisse stelbstständige Gewandtheit und eine starke Sicherheit fielen mir bei sehr Vielen dieser französischen Soldaten ungemein auf. Die gefangenen Officiere welche ich sah, schienen sich weder durch Anzug, Bildung, militärische Kenntnisse oder sonstiges Benehmen von ihrer Mannschaft viel zu unterscheiden. Sie standen auch mit den Soldaten auf vollständig gleichmäßigem Fuße und tranken mit ihnen aus gleichem Glase und aßen aus gleicher Schüssel. Wir Preußen machten anfänglich auch gar keinen Unterschied zwischen den gefangenen französischen Officieren und Soldaten, erkannten die von der revolutionären Regierung in Paris ertheilten Officiersgrade nicht an, sondern behandelten alle Gefangene auf gleichem Fuße und sperrten sie

6*

ohne Unterschied in die gleichen Locale ein, mochten sie nun Oberste oder Gemeine sein. Dies war aber Einer der vielen großen Fehler, welche unser Oberbefehlshaber, der Herzog von Braunschweig, beging. Gerade durch diese Nichtachtung der französischen Officiere erbitterten wir unsere Gegner ungemein, verletzten ihre National-Eitelkeit und bewirkten, daß diese Officiere sich lieber bis zum Aeußersten schlugen als sich ergaben, da sie wußten, daß ihnen in der Gefangenschaft ein übles Loos bevorstand. Erst im Verlauf des Krieges als es eigentlich schon zu spät war, kam von Berlin der Befehl, die französischen gefangenen Officiere als solche zu behandeln, ihre verschiedenen Grade anzuerkennen und sie von der Mannschaft zu trennen. Eine große Belästigung erwuchs unserem Heere von dem Emigrantenschwarm, der uns begleitete. Hatte ich mich in Stettin schon über die Unverschämtheit so Mancher dieser französischen Emigranten geärgert, so mußte ich dies jetzt wo sie wie die Fliegenschwärme uns umlagerten, noch in weit höherem Grade thun. Alle diese emigrirten Prinzen, Comtes, Marquis, Barons und was für vornehme Adelstitel diese Herren auch weiter führen mochten, traten gewöhnlich mit der

unverschämtesten Arroganz auf, wollten sich in Alles mischen, überall Rath ertheilen, oder gar den Vorzug vor uns Preußen in Anspruch nehmen, und täuschten uns dabei noch durch eine Menge von falschen Nachrichten. So hatten diese Herren uns auch stets versichert, daß man uns in Frankreich überall auf das Freundlichste begrüßen und als Befreier von der republikanischen Schreckensherrschaft in Paris, ansehen werde. Dies war aber eine entschiedene große Unwahrheit. Zwar war man in ganz Frankreich diesem republikanischem Unwesen, welches nichts als Despotie, Armuth, Noth und Elend über das Land brachte, im höchsten Grade überdrüssig und sehnte sich ziemlich allgemein nach der Wiederherstellung des legitimen Königthums, allein unser Einmarsch in ihr Land, hatte mit ganz vereinzelten Ausnahmen doch die sehr große National-Eitelkeit der Franzosen stark verletzt. Man wollte nicht, daß wir als Fremde uns in die inneren französischen Angelegenheiten mischen sollten, und so war die Bevölkerung uns fast durchweg sehr feindselig gesinnt, und von der freudigen Aufnahme mit der die Emigranten so viel geprahlt hatten, habe ich nirgends fast auch nur eine Spur entdecken können. Die Franzosen

wollen nun einmal nicht, daß wir Preußen in ihr Land kommen und werden stets feindlich gegen uns gesinnt sein, wenn wir dies thun; dies habe ich 1792 wie auch 1814 und 1815 zur Genüge erfahren. Aber so wenig wir in ihr Land kommen und uns in ihre Angelegenheiten mischen sollen, ebensowenig durften sie auch zu uns kommen und sich um unsere Verhältnisse bekümmern, denn so viel Rechte als sie konnten, wir doch auch wahrlich in Anspruch nehmen. Sind sie eitel, so wollen wir Preußen dafür auch wieder stolz sein, und es wäre sehr gut wenn wir uns um diese Franzosen auch im Frieden nicht im allermindesten bekümmerten und ihnen namentlich auch nicht ihre Moden und all die albernen Alfanzereien welche sie erfinden, nachahmten.

In Trier traf ich zuerst auch einen Theil des bewaffneten Emigrantencorps, welches der Prinz Condé gebildet hatte. Vielen Nutzen hat dies ganze Corps niemals gestiftet und konnte dies auch nach seiner Zusammensetzung schwerlich thun. Es dienten fast nur Edelleute darin, die gewiß sehr muthige Männer waren und großes Interesse für die Sache der sie dienten, hegten, allein auch nicht die mindeste Kriegserfahrung,

militärische Disciplin und auch genügende körperliche Abhärtung besaßen, um ein wirklich brauchbares Corps zu bilden. Bei dem französischen Adel herrschte damals nicht die Sitte, die glücklicherweise bei dem größten und besten Theil des altpreußischen Adels fest eingebürgert ist, daß die Jungens auch eine streng-militärische Erziehung erhielten und schon zeitig in den Dienst ihres königlichen Herrn traten. So waren denn diese jungen französischen Edelleute welche im Condéschen Corps dienten, größtentheils früher nur elegante Höflinge gewesen und eher für das Parquett des Salons als für das Feldlager erzogen worden. Aus einem Hofmann wird aber selten ein guter Soldat werden, und Hofleben und Kriegsleben sind zwei von einander zu sehr verschiedene Gegensätze. So machten denn diese Condéschen Officiere mindestens die doppelten Ansprüche und leisteten dagegen kaum die Hälfte wie andere wirklich tüchtige Officiere. Schon in Trier kam ich mit der Anmaßung Eines dieser vornehmen französischen Officiere scharf zusammen. Der Herr wollte mein Quatier welches schon für mich bestimmt war, ohne Weiteres für sich in Anspruch nehmen. Er suchte mir zu imponiren, indem er mir sagte, daß

er ein Graf aus alter vornehmer Familie sei. Ich sagte ihm aber sogleich, daß jeder preußische Officier, und wenn sein Vater auch nur ein einfacher bürgerlicher Lehrer wie der meine gewesen sei, sicherlich mit dem vornehmsten französischen Grafen gleichstehe, und das Officierspatent des Königs von Preußen, das beste Adelsdiplom sei, welches Jemand nur besitzen könne. Uebrigens sei ich natürlich zu jeder Genugthuung mit den Waffen sogleich bereit. Es wäre auch wohl entschieden zwischen uns zu einem Duell gekommen, wenn nicht ein älterer französischer Oberst, ein sehr ruhiger vernünftiger Mann, die Sache wieder beigelegt und dem jungen Grafen seine Anmaßung sehr ernsthaft verwiesen hätte. Man kommt mit den Franzosen stets am besten aus, wenn man ihrer nur zu oft versuchten Anmaßung, sogleich mit der größten ruhigen Entschlossenheit entgegentritt, sich auf keinen weitläufigen Wortwechsel mit ihnen einläßt, aber sehr fest seine Meinung ausspricht.

In Trier, einer sehr alterthümlichen Stadt in einer wunderhübschen Lage, lernte ich nun zuerst die Nähe des Kriegsschauplatzes immer mehr erkennen. Besonders große Haufen von Blessirten und Kranken, oft in dem jämmerlich-

sten Zustande, langten hier von unseren in Frankreich kämpfenden Truppen an, und man konnte sehen, daß ein Krieg doch nicht solch ein Kinderspiel sei und so ohne Weiteres mir nichts dir nichts angefangen werden durfte, wie wir jungen Officiere in unserer unverständigen Ruhmsucht dies wohl früher häufig geglaubt hatten. Namentlich an Krankheiten litten unsere Truppen in Frankreich sehr, und die oft sehr mangelhafte Verpflegung, und dann auch die höchst unzweckmäßige Uniformirung, welche nur den Körper zusammenpreßte und alle freien Bewegungen verhinderte, sonst aber nicht vor Kälte, Hitze oder Regen nur im Allermindesten schützte, haben in unserem Heere hundertmal mehr Opfer gefordert, als dies die Kugeln oder Bajonnete der Feinde jemals gethan. Es war wirklich ein Jammer, wenn man in Trier die langen Reihen von Ochsenkarren, die alltäglich hier zum Thore hereinkamen, und wie sie alle mit schwer erkrankten Soldaten voll beladen waren, betrachtete. Und kaum der zehnte Mann unter diesen armen Kranken, von denen nur zu Viele schon sich dem Sterben nahe befanden, war durch feindliche Waffen verwundet worden, die Anderen hatten Ruhr und Dissenterie in diesen Zustand versetzt.

Und leider waren es gewöhnlich die mäßigsten und besten Soldaten, welche diesen schlimmen Krankheiten zum Opfer fielen. Unsere pommerschen und brandenburgischen Bauerknechte welche den besten Stamm unserer Regimenter abgaben, waren zu Hause nur gewohnt von Mehlspeisen, Brod und dazu auch Fleisch zu leben, und Bier und Branntwein in sehr mäßiger Weise zu trinken. Hier in Frankreich waren Weinberge und Obstgärten mit noch nicht ganz reif gewordenen Früchten angefüllt und da es den Leuten oft an kräftiger, warmer Speise mangelte, so suchten sie ihren Hunger zu stillen, indem sie halbreife Früchte in großer Menge zu ihrem schlechten, oft nur halb ausgebackenen Kommißbrod verzehrten. Dazu tranken sie sauren, schlechten Landwein der sehr wohlfeil war, in großer Menge, und solche ungewohnte und ungesunde Nahrung bewirkte denn, daß sie zu Hunderten an der Ruhr erkrankten. Auch waren unsere Feldapotheker und leider auch viele Militärärzte in ihrem Fache oft sehr unwissende und nachlässige Menschen, die lieber tranken und spielten, als sich um das Schicksal der ihrer Sorge anvertrauten Soldaten bekümmerten. Ich bin überzeugt, daß Tausende von wirklich biederen

Kriegern durch solche mangelhafte Vorsorge für ihre Gesundheit und ihr Leben, völlig nutzlos zu Grunde gingen und wir sicherlich in Paris als Sieger eingezogen sein würden, wenn unsere Feldintendanturen, Feldapotheker und Lazarethe in einem bessern Zustande sich befunden hätten. Die französischen undisciplinirten, ungeordnet kämpfenden und sich gewöhnlich nur höchst mittelmäßig schlagenden Heeresschaaren, über welche der Convent zu Paris damals noch zu gebieten hatte, haben uns Preußen während des Feldzuges von 1792 wahrlich nicht besiegt und aus Frankreich hinausgetrieben, denn bei jeder Gelegenheit wo wir mit ihnen zusammentrafen, bekamen sie stets gehörige Schläge von uns und vermochten auch sich niemals nur des allermindesten Erfolges zu rühmen. Welche Ströme von Blut und welches unermeßliche Elend und Unglück aller Art, welches die Jahre von 1792 bis 1814 über ganz Deutschland und auch über unser schönes Preußen brachten, wären aber vermieden worden, wenn es uns preußischen Soldaten bereits im Herbste 1792 gelungen wäre, in Paris als Sieger einzumarschiren, das scheußliche Unthier die französische Revolution schon im Keime zu ersticken, und das rechtmäßige König-

thum welches dann geläutert durch das Unglück, die vielen Thorheiten und Verbrechen, welche es vor 1789 leider begangen, vermieden hätte, wieder herzustellen. Und wie nahe waren wir schon diesem Einzuge in Paris, wenn uns nicht die Ruhr und die anderen bösen Seuchen, welche immer mächtiger bei uns zu grassiren anfingen, die Energielosigkeit unseres Oberanführers des Herzogs von Braunschweig, und besonders auch der Schlendrian und die entsetzliche Langsamkeit, mit der unsere damaligen Verbündeten die guten Oesterreicher, nach gewohnter Weise wieder operirten, daran verhindert hätten. Mich überläuft jedesmal ein gerechter Zorn, wenn ich daran denke, wie nahe wir Preußen schon 1792 vor Paris standen, und welche Opfer dann später gebracht werden mußten und wie blutig die Kämpfe waren die wir zu bestehen hatten, bis wir 1814 zum zweitenmal wieder 1815, unsere Adlerfahnen in Frankreichs besiegter Hauptstadt wehen lassen konnten.

In Trier, wo ich mich wohl an fünf Tage aufhalten mußte um weiteren Befehl zu erwarten, machte ich zuerst auch die nähere Bekanntschaft eines Herrn Goethe, der als Geheimsecretär bei dem Herzoge Carl August von Sachsen-

Weimar angestellt war, und nun seinem Herrn in das Feldlager nachreiste. Ich hatte schon vorher gehört, daß dieser Goethe ein sehr berühmter Schriftsteller sein solle, der bereits mehrere Ritterschauspiele die allgemein gefielen, und auch einen sehr empfindsamen und überschwenglichen Liebesroman „Werthers Leiden" geschrieben habe. Da mich aber Alles, was das Theater anbetrifft niemals nur das Allermindeste interessirte, und ich auch weder Zeit noch Lust dazu hatte, meine Freistunden mit der Lectüre empfindsamer Liebesromane, in denen die Menschen doch nicht, wie sie nun einmal sind, sondern nur wie sie in der Phantasie der Herren Poeten ausgedacht werden, zur Schilderung kommen, zu benutzen, so hatte ich von Goethe noch nicht das Mindeste gelesen, als ich jetzt seine Bekanntschaft machte. Als man mir zuerst sagte, daß ich jetzt häufig mit diesem Herrn zusammen sein und ein gleiches Quartier theilen müsse, da ich ja auch zur Suite des Herzogs von Sachsen-Weimar befohlen war, so empfand ich anfänglich einige Abneigung, wie ich offen gestehen muß. Ich hatte mir diese Herren Poeten bisher immer nur als so eine Art äußerlich und sittlich verkommener Menschen gedacht, welche in langen,

ungekämmten Haaren, unrasirten, ja selbst oft ungewaschenen Gesichtern und schäbig-nachlässiger Kleidung umherliefen, nichts Tüchtiges gründlich gelernt hatten und doch dabei mit arroganter Frechheit über alle möglichen Dinge urtheilten, und ihre ganze Zeit damit zubrachten, Verse zu dichten und unnütze Romane zu schreiben. Wir hatten in Stettin ein paar so verkommene sogenannte Genies, welche den ganzen Tag sich in den Kneipen mit den Comödianten und allen möglichen Tagedieben umhertrieben, Theaterrecensionen für alle Zeitungen zusammenschmierten, wofür sie dann ein paar Groschen, oft auch freilich gehörige Ohrfeigen erhielten, wenn sie der verletzten Eitelkeit irgend so eines Bühnenhelden zu nahe getreten waren, oder so eine aufgeputzte Theaterprinzessin nicht genug gelobt hatten, und wenn sie einmal ein paar Thaler dadurch verdienten, daß sie ein Leichencarmen für irgend einen verstorbenen wohlhabenden Bürger oder ein Hochzeitsgedicht verfertigt hatten, gar nicht wußten, wie schnell sie dies Geld nur wieder durch die Gurgel jagen sollten. Anständige Herren, und nun gar wir Officiere, verkehrten mit dieser Sorte von Menschen selbstverständlich nicht im mindesten, und so konnte ich

denn auch nicht begreifen, daß der Herzog von Sachsen-Weimar, sich solch einen Poeten in das Feldlager hatte nachkommen lassen und ich nun sogar das Quartier mitunter mit ihm theilen solle. Wie überrascht war ich nun aber, als ich diesen Herrn Goethe persönlich zuerst kennen lernte. Es war ein ungemein stattlicher, ansehnlicher auf das eleganteste angekleideter Mann in den besten Jahren, der mit einem so vornehmen Wesen auftrat, daß man ihn wirklich eher für einen Prinzen, als für einen bürgerlichen Secretarius hätte halten können. Er hatte etwas sehr Selbstbewußtes in seinem ganzen Benehmen, und die Worte flossen dabei so schön und gewandt von seinem Munde, daß es immer auf den Zuhörer den Eindruck machte, als höre er aus einem gedruckten Buche vorlesen. Eine gewisse selbstgefällige Eitelkeit war diesem Herrn jedoch nicht abzusprechen, und man merkte es ihm an, daß er durch die Huldigungen, die ihm von allen Seiten und nun besonders gar von den Damen, in oft sehr übertriebener Weise dargebracht wurden, etwas verwöhnt und eitel gemacht sei. So hörte er sich auch zu gern selbst sprechen und hielt wohl mitunter auch Reden die zwar sehr schön klangen, aber ihrem eigentlichen Inhalte

nach doch nur leer waren, über Dinge, die er unmöglich verstehen konnte. Ich entsinne mich noch, daß er einst an der Tafel des Herzogs von Weimar einen langen Vortrag über die Artillerie-Wissenschaft und besonders auch über die zweckmäßigste Anlage von Batterien hielt und selbst uns Artillerie-Officiere darüber belehren wollte. So etwas konnte mich denn doch wohl mit Recht verdrießen, und ich sagte: „Nehmen Sie es, verehrtester Herr Legationsrath, denn — diesen Titel führte er dazumals, — nicht übel, wenn ich Ihnen mit pommerscher Gradheit zu antworten mir erlaube, daß bei uns ein altes Sprichwort heißt: „Schuster bleib bei Deinem Leisten.“ Wenn Sie über das Theater, und die Dichtung und noch über viele andere gelehrte oder Kunstsachen reden, so hören wir Alle Ihnen mit dem größten Vergnügen zu, denn dies verstehen Sie aus dem Grunde, und man kann viel von Ihnen dabei lernen. Etwas Anderes aber ist es, wenn Sie über das Artilleriewesen sprechen und nun gar uns Officiere darüber belehren wollen; denn nehmen Sie es nicht übel, davon verstehen Sie auch nicht das Mindeste. Ihre Ansichten über die Verwendung der Geschütze waren vollständig falsch, und wenn ein Officier nach Ihrer Anlei-

tung eine Batterie errichten wollte, so wäre solche gar nicht zu gebrauchen, und er würde entschieden damit ausgelacht werden." So sprach ich freimüthig und ohne Scheu und es herrschte anfänglich bei meiner Rede ein gewisses beängstigtes Schweigen unter den meisten Anwesenden, und Mehrere sahen mich sogar ganz entsetzt an, daß ich so einem berühmten Manne wie Goethe damals schon war, so rücksichtslos meine Meinung gesagt hatte. Goethe selbst, ward bei meinen Worten anfänglich ganz roth im Gesicht, ich weiß nicht, ob aus Zorn oder aus Verlegenheit, und seine schönen funkelnden Augen blickten mich starr an. Bald aber gewann er seine volle Geistesgegenwart wieder und sagte lachend: „Ja, Ihr Herren Pommern seid doch recht freimüthige oder wohl gar grobe Männer, das habe ich so eben an mir selbst nur zu sehr erfahren. — Aber darum keine Feindschaft, Herr Lieutenant. Sie haben mir soeben eine derbe Lection gegeben, und ich werde mich hüten in Ihrer Gegenwart wieder über das Artilleriewesen zu sprechen und den Herren Officieren in ihr Fach zu pfuschen." Dabei schüttelte er mir recht herzlich die Hand, und wir blieben nach wie vor die besten Freunde, ja es wollte mir sogar schei-

nen, als ob Goethe meinen Umgang jetzt noch mehr aufsuchte als dies früher der Fall gewesen war.

Ich bin während des Herbstes 1792 und dann auch später im Frühling des folgenden Jahres fast täglich mit Goethe zusammen gewesen und habe häufig mit ihm das gleiche Quartier getheilt. Auch in späteren Zeiten, als er schon ein gar hochberühmter Mann und sogar Minister und in den Adelsstand erhoben war, sah ich ihn in dem Unglücksjahre von 1806 in Weimar wiederholt, und machte ihm dann auch 1814, als wir aus Frankreich zurückmarschirten, einen Besuch. Er nahm mich dann stets auf das Herzlichste auf und liebte es, mit mir von unseren gemeinschaftlichen Strapazen in Frankreich und von den alten Zeiten so vertraulich zu plaudern, als wenn wir ein Paar alte Regimentskameraden wären. Besonders 1813, wo ich den ganzen Abend in seinem Hause blieb, mußte ich ihm sehr viel von den Kriegen in Rußland, Deutschland und Frankreich erzählen, und er erkundigte sich dabei auf das Genaueste nach vielen einzelnen Begebenheiten und besonders auch nach verschiedenen Persönlichkeiten in unserem preußischen Heere,

die er früher gekannt hatte. Ganz merkwürdig war mir dabei sein seltenes Gedächtniß, womit er sich noch oft selbst der unbedeutendsten Kleinigkeiten aus der Campagne von 1792 und der Namen von Hunderten von Offizieren und anderen Persönlichkeiten mit denen er damals in Berührung gekommen war, zu erinnern wußte. So hatte ich damals z. B. einen Kanonier Namens Muhsmann, so einen rechten Pommer, grob, etwas faul und ungemein freßlustig, aber auch treu, zuverlässig, muthig und von großer Körperkraft, zum Burschen gehabt. Dieser hatte Goethe oft ganze Strecken Huckepack getragen, wenn Letzterer zum Herzog von Weimar oder anderen hohen Herrschaften befohlen war, und in den Dörfern in Frankreich die Wege so furchtbar schmutzig waren, daß man sie gar nicht zu Fuß passiren konnte, ohne sich auf das Aergste zu beschmutzen. Goethe erinnerte sich dieses Umstandes noch mit vielem Vergnügen und frug mich, wo dieser starke Kanonier Muhsmann, auf dessen Schultern er damals so oft geritten hätte, jetzt sei. Als ich ihm sagte, daß derselbe sich 1806 bei Lübeck sehr ausgezeichnet, dabei aber ein Bein verloren habe, und jetzt so viel ich wisse, in ärmlichen Verhältnissen als Nachtwächter

in Belgard lebe, trug er mir, wenn ich ihn sehen sollte, viele Grüße an ihn auf und gab mir dann auch einen doppelten Friedrichsd'or, um ihn diesem in seinem Namen zu schenken oder ihn, wenn er etwa inzwischen schon gestorben, seiner hinterlassenen Familie einzuhändigen. Der alte Muhsmann lebte noch, als ich im Winter von 1814—15 nach Belgard kam, und freute sich über dies Geschenk von Goethe sehr. Ich habe diese kleine Geschichte hier nur mit angeführt, um zu zeigen, wie gut das Gedächtniß Goethe's war und mit welchem Interesse er sich noch nach zweiundzwanzig Jahren der geringfügigsten Dinge erinnerte. Im Verlauf dieser meiner Aufzeichnungen werde ich übrigens noch wiederholt auf diesen berühmten Schriftsteller zurückkommen. Gelesen habe ich aber von seinen Werken nur einzelne, da sie größtentheils über Gegenstände handeln welche ich nicht so recht verstehe, und für die ich daher auch kein sonderliches Interesse hege. Von seinen Schauspielen welche ich gelesen habe, gefällt mir Götz von Berlichingen unbedingt am besten. Darin ist Kraft und Wahrheit und eine tüchtige ehrenwerthe Gesinnung enthalten, und wenn alle Stücke diesem glichen, so könnte man doch noch Achtung

vor dem Theater haben und glauben, daß solches Nutzen brächte.

Am letzten August ritt ich nun über die Grenze Frankreichs und kam somit in Feindesland. Es war für mich ein sehr eigenthümliches Gefühl, mich nun ganz in der Mitte einer Bevölkerung, welche ich als meine Feinde ansehen mußte, zu befinden. Auch, daß alle Leute französisch sprachen, was bei uns nur als die Sprache der vornehmen Stände gilt, machte mir anfänglich, bevor ich mich daran gewöhnt hatte, einen ganz seltsamen Eindruck. Noch mehr war dies aber bei unseren Soldaten der Fall, die es gar nicht fassen konnten, daß hier auch die Bauern nur französisch sprachen, und es wirklich oft für eine Art von Schabernack hielten, wenn diese ihre deutschen Fragen nicht verstanden und daher auch nicht beantworteten. Diese Unerfahrenheit im Deutsch verstehen und Sprechen, hat manchem französischen Bauer oder Bürger unschuldiger Weise eine tüchtige Tracht Prügel von unseren darüber erzürnten pommerschen und brandenburgschen Soldaten eingetragen. Auch an allen möglichen komischen Mißverständnissen, welche aus diesem gegenseitigen Nichtverstehen der gesprochenen Sprachen entstanden, fehlte es nicht,

denn auch von unseren Officieren verstand oder sprach nur der geringste Theil französisch, und daß nun gar ein Franzose, und hätte er auch noch so lange Jahre in Deutschland gelebt, sich die Mühe gegeben, auch nur ein Wort Deutsch zu lernen, gehörte zu den allerseltensten Ausnahmefällen. Schon die Arroganz dieser Franzosen war ja in der Regel viel zu groß, als daß sie ihnen erlaubt hätte, sich der Sprache eines so tief stehenden Volkes, als welches sie gewöhnlich uns Deutsche zu betrachten pflegen, zu erlernen.

Die erste französische Stadt in welche ich nun kam, war die kleine Festung Longwy, die nach schwachem Widerstande sich bald unseren Truppen ergeben hatte. Der Commandant von Longwy, ein tapferer alter Soldat, hatte anfänglich die ihm angebotene Capitulation nicht annehmen, sondern sich bis auf das Aeußerste vertheidigen wollen, war aber von der feigen, verrätherischen Bürgerschaft gewaltsam dazu gezwungen worden. Diese Bürger waren anfänglich ungemein große Maulhelden gewesen und hatten geschworen, sich lieber unter den Trümmern ihrer Häuser begraben zu wollen, als sich zu ergeben. Als aber erst ein Dutzend preußische

Bomben in die Stadt gefallen und einige Häuser in Flammen aufgegangen waren, da war auch sehr bald ihr Heldenmuth wieder gänzlich verschwunden, und sie hatten den Commandanten zur Uebergabe gezwungen. Trifft man doch auch bei uns in Deutschland die gleiche Erscheinung, daß die ärgsten Schreier und Prahler welche stets in Worten die muthigsten Thaten verüben wollen, alsbald so wie die Gefahr nun wirklich eintritt, auch gewöhnlich am schnellsten davon laufen. Der Commandant von Longwy hatte sich aber um die militärische Schande dieser schnellen Capitulation nicht zu überleben, in derselben Stunde, als unsere preußischen Truppen den Einmarsch dort hielten, mit der Pistole durch das Herz geschossen. So entschieden ich nun auch vom christlichen Standpunkt aus solchen Selbstmord mißbilligen muß und es stets als eine schwere Sünde betrachte, wenn ein Mensch selbst Hand an sein Leben legt und dem Willen Gottes dadurch vorgreift, konnte ich als Soldat doch die Gefühle welche den Commandanten hierzu bewogen hatten, vollkommen begreifen und würdigen. Solch ein Zwiespalt in sich selbst, muß ein fürchterliches Gefühl für jeden rechtschaffenen Menschen sein, und Gottes Gnade wolle mich für

immer vor einem solchen bewahren und schützen; dies ist mein heißestes Gebet.

Von Lonwy aus setzte ich nun unter starker Escorte meinen Weitermarsch fort und traf am dritten September in dem Lager unserer Truppen bei Brocourt ein.

Drittes Capitel.

Der Herzog Carl August von Sachsen-Weimar und seine Charakteristik. Das Bombardement von Verdun. Meine erste Feuerprobe. Die Einnahme von Verdun. Zaghaftes Benehmen der Bürgerschaft in der Stadt. Festlicher Einzug des Königs Friedrich Wilhelm II. in der eroberten Festung. Die Festjungfrauen Grausame spätere Rache der Republikaner. Schicksale von zwei geflüchteten Französinnen. Die energielose Kriegsführung in unserem Hauptquartier. Der Herzog von Braunschweig. Fehlerhafter strategischer Plan. Unsere Alliirten, die Oesterreicher. Gefecht mit den Republikanern. Der General Marquis Lafayette. Der Prinz Louis Ferdinand von Preußen und seine Charakteristik.

In dem preußischen Lager vor Verdun wurde ich nun zuerst Sr. Durchlaucht dem Herzog August von Sachsen-Weimar vorgestellt. Ich hatte in meinem ganzen Leben bisher noch niemals die hohe Ehre gehabt, mit einem regierenden deutschen Fürsten sprechen zu dürfen und will daher nicht leugnen, daß ich anfänglich bei dieser

Vorstellung nicht wenig befangen war. Der Herzog Carl August nahm mich aber mit einer so herablassenden Leutseligkeit auf und war so huldvoll gegen mich, daß meine anfängliche Befangenheit sehr bald wieder verschwand. So fühlte ich mich denn später in seiner Nähe stets ganz behaglich und ungenirt, wenn ich auch selbstverständlich den gebührenden Respect, der jedem Fürsten mit vollem Rechte zukommt, und auf den er selbst auch streng halten muß daß er ihm stets bezeigt wird, keinen Augenblick aus dem Auge verlor. Der Herzog gab mir sehr freundlich die Hand und sagte, daß er sich einen jungen, unterrichteten und erfahrenen Artillerieofficier, der ihm über die mancherlei artilleristischen Vorkommenheiten im Felde immer eine genaue Auskunft ertheilen könne, in seiner Suite gewünscht und deshalb Se. Majestät unsern König von Preußen, um die Zutheilung eines solchen besonders gebeten habe. Er könne dem Könige nur dankbar dafür sein, daß er seine Bitte so schnell erfüllt und mich ihm als Ordonnanzofficier gesandt habe, und er hoffe, daß mir meine Stellung auch gefallen würde. Auf eine solche gnädige Anrede konnte ich natürlich nur mit einer tiefen Verbeugung antworten und erwidern,

daß ich mich gewiß mit allen meinen Kräften bestreben werde, den Herzog zufrieden zu stellen und mir seine hohe Gnade zu erwerben und zu erhalten. Der Herzog lud mich nun zu seinem Frühstück ein, was aus gebratenen Hammelsrippen, Brod und guten Wein bestand und auf einem silbernen Feldservice umhergereicht wurde, und da ich äußerst hungrig und durstig war, denn ich hatte in den letzten zwölf Stunden außer einem Stücklein trockenes Kommißbrod nicht das Mindeste genossen, so ließ ich mich nicht zweimal nöthigen, sondern aß und trank mit dem besten Appetite, was meinen hohen Gastgeber sehr zu belustigen schien. Während dieses Frühstücks unterhielt sich der Herzog nun weiter mit mir und zeigte sich recht erfreut da er hörte, daß ich der französischen Sprache vollkommen mächtig war und auch sonst einige Bildung besaß. Er war erstaunt, woher ich dies Alles wisse, bis ich ihm dann die Lebensschicksale meines verstorbenen Vaters und daß dieser zuletzt Conrector am Gymnasium in Stargard gewesen sei, mittheilte.

Da der Herzog Carl August von Sachsen-Weimar sich als Beschützer der schönen Literatur und Künste, einen bekannten Namen in

Deutschland erworben hat, und Schiller, Goethe, Herder, Wieland und Klopstock und noch andere berühmte Poeten und Schöngeister an seinem Hofe in Weimar weilten, so dürfte es vielleicht für alle meine Nachkommen welche etwa diese Chronik lesen sollten, von Interesse sein, wenn ich mein Urtheil über ihn hier etwas ausführlicher niederschreibe. Hatte ich doch Gelegenheit, fast volle acht Wochen im Feldlager, wo der Mensch sich ohnehin am leichtesten in seiner vollen Wahrheit zeigt, unausgesetzt mit ihm verkehren zu können, und so glaube ich mir schon ein richtiges Urtheil über seine ganze Persönlichkeit gebildet zu haben.

Der Herzog Carl August stand damals, während des Feldzuges von 1792, in der Kraft seiner Jahre und war ein ungemein stattlicher Herr, dessen Aeußeres schon Jedem gefallen mußte. Er war zwar nur von mittlerer Größe, aber breitschultrig und kräftig gewachsen, und dabei leicht, gewandt und schnell im Gang und allen seinen Bewegungen. Was man eigentlich einen vornehmen fürstlichen Anstand nennt, besaß er nicht, dazu war er schon nicht ruhig und würdevoll genug und viel zu hastig und unruhig in allen seinen Bewegungen. Er war ein rascher

und ziemlich guter Reiter, ein gewandter und unermüdlicher Jäger und ein sicherer Schütze. Sein Gesicht war eigentlich nicht regelmäßig hübsch zu nennen, hatte aber einen angenehmen und klugen Ausdruck, der besonders durch den wohlwollenden Blick in seinen Augen noch mehr erhöht wurde. Er sah stets ungemein freundlich gegen Jedermann, lustig und zu allen Vergnügungen aufgeregt aus, wie denn überhaupt Leben und Lebenlassen sein Grundsatz war. Daß ein solcher Mann und nun dazu gar noch wenn er ein Fürst ist, sich der Gunst der verliebten, eitlen Frauen leicht zu erfreuen hat, war selbstverständlich. Auch liebte der Herzog Carl August Wein, Weib und Gesang wohl etwas zu sehr und hatte gewöhnlich Liebschaften mit frivolen Frauenzimmern der verschiedensten Stände. Besonders hübsche und gefällige Actricen und ähnliche Personen hatte er häufig zu Geliebten, und auch jetzt bei dem Feldzuge in Frankreich folgte ihm anfänglich eine Comödiantin in einem besondern Wagen, ward aber bald auf Befehl des Herzogs von Braunschweig unseres Oberbefehlshabers, zurückgeschickt, da dieser es nicht für passend fand, daß ein Fürst mit so üblem Beispiele voranging und seine Maitresse

selbst bis in das Feldlager mit sich herumschleppe. Der Herzog von Braunschweig hatte vollständig recht hierin, denn es kann nur von dem übelsten Einfluß auf die Moralität des Officiercorps und somit des ganzen Heeres sein, wenn selbst ein fürstlicher Herr in dieser Weise Zucht und Sitte mißachtet. Ueberhaupt ließ der Herzog Carl August bei allen seinen sehr vielen sonstigen vortrefflichen Eigenschaften, hinsichtlich seiner Moralität und Religiösität leider manches zu wünschen übrig und konnte hierin gerade nicht als Vorbild für seine Unterthanen dienen. Er hatte leider eine schlechte Erziehung erhalten, und seine Jugendjahre fielen in eine Zeit, wo Frivolität und Irreligiösität an nur zu vielen deutschen Höfen trauriger Weise Mode waren und selbst ein Monarch, wie unser preußischer König Friedrich der Große, einen Voltaire an seinem Hoflager duldete, an den unmoralischen Schriften der sogenannten französischen Philosophen seinen Wohlgefallen fand und die Verbreitung derartiger schlechter Bücher nicht nur duldete, sondern sogar beförderte. Die böse Saat welche dadurch in Preußen ausgestreut wurde, hat sich leider in dem Unglücksjahr von 1806 nur zu sehr gezeigt.

Obgleich der Herzog Carl August einen großen persönlichen Muth besaß, so war er im Uebrigen doch nur ein höchst mittelmäßiger Soldat und hatte nicht das mindeste Führertalent. Er war schon viel zu genial-nachlässig, um sich den strengen Formen wie solche der Soldatenstand nun einmal unerläßlich verlangt, stets auf das Pünktlichste zu fügen, und wollte Dinge, die nun nicht anders als mit Ernst und der strengsten Genauigkeit zu behandeln sind, auf eine leichtfertige Weise abmachen. So auch war er nicht pünktlich in der Zeit und kam wiederholt zu spät. Ich entsinne mich, daß er einmal mit den unter ihm stehenden Truppen über eine Stunde zu spät auf dem befohlenen Rendez-vous-Platz erschien, da er sich von einer gut mit Champagner besetzten Tafel, an welcher Goethe eine sehr witzige Unterhaltung führte, nicht früher hatte losreißen können. Ein anderer General wäre mit Fug und Recht wegen einer so sträflichen Nachlässigkeit schimpflich aus dem Feldlager entfernt worden, der Herzog erhielt aber nur einen sehr ernsten Vorwurf unter vier Augen, und man vertraute ihm in Zukunft so leicht kein Commando von nur einiger Wichtigkeit wieder an. Er hatte auch

sonst weder tactisches noch strategisches Talent, verstand sich nicht leicht auf der Landkarte zu orientiren, ja, war selbst zu unruhig, um ihm vorgelegte umfassende Pläne mit strenger Genauigkeit zu verfolgen. Die Kaltblütigkeit und Ruhe die ein guter General besitzen muß, gingen ihm gänzlich ab. Von der Artilleriewissenschaft verstand er äußerst wenig, obgleich er bei seinem raschen Verstande die Antworten welche wir Artilleristen auf seine Fragen an uns, ihm gaben, sehr leicht begriff. Freilich vergaß er Alles auch ebenso schnell wieder, wie er es begriffen hatte.

So war der in vieler Hinsicht so berühmte Herzog Carl August von Sachsen-Weimar, wie ich ihn während der Campagne von 1792 genau kennen lernte. Gegen mich persönlich war er stets ein sehr gütiger Herr, der mir eine das größte Wohlwollen bewiesen hat und dem ich daher auch zum lebhaftesten Danke verpflichtet und auf das Aufrichtigste zugethan bin. Ich habe später den Herzog Carl August noch wiederholt auf längere oder kürzere Zeit zu sehen die Ehre gehabt. In dem Unglücksjahr 1806 benahm er sich sehr ritterlich und zeigte, daß er ein Fürst von Ehre war, der so lange es die Umstände nur irgend erlaubten, treu zu Preußen

hielt und sich mit dem äußersten Widerstreben dieser Napoleonischen Tyrannei fügte. Ich hatte damals nur wenige Tage vor dieser Jenaer Schlacht noch eine längere Unterredung mit ihm und bewunderte seinen geistigen Scharfblick und sein politisches richtiges Gefühl, mit dem er alle Verhältnisse zu beurtheilen wußte. Er war jedenfalls ein besserer Politiker als Soldat. Auch im Jahre 1814, wo der Herzog Carl August die aus kleinen Contingenten formirte Reservearmee befehligte, die aber nicht so recht mehr zur Verwendung kam, hatte ich die Ehre sehr gnädig von ihm aufgenommen und wiederholt zu seiner Tafel befohlen zu werden.

Am zweiten September kam ich nun zuerst in das feindliche Feuer, und dies ist immer ein sehr wichtiger Tag für jeden Soldaten, an den er sich gewiß sein ganzes Leben hindurch stets erinnern wird. Mag nun Jemand noch so vielen persönlichen Muth und so feste Nerven besitzen, so behaupte ich doch daß es eine leere Renommisterei ist, wenn ein Soldat versichert, er habe das erstemal im feindlichen Feuer gestanden, ohne dabei ein gewisses beängstigendes Gefühl in seiner Brust zu empfinden. Ich hatte früher wohl oft die Stunde herbeigesehnt, in

der ich meine erste Waffenprobe für meinen König ablegen könne, und doch, als ich nun in Begleitung des Herzogs von Weimar und auch noch einiger anderer Herren in eine preußische Batterie ging, welche den aus Verdun heraus-fliegenden feindlichen Geschossen sehr ausgesetzt war, fühlte ich mich gar nicht so recht behaglich. Dabei hatte ich aber die größte Besorgniß, daß der Herzog oder seine Umgebung, unter der sich sich mehrere lang gediente preußische Officiere, alte Veteranen aus Friedrich's des Großen Zeiten, befanden, es mir gar am Gesicht ansehen, möchten daß ich eine etwas bleichere Farbe bekommen hätte und mich nicht so ganz gemüthlich fühlte. So scherzte und lachte ich denn möglichst viel mit Goethe, der neben mir ging, und dieser, — der wie ich glaube, auch das Kanonenfieber wo möglich noch mehr als ich empfand, war in gleicher ebenfalls wohl forcirter Lustigkeit. In unserer Batterie, die ein mir bekannter Artillerieofficier befehligte, war es gerade kein sehr gemüthlicher Aufenthalt, denn es war enge und schmutzig dort, einige verwundete Artilleristen, von denen der Eine sehr stöhnte, wurden fortgetragen, und auch das laute Dröhnen unserer Geschütze konnte einem un-

gewohnten Ohr leicht mißfallen. Merkwürdig war es, daß mein anfängliches ängstliches Gefühl sehr bald verschwand, als ich erst einige Augenblicke bei meinen alten lieben Kanonen, mit denen ich bei Stettin so oft exercirt hatte, verweilte und unsere Artilleristen in ihrer altgewohnten Thätigkeit beobachtete. Auf Goethe schien dies aber ganz anders zu wirken. Der scharf klingende, das Trommelfell wirklich unangenehm berührende Ton der großen Haubitzen, wenn die Bombe aus ihrer Mündung fuhr, berührte ihn so empfindlich, daß er sich beide Ohren mit den Händen zuhielt und so klägliche Gesichter schnitt, daß wir Artilleristen unwillkürlich laut darüber lachen mußten. Er benutzte auch sehr schnell die erste Gelegenheit, sich aus diesem unangenehmen und gefährlichen Orte, — wo seine Gegenwart freilich auch ganz nutzlos war, wieder zu entfernen und hinter weiter abgelegenen Hügeln Schutz zu suchen. Auch der Herzog von Weimar, der überhaupt nur die ganze Anlage der Batterie inspiciren wollte, hielt sich nicht lange an dieser exponirten Stelle auf. Bei mir wollte der Zufall, daß ich die ganze Nacht dort bleiben mußte. Der Artillerieofficier der hier befehligte, wurde durch eine Con-

tusion an der Schulter zwar ungefährlich, aber doch so bedeutend verwundet, daß er nicht ohne allzu große Schmerzen das Commando während der Nacht behalten konnte. So erhielt ich denn den Befehl, ihn sogleich abzulösen um vorläufig die Batterie zu commandiren, bis am nächsten Morgen ein anderer Officier gesandt werden sollte. Ich war über diesen Befehl sehr erfreut und blieb mit der allergrößten Lust in der Batterie zurück, da ich ja nun Gelegenheit fand, mich in meinem Berufe als Artillerieofficier zu zeigen.

Es war eine recht thätige Nacht, in der unsere Geschütze gehörig in Arbeit waren und große Wirkung hervorbrachten. Nach Mitternacht kam der Befehl, daß meine Batterie mit der Hälfte Geschütze, mit Brandraketen schießen und ein großes freistehendes Gebäude in Verdun, in dem ein Proviantmagazin angelegt war, zum Zielpunkte nehmen sollte. Ich selbst richtete die Haubitzen so genau als möglich, und da ich damals noch ein sehr sicheres Augenmaß hatte, so zielte ich so gut, daß schon beim dritten Schuß die Feuerfunken aus dem Dach des bezeichneten Gebäudes in die dunkle Nacht hineinzüngelten; ein für unseren artilleristischen Stolz so erfreulicher Anblick, daß sowohl ich wie auch meine

gesammte Mannschaft unwillkürlich in ein lautes jubelndes Hurrah ausbrachen. Der helle Brand in der Stadt erleuchtete uns nun das Zielen noch mehr, und wir feuerten abwechselnd mit Bomben und Brandraketen und richteten gewiß arge Zerstörung an. Zwar schoßen die Franzosen von den Wällen der Festung, sehr lebhaft wieder, und es krachte und dröhnte gewaltig auf beiden Seiten, allein in der Dunkelheit konnten sie auf unsere versteckt angelegte Batterie nicht so sicher zielen, wenigstens wurde während der Nacht in der Batterie wo ich befehligte, Niemand mehr verletzt, obgleich wiederholt die Bomben sehr dicht über unsere Köpfe hinweg sausten und neben oder hinter uns einschlugen, was meine Leute dann stets mit lautem Spottgelächter begrüßten. Ich selbst empfand jetzt auch nicht das mindeste beängstigende Gefühl, sondern fühlte mich im Gegentheil ungemein frisch und fröhlich, und freute mich, daß ich vom Zufall begünstigt, dies ehrenvolle Commando erhalten und wie es schien, auch mit vielem günstigen Erfolge durchgeführt hatte. So empfing ich denn meine erste ernsthafte Feuertaufe, in dieser Nacht bei der Belagerung von Verdun. So viel und oft ich später auch mich

im heftigsten Feuer befunden habe, und so manchen großen Schlachten ich in der Armee unseres Königs von Preußen beiwohnte, so habe ich doch niemals wieder das mindeste sogenannte „Kanonenfieber" gespürt, und es war als ob ich die höchst unangenehme Empfindung gleich in dieser Nacht ein für allemal abgemacht hätte. Am andern Morgen in der Frühe ward ich von einem andern Officier wieder abgelöst und mußte mein Commando abgeben, und es war wirklich ein trauriges Gefühl mit welchem ich die Batterie verließ, denn ich wäre gerne noch dort geblieben.

Einen Tag später ergab sich nun auch die Stadt und Festung Verdun, und so war dies in kurzer Zeit denn nun schon der zweite befestigte Ort in Frankreich, wo die preußische Fahne wehen durfte. Ging es nur so schnell fort als es begonnen hatte, so durften wir in der That mit Sicherheit hoffen, bald in Paris unsern Einmarsch halten zu können. Der Jubel aber, auch theilweise der ausgelassene Uebermuth, vieler Emigranten, als sich die Nachricht von dieser schnellen Einnahme von Verdun unter ihnen verbreitete, kannte kaum eine Grenze. In ihrer thörichten Eitelkeit glaubten Manche dieser Her-

ren anfänglich, daß ihre Hülfe das Meiste bei dieser Einnahme von Verdun beigetragen hatte, obgleich sie auch nicht das Allerwenigste dabei geleistet und unsere preußischen Kanonen allein das ganze Werk vollbrachten. Ebenso wie in Longwy hatte der Commandant von Verdun sich auch noch länger vertheidigen wollen, die Feigheit der Bürgerschaft ihn aber gewaltsam zur Uebergabe gezwungen, und doch hatten eben diese Bürger noch wenige Wochen vorher einen Freiheitsbaum, mit einer gewaltigen rothen Jacobinermütze darauf, auf dem Marktplatze ihrer Stadt aufgepflanzt, eine wilde republikanische Orgie, bei der es sehr zuchtlos zugegangen sein soll, die ganze Nacht gefeiert, und geschworen, Gut und Blut zu opfern und auf das Aeußerste sich zu vertheidigen, bevor die Fahnen der fremden Tyrannen auf dem geheiligten Boden ihrer freien Stadt wehen sollten. Wir fanden diesen Freiheitsbaum bei unserem Einzug noch stehen, und er wurde selbstverständlich sogleich von unseren Soldaten abgehauen und nützlich für die Bivouakfeuer verwandt. Auch die lächerliche Inschrift Liberté Égalité und Fraternité, die wir an manchen öffentlichen Gebäuden fanden, wurden von unseren Soldaten

sogleich mit dunkler Farbe überpinselt. Da schnitten wohl Manche dieser französischen Freiheitshelden saure Gesichter dazu, allein sie mußten schon schweigen und durften ihren Zorn weiter nicht auslassen. Ich ritt am andern Tage nach der Uebergabe der Festung nach Verdun hinein, um mir die Stadt näher zu betrachten, und fand, daß solche noch ganz wohlerhalten aussah und durch das Bombardement lange nicht so viel gelitten hatte, als wir dies nach der schnellen Uebergabe eigentlich erwartet hatten. Auch Lebensmittel aller Art waren noch in Hülle und Fülle vorhanden, und so konnte die erbärmliche Feigheit der Bürger, womit sie den alten tüchtigen Commandanten zur Uebergabe gezwungen hatten, eigentlich durch nichts gerechtfertigt worden. Mit Interesse besah ich mir auch die ausgebrannte Ruine des großen Gebäudes, welches durch das Feuer der Batterie unter meinem Befehl in Brand geschossen wurde. Es war ein früheres Kloster welches jetzt zum Fouragemagazin gedient hatte, und soll das Abbrennen dieses Gebäudes unter der Bürgerschaft großen Schrecken verursacht haben.

Eine große Festlichkeit fand statt, als Se. Majestät unser König Friedrich Wilhelm II.

seinen Einzug in die durch seine Truppen eroberte Stadt hielt. Eine Menge weißgekleideter Jungfrauen, grüne Kränze in den Haaren und grüne Friedenszweige in den Händen, empfingen den König am Eingang des Rathhauses, und die Schönste derselben, die Tochter eines Landedelmanns, überreichte ihm einen Lorbeerkranz auf weißem Altlaßkissen. Es mochte diese Demonstration, die größtentheils von dem legitimistischen Adel der Umgegend und einigen früheren Beamten ausgegangen sein soll, vielleicht nicht ganz paßend sein, aber diese armen Mädchen verdienten wahrlich nicht die grausame Strafe, welche sie später dafür erhielten. Nach dem unglücklichen Rückzug unserer Truppen aus Frankreich, hat der blutgierige Convent in Paris den Befehl gegeben, alle diese Mädchen, welche damals an diesem feierlichen Empfange des Königs von Preußen in Verdun sich betheiligt hatten, ebenso wie auch alle übrigen Veranstalter und Hauptleiter der Feierlichkeit, deren man nur habhaft werden konnte, festzunehmen, in die Gefängnisse zu werfen und sie nach kurzem Prozeß mit der Guillotine hinzurichten. Es sollen auf diese Weise dreizehn junge Mädchen auf das Schaffot geschleppt und hingerichtet werden sein.

Solche Scheußlichkeiten verübte die republikanische Schreckensherrschaft die damals in Frankreich nach Lust und Belieben schaltete und waltete, in zahlreicher Menge, und doch gab es auch bei uns in Deutschland erbärmliche Subjecte, welche für diese Jacobiner schwärmten und deren verbrecherisches System auch bei uns eingeführt wünschten. Freilich waren diese Anhänger des französischen Republikanismus in Preußen, größtentheils Subjecte, die entweder schon im Zuchthause gesessen hatten, oder doch schon längst dafür reif waren, oder auch hirnverbrannte Poeten und ähnliche nur im Reich der Phantasie schwelgende, in Wirklichkeit aber unzurechnungsfähige Menschen.

Von diesen jungen Mädchen, welche damals in Verdun den Einzug unseres Königs mit feiern halfen, lernte ich zwei persönlich kennen, und Beide hatten ganz eigenthümliche Schicksale, die ich in aller Kürze hier anführen will. Die Eine war eine Gräfin de Croix welches, wie ich hörte, ein in Frankreich sehr vornehmes Adelsgeschlecht sein soll, und sie lebte mit ihrer alten ehrwürdigen Mutter, der Wittwe eines früheren Generals, auf einem Schlosse, zwei Meilen von Verdun, wo ich einige Tage im Quartier lag,

und woher auch unsere Bekanntschaft stammte. Die junge Comtesse war ein in der That ebenso schönes, wie äußerst liebenswürdiges Mädchen und wohl dazu geschaffen, die Herzen der jungen Männer zu gewinnen. Sie hatte sowohl in ihrem Aeußern wie auch in ihrem Benehmen gar nichts Französisches, sondern vielmehr Deutsches, was wohl daher kommen mochte, daß ihre Großmutter mütterlicherseits ein deutsches Edelfräulein gewesen sein soll. Von Gestalt war sie groß und schlank, hatte tiefblaue Augen und lange schöne blonde Haare, und bot ein Profil dar, wie ich solches wohl später im Berliner Museum bei den dort aufgestellten griechischen Statuen gesehen habe. Diesem Aeußern entsprach auch ihr würdevolles, gemessenes, mehr ernst als heiter zu nennendes Benehmen, bei dem von der Frivolität, die man leider bei so vielen sonst ganz liebenswürdigen Französinnen aller Stände trifft, auch nicht die leiseste Spur zu finden war, wie denn überhaupt die Comtesse Adele, so war ihr Vorname, eine ganz vortreffliche Erziehung genossen hatte. Sie war dabei eine schwärmerische Legitimistin und hoffte sehnlichst, daß der rechtmäßige Herrscher Frankreichs, bald wieder den durch die Revolution besudelten Thron besteigen würde. Gerade

diese streng monarchischen Grundsätze bewirkten auch, daß die Comtesse Adele die preußischen Truppen, die sie als die Befreier ihres Vaterlandes von der republikanischen Tyrannei betrachtete, mit lebhafter Freude begrüßte und besonders uns Officiere sehr gastlich auf ihrem Schlosse aufnahm. Nun diente bei dem später von Blücherschen Husarenregiment, ein sehr hübscher und liebenswürdiger Lieutenant von Bülow, ein geborener Thüringer. Er war so recht wie ein junger Edelmann und Officier bei der Cavallerie sein muß, und wirklich ein wahres Muster aller ritterlichen Eigenschaften. Der Zufall hatte gewollt, daß er auf dem Schlosse der alten Gräfin de Croix längere Zeit einquartiert wurde und somit die junge Comtesse Adele näher kennen lernte. Ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit machten bald den tiefsten Eindruck auf sein Herz, und auch sie schien für die vielen Vorzüge des jungen preußischen Reiterofficiers nicht unempfänglich zu sein. Im Kriege, wo sich die Gemüther Aller ohnehin in einer lebhafteren Spannung befinden und eine gewisse Aufregung allgemein herrscht, machen sich dergleichen Verhältnisse stets schneller, und Gott Amor scheint an dem Gott Mars oft einen recht kräftigen Verbündeten zu besitzen. So

dauerte es denn auch nicht allzulange, so hatte Herr von Bülow sich die Liebe der schönen Adele errungen und gerade an dem Abend, als ich das Schloß verließ, auch ihr Jawort erhalten. Selten habe ich einen glücklicheren Menschen gesehen, wie den jungen Verlobten an diesem Abend. Er kam förmlich in das Zimmer gestürzt, das wir Beide auf einige Tage zusammen bewohnten, umarmte mich in seinem Freudenrausche und rief: „Bester Kamerad von der Artillerie, gratuliren Sie mir, — ich bin der glücklichste Mensch der Welt! Soeben hat Gräfin Adele mir das Jawort gegeben, und auch ihre Mutter willigt in die Verbindung ein, obgleich ihr ein protestantischer Schwiegersohn freilich wohl in mancher Hinsicht nicht so ganz recht sein mag. O wären wir doch nur erst in Paris, daß dieser Feldzug sein Ende gefunden hätte und ich mein liebes Bräutlein heirathen und nachdem nach der Altmark auf unser Familiengut an der Havel heimführen könnte!" Es war wirklich erfreulich, einen so durch und durch glücklichen Menschen zu sehen, und aus vollem Herzen sprach ich am Abend auch meine Glückwünsche gegen die lieblich erröthende Braut aus. Ich sah sie nie wieder, da ich schon in der nächsten Stunde das Schloß verließ. Auch

Herr von Bülow sollte eigentlich schon mit abmarschiren, wußte es aber möglich zu machen, daß er noch einige Zeit bleiben durfte. Als er uns später auf dem Weitermarsche wieder einholte, strahlte er noch vor Glück und Fröhlichkeit, und wußte gar nicht genug von der Liebenswürdigkeit und Herzensgüte seiner jungen schönen Braut zu erzählen.

Der unglückliche Rückzug unseres Heeres veränderte aber diese Freude nur zu bald in das Gegentheil. Der Bräutigam war mit Recht für die Sicherheit seiner Braut und ihrer Mutter besorgt, wenn die republikanischen Horden in Verdun einrücken sollten, und beschwor sie, sich wenigstens vorläufig nach Deutschland zu begeben und in seiner Heimath bei seiner Mutter die weitere Gestaltung der Dinge in Frankreich abzuwarten. Zwar war die Comtesse Adele auch hierzu bereit, allein eine Krankheit ihrer Mutter verzögerte diese Flucht von einem Tage bis zum andern — bis es endlich zu spät wurde. Zwar befand sich der Lieutenant von Bülow bei dem Rückmarsch unserer Truppen bei einem Corps, welches nicht über die Gegend wo das Schloß seiner Braut lag, ihren Weg nahm, allein von Angst und Besorgniß getrieben, bat er seinen Chef, den Ge-

neral von Köhler, so lange bis dieser ihm die Bewilligung ertheilte, sich dorthin zu begeben. Eine Schwadron von Köhler=Husaren, die hier die Nachhut bildete, war bereits auch schon nordwärts hinüber marschirt. Der Lieutenant von Bülow, der sicher hoffte, daß er hier seine geliebte Braut finden würde, war auf das schmerzlichste enttäuscht, als der Rittmeister der Schwadron ihm sagte, daß er sie gar nicht gesehen, wohl aber von einigen ebenfalls geflüchteten Bürgern von Verdun gehört habe, daß die Damen in den nächsten Tagen nachkommen würden, da sie die Gefahr hier noch nicht so dringend hielten. Von der größten Angst getrieben, weiß Herr von Bülow den ihm näher befreundeten Rittmeister endlich zu bewegen, daß er ihm zwanzig Mann Freiwillige mitgiebt, um nach dem Schlosse zu reiten. Kaum noch eine halbe Meile davon entfernt, sehen sie eine helle Feuersäule an dem dunkeln Nachthimmel emporschlagen, und bald begegnen sie Flüchtlingen von der Schloßdienerschaft, welche ihnen die Schreckenskunde mittheilen, daß ein Haufe von republikanischem Gesindel, ungefähr sechzig bis achtzig Mann, unter Führung eines früheren Schlachtermeisters aus Verdun, das Schloß überfallen, ausgeplündert, einige Gebäude in

Brand gesteckt und dann die beiden Gräfinnen, Mutter wie Tochter, als Gefangene mitgeführt habe. Eine große Besorgniß bemächtigt sich jetzt mit Recht des jungen Bräutigams. Er wußte den Officier, der die Köhlerschen Husaren commandirte, zu überreden, daß sie den tollkühnen Streich wagten, diese Raubbande noch weiter zu verfolgen. Fast wäre es ihnen auch geglückt, das Gesindel noch einzuholen, als sie schon auf die Avantgarde der republikanischen Heeresschaaren stießen und sich nur mit äußerster Mühe und nur weil die französischen Husaren zu schlecht ritten, wieder zu der Schwadron retten konnten. Der Zustand des Lieutenants von Bülow, als er mit der furchtbaren Gewißheit daß seine geliebte Braut in die Gewalt unserer grausamen Feinde gefallen sei, wieder zu uns zurückkam, grenzte wirklich an Verzweiflung. Zwar versuchte er dann, durch einen gewandten Unterhändler vermittelst Bestechung die beiden gefangenen Damen noch zu retten, und es wäre ihm dies beinahe auch geglückt, als ein unglücklicher Zufall diesen ganzen Plan wieder vereitelte. Einige Wochen später erfuhr er durch eine treue Kammerjungfer die sich gerettet hatte, daß sowohl die alte Gräfin de Croir, wie auch ihre Tochter

Adele auf dem Markte zu Chalons öffentlich mit der Guillotine hingerichtet wären. Eine Flechte von ihrem schönen blonden Haar welches der Henker ihr abgeschnitten, hatte die junge Comtesse noch ihrem Bräutigam als letzte Erinnerung für dies Erdenleben gesandt. Als Herr von Bülow diese erschütternde Nachricht empfing, verfiel er sogleich in ein heftiges Nervenfieber und ist längere Zeit am Rand des Grabes gewesen. Seine Jugendkraft hat ihn nach langem Kampfe gerettet, allein als er im Frühling 1793 wiedergenesen sich bei seinem Regimente zum Diensteintritt meldete, da war er körperlich wie geistig so verändert, daß selbst seine nächsten Freunde ihn nur mit Mühe wiedererkannten. Er schien um zehn Jahre gealtert zu sein, und sein ernstes schweigsames Wesen glich mehr einem Mönche des Trappistenklosters als einem jungen Husarenoffizier. Niemand hat ihn jemals wieder lachen, scherzen, eine Karte anrühren, oder ein Weib im Tanze oder gar in süßer Minne umarmen sehen. Nur der Dienst war seine einzige Beschäftigung, und Nacht wie Tag fast war er auf den Vorposten, um mit diesen so glühend gehaßten Franzosen sich umherhauen zu können. Dabei ward allgemein erzählt, er habe einen Schwur gethan nie-

mals wieder einem französischen Officier oder auch nur einem Soldaten von dem er den Glauben hegte, daß dieser der Republik freiwillig diene, Pardon zu geben, sondern Alle so viel er nur konnte oder durfte, ohne Weiteres zusammenzuhauen. So viel ist gewiß, daß er jede Gelegenheit suchte, sich mit französischen Officieren bei den Gefechten und Patrouillen persönlich herumzuhauen, seine Gegner dabei stets tödtete, seltsamer Weise aber nie verletzt wurde. Er schien förmlich gegen Tod und Wunden gefeiet zu sein. Als Preußen endlich mit Frankreich die bekannte Baseler Convention schloß, verließ der Lieutenant von Bülow unsere Armee und ging in österreichische Dienste, um dort noch weiter gegen die Franzosen kämpfen zu können. Da ihm die österreichische Kriegführung etwas zu lahm und nicht energisch genug war, so ist er bald in die Vendée zu den Chouans gegangen, um dort seinen Haß gegen die Republikaner zu befriedigen, und hat später bei den Engländern und 1805 bei den Russen gefochten und als russischer Rittmeister die Austerlitzer Schlacht mitgemacht und sich durch seinen tollkühnen Muth den Georgsorden erworben. Im Jahre 1806, als wir Preußen endlich gegen die Franzosen

marschirten, obgleich wir dies füglich ein Jahr früher im Verein mit den Oesterreichern und Russen hätten thun sollen, kam Herr von Bülow plötzlich wieder zu uns und ward als Rittmeister den Husaren zugetheilt. Ich hätte ihn kaum wieder gekannt, wenn er mich nicht als alten Kameraden vom Jahre 1792 angeredet und freundlich die Hand gereicht hätte. Obgleich er nicht über fünfunddreißig Jahre alt sein konnte, hatte er schon eisgraue Haare und war so hager und bleich im Gesicht und so schweigsam in seinem Wesen, daß er wirklich eher einem Gespenst als einem lebenden Husarenrittmeister glich. Eine Wunde hatte er noch nicht erhalten, sich jedoch durch seinen wildverwegenen Muth schon die glänzendsten Orden, welche nur durch wahres Verdienst auf dem Schlachtfelde erworben werden können, errungen. Auch in der Schlacht bei Jena soll er sich — ich selbst sah ihn dort nicht — durch sein ungestümes Einhauen auf die Feinde ausgezeichnet und einen französischen Dragonerobristen vor der Front seines Regiments vom Pferde gehauen haben. Als unsere Truppen endlich zurück mußten, soll Herr von Bülow diesen Rückzug nicht haben mitmachen wollen und bis zum letzten Augenblick gegen die andrängenden Franzosen mit dem Säbel

gekämpft haben. Hierbei soll ihm nun sein Pferd erschossen und er sehr nahe daran gewesen sein, von französischen Reitern gefangen genommen zu werden. Er hat sich aber mit dem Säbel in der Faust bis zu einem in der Nähe offen auf dem Felde stehenden, zurückgelassenen preußischen Pulverkarren durchgeschlagen und nun schnell seine Pistole darin abgefeuert, so daß er mitsammt dem Karren und den nächsten feindlichen Soldaten in die Luft geflogen ist. So endete dieser so tüchtige Officier.

Das Lebenschicksal eines andern jungen Mädchens aus Verdun, welche damals in Festkleidung unsern König von Preußen bei seinem Einzug empfing, die ich ebenfalls kennen lernte, nahm eine ungleich erfreulichere Wendung. Sie hieß Annette Desert und war die Tochter eines wohlhabenden Gewürzkrämers und dabei ein hübsches braunäugiges und stumpfnäsiges junges Mädchen, so recht das Modell einer lebhaften Französin. Sie lernte in Verdun einen Feuerwerksofficier von unserer Artillerie kennen und knüpfte bald ein näheres zärtliches Verhältniß mit ihm an, wie dies im Kriege ja so leicht und schnell geschieht. Bei unserem Rückmarsch aus Frankreich mußte die hübsche Annette mit ihren Eltern sich

ebenfalls durch die schleunigste Flucht retten, denn die mordlustigen Republikaner schleppten nicht allein alle die jungen Mädchen, welche sich bei dieser Einzugsfeierlichkeit betheiligt hatten, sondern wo möglich auch deren Eltern, ja sogar sonstige Anverwandte wenn sie diese erwischen konnten, auf das Schaffot. Es gelang dem Herrn Dessert auch glücklich, sich mit Frau und Kindern nach Deutschland zu retten, und was sehr wichtig war, auch eine ziemlich bedeutende Summe baares Geld mitzunehmen. Seine Flucht soll übrigens auch mit vielen Abenteuern und Gefahren verbunden gewesen sein, die mir inzwischen aus dem Gedächtniß wieder entfallen sind. Mit seinem Gelde ging er nun nach Berlin und gründete daselbst eine Delicatessenhandlung, und da er ein gewandter und umsichtiger Geschäftsmann war, so gelang es ihm auch bald, solche in große Aufnahme zu bringen. Mein Kamerad, der Feuerwerkslieutenant heirathete nun Demoiselle Annette und zog mit ihr nach Kolberg, wohin er in Garnison kam. Der jungen Frau, die ihren Mann bald gehörig unter den Pantoffel bekam, wie dies gewöhnlich der Fall sein wird, wenn ein Deutscher eine Französin heirathet, mußte es aber in der kleinen abgelegenen

pommerschen Festung nicht sonderlich gefallen haben, denn schon nach Jahresfrist nahm der Feuerwerkslieutenant seinen Abschied und ward Compagnon seines Schwiegervaters, der keinen Sohn besaß. Nach dessen am Ende der neunziger Jahre erfolgten Ableben, übernahm er die Handlung und verwaltete solche so gut, wobei wohl seine lebhafte thätige Frau das Meiste that, daß er ein gar nicht unbedeutendes Vermögen sich erwarb, und 1807 die Handlung verkaufen und ein schönes Rittergut unweit Stettin sich erwerben konnte. Dort lebt er noch als ein sehr wohlhabender angesehener Gutsbesitzer, und aus der hübschen schlanken Demoiselle Annette ist jetzt eine überaus corpulente, umsichtige und resolute Hausfrau geworden, die Mann, Kinder und ihr zahlreiches Dienstpersonal in etwas zu strenger Weise regiert. Wir sehen uns noch mitunter und erinnern uns dann gerne der alten Zeiten und unseres Einmarsches in Verdun im September des Jahres 1792. So verschieden sind die Lebensschicksale der Menschen.

Wir blieben nun noch einige Tage in köstlichen Quartieren in Verdun, und es war für uns junge Officiere ein ganz angenehmes Leben daselbst. Eine ziemlich interessante Persönlichkeit,

die besonders mir in lebhafter Erinnerung stand, weil ein verstorbener Bruder meines Vaters, der zuletzt nordamerikanischer Obrist gewesen war, solche vielfach in seinen Tagebüchern, die er uns aus Amerika geschickt hatte, erwähnte, lernte ich jetzt auch kennen, nämlich den berühmten, oder eigentlich wohl richtiger, berüchtigten Marquis Lafayette. Dieser, obgleich Edelmann und Officier und von den so schändlich verrathenem König Ludwig XVI. von Frankreich, mit Wohlthaten überhäuft, hatte sich aus Eitelkeit und Ehrgeiz der Sache der französischen Revolution angeschlossen und solche im Anfang lebhaft fördern helfen. Er hatte sich aber stark dabei getäuscht, und mußte bald auch an seiner Person die alte, sich so oft wiederholende Erfahrung machen, daß die Revolution ihre eigenen Kinder auffrißt und die anfänglichen Förderer bald von ihren ebenso ehrgeizigen und egoistischen angeblichen Gesinnungsgenossen auf die Seite geschoben und als nicht weit genug gehend, überholt werden. So genügte dieser Marquis, oder wie er jetzt lächerlicherweise hieß, „Citoyen Lafayette" bald der Schreckensherrschaft die nunmehr in Paris ihr Unwesen trieb, nicht mehr und wurde als viel zu gemäßigt und nicht entschieden genug ver-

dächtigt. Dazu kam, daß er nur ein äußerst mittelmäßiger Soldat war und zwar lange schön klingende phrasenhafte Reden halten, aber keine Truppen führen konnte. Auch soll er sich um die Bedürfnisse der Soldaten gar nicht bekümmert und diese oft übermüthig behandelt haben; kurz, er soll nach dem Urtheil aller von uns gefangenen, französischen Officiere, bei den Truppen äußerst verhaßt gewesen sein. So kam es denn, daß als ein Regierungscommissar aus Paris erschien, um diesen Lafayette in Verhaft zu nehmen, dies beim Heere weiter keinen Unwillen erregte. Der edle Marquis oder jetzige Citoyen war aber frühzeitig genug gewarnt worden und zog es vor, zu flüchten und lieber bei uns verthierten Söldlingen und Tyrannenknechten, wie er uns Preußen in seinen phrasenhaften Proclamationen früher so häufig genannt hatte, Schutz zu suchen, als sich von seinen eigenen theuren Landsleuten in das Gefängniß und von da nach gewohnter Weise, wohl sehr leicht auf das Schaffot schleppen zu lassen. So kam er denn in Begleitung von zwei Adjutanten ganz unerwartet bei uns an und versetzte den Herzog von Brauschweig unseren Oberanführer, dadurch in eine nicht geringe Verlegenheit, denn

der wußte nicht, wie er ihn eigentlich behandeln sollte. Seine Majestät der König befahl aber, daß der Marquis Lafayette sehr höflich aufgenommen, aber vorerst gewissermaßen als Kriegsgefangener unter strenger Bewachung gehalten werden solle. Ich glaube, es war der Herzog von Sachsen-Weimar gewesen, der in unserem Hauptquartier meine Kenntniß der französischen Sprache gerühmt hatte, und so erhielt ich denn zu meinem großen Erstaunen den Befehl, mich zu diesem Marquis zu begeben und während der drei Tage die er bei den preußischen Truppen blieb, seine Bewachung zu übernehmen. Dieser Auftrag war mir in mancher Hinsicht interessant, in anderer jedoch wieder höchst unangenehm, da eine große Verantwortlichkeit damit verbunden war. Sollte ich doch gegen diesen Herren die Formen der größten Höflichkeit nicht ermangeln, und auf der andern Seite wieder für seine sichere Haft bürgen, ohne ihm dabei merken zu lassen, daß er ein Gefangener sei. Ich fand den Herrn Marquis ziemlich niedergeschlagen, denn die äußerst kühle Aufnahme die er mit Recht bei uns gefunden, hatte seine Eitelkeit sehr gekränkt. Dabei war er aber nach echt französischer Weise noch äußerst arrogant und prahlend, und schien

sich der kläglichen Rolle die er eigentlich spielte, noch gar nicht so recht bewußt zu sein. Alles drehte sich bei ihm um seine eigene Persönlichkeit, er schien sich für eine höchst wichtige Person zu halten und war sehr erstaunt, als ich ihm auf seine Frage, was man unter den preußischen Officieren für eine Meinung von ihm hege, die richtige und wahre Antwort geben mußte, daß er der weit großen Mehrzahl meiner Kameraden eine vollständig gleichgültige Erscheinung sei, um welche sie sich weder im Guten noch Bösen nur im mindesten gekümmert hätten, ja dessen Namen sie kaum wußten. Das schien ihn gar zu verschnupfen, und er hielt uns preußische Officiere gewiß für äußerst rohe Barbaren, daß sie sich so wenig um den berühmten General Lafayette gekümmert. Um ihn wieder zu trösten sagte ich ihm, daß ein Onkel von mir in Nordamerika mit ihm zusammengedient habe und in seinen uns gesandten Tagebüchern viel und gerne seiner erwähnte. Er freute sich hierüber sehr, erinnerte sich meines Onkels recht gut und erzählte mir nun manche interessante Einzelheiten sowohl über dessen Person, wie auch über den ganzen nordamerikanischen Feldzug. Er konnte sehr lebhaft und gut erzählen, und wenn

auch seine übergroße Eitelkeit stets viel zu stark durchschimmerte und er so oft als möglich von seinem lieben Ich sprach, so hörte ich ihm doch mit Interesse zu. Am Abend lud ich Goethe ein uns zu besuchen, was dieser auch that und mit dem Marquis bald in ein so lebhaftes politisches und philosophisches Gespräch gerieth, daß sie bis in die halbe Nacht hinein plauderten und da ich aus Höflichkeit nicht stören mochte und doch den Lafayette nicht verlassen durfte, so mußte ich auch so lange aufsitzen und langweilte mich nicht wenig dabei, da ich von Vielem worüber die beiden Herren mit einander sprachen, nichts verstand.

Als ich am andern Tage mit dem Herrn Lafayette spazieren ging, hatten zwei junge vornehme französische Emigranten die Frechheit, ihn in meiner Gegenwart insultiren und mit Schimpfnamen belegen zu wollen. Das ging mir doch über den Spaß, und ich sagte diesen übermüthigen Herren: „Lafayette befinde sich jetzt unter preußischem Schutz, und ich habe die Pflicht, ihn gegen Jeden wer es auch sei, zu schützen. Ob sie über seine frühere politische Rolle empört wären, das ginge mich weiter nichts an, und was sie künftig gegen ihn unternehmen wollten,

sei mir gleichgültig, jetzt aber müsse ich mir jegliche Beleidigung auf das Entschiedenste verbitten, oder ich würde Jeden, der sie zu unternehmen wagen sollte, sogleich arretiren, auf die Bürgerwache bringen und dann dem Herzoge von Braunschweig melden lassen.“ Nach solcher Abweisung trollten sich denn die beiden Fanfarons. Der Marquis Lafayette blieb noch einen Tag bei uns und ward dann an die Oesterreicher abgeliefert, die ihn anfänglich als Kriegsgefangenen nach Olmütz brachten, später aber wieder laufen ließen. Was aus dem Herrn weiter geworden ist, habe ich nie mit Sicherheit wieder erfahren. Ich hörte jedoch, daß er dem Kaiser Napoleon seine Dienste als General angeboten, von diesem aber kurz abgewiesen worden sei. Wenn dies wirklich begründet ist, so scheint es mir nicht unglaubhaft. Der Kaiser Napoleon mußte andere Generale als solche Phrasenmacher und angebliche Volkshelden wie dieser Lafayette war, gebrauchen, und mag man auch in rein menschlicher Hinsicht von gar manchen napoleonischen Heerführern keine große Achtung hegen, so waren sie doch von rein militärischem Standpunkte aus, ungleich tüchtigere Männer als wie Lafayette und Consorten.

Wir brachen nun aus unseren bequemen Cantonnirungen hinter Verdun auf und marschirten weiter in Frankreich hinein. Daß unser Oberanführer der Herzog von Braunschweig, ein so liebenswürdiger Herr und auch persönlich muthiger Soldat er entschieden war, weiter kein strategisches Talent besaß, zeigte sich im Verlaufe des Feldzuges leider immer mehr und mehr. Unser Feldzugsplan war ein sehr verfehlter und die ganze Heeresleitung eine viel zu schwankende, traurig genug. Auf diese Weise konnten wir unmöglich den schnellen Sieg erringen, den wir alle gehofft hatten, und unser Weitermarsch nach Paris mußte entschieden nicht gelingen. Obgleich wir bisher die Feinde bei jeder Gelegenheit wo wir nur mit ihnen zusammengetroffen waren, vollständig geschlagen hatten und von dieser wild-republikanischen Tapferkeit und dem alten Spartaner-Heldenmuth der französischen Heeresschaaren, von dem einige Zeitungen selbst bei uns in Deutschland viel gefabelt hatten, in Wirklichkeit auch nicht das Mindeste verspürten, kamen wir doch nicht von der Stelle — eben weil in unserem Hauptquartier jede höhere strategische Leitung und die kräftige rücksichtslose Energie, mit der ein Krieg nun einmal geführt werden

muß, wenn er gelingen soll, nur zu sehr fehlten. Auch Seine Majestät unser König Friedrich Wilhelm II., obgleich ich mir sonst als sein Unterthan und Officier natürlich weiter kein Urtheil über seine Persönlichkeit erlauben darf, hatte als Soldat und Feldherr äußerst wenig von seinem großen Oheim unserem Friedrich dem Gewaltigen. Es muß im siebenjährigen Kriege eine ganz andere Kriegsführung gewesen sein, als sie jetzt leider bei uns herrschte, sonst hätte Preußen unmöglich ganz allein seine weit überlegenen Feinde besiegen können. Die vielen alten Officiere aus jener Zeit die in unserem Heere noch dienten, fluchten und wetterten nach ihrer Gewohnheit oft nicht wenig über diese lahme Kriegsführung. Ja, selbst von den alten Soldaten brummten und murrten Manche oft ganz unumwunden. So entsinne ich mich noch, daß einst ein alter Husar von den Köhler'schen, den ich als Ordonanz bei mir hatte, sprach: „Ja, Herr Lieutenant, mit Respect zu sagen aber es ist doch eine gottverdammte, verfluchte Schweinerei bei allen den vornehmen Herren in unserem Hauptquartier, und soll mich der Teufel holen, wenn es nicht wahr ist, hätten wir unsern ollen König Fritz noch, und sagte der Bursche, klopften

wir diese französischen Windbeutel gehörig, wir wären wahrhaftig schon lange in dem verfluchten Nest, dem Paris. Aber was hilft es, wenn wir diese verdammten Franzosen auch stets gehörig auseinander jagen? sobald wir nur gegen sie anrücken, wir werden doch nicht vorwärts kommen, sondern wie der Esel vor dem Heubunde ruhig stehen bleiben. Ich verstehe zwar den Kuckuck von dem Tiktak und alle dem andern gelehrten Zeug nichts, aber ich habe nicht umsonst den ganzen siebenjährigen Krieg unter unserem König Fritze mit gefochten, um nicht zu wissen, daß wir auf diese Weise unser Lebtag nicht nach Paris kommen werden, sondern sogar noch mit einer langen Nase mir nichts, dir nichts wieder aus Frankreich abziehen müssen, und das wäre doch eine verfluchte Schande für uns Preußen." So urtheilte der alte Schnauzbart in seiner derben Weise und hatte leider nur zu Recht hierin. Ein großer Uebelstand der auch viel dazu mit beitrug, daß es nicht schneller vorwärts mit uns gehen wollte, war die entsetzliche Langsamkeit und Schwerfälligkeit unserer lieben Bundesgenossen, der Oesterreicher. Wir Preußen hatten bisher stets nur Krieg mit den Oesterreichern geführt, und es war dies das erste Mal, daß wir als

Bundesgenossen an ihrer Seite fochten, und so waren die k. k. österreichischen Truppen denn für mich ein Gegenstand des größten Interesses. Offen gestanden, gefiel mir das Meiste nicht sonderlich was ich bei den österreichischen Truppen, die ich näher zu beobachten Gelegenheit fand, bemerken konnte. Nicht daß ich an der Bravheit ihrer Officiere und Vieler ihrer Soldaten, nur im mindesten gezweifelt hätte, denn dies wäre eine große Thorheit gewesen. In den Einzelgefechten schlugen sich ihre Truppen fast immer sehr gut, und besonders auch ihre Cavallerie machte manches kühne Reiterstücklein, wie es unsere Husaren auch nicht besser hätten ausführen können. Allein sonst war nur zu viel Langsamkeit, Schwerfälligkeit, ja selbst offenbare Dummheit bei ihuen vorhanden, und ihre Heeresführung war entschieden noch schlechter als die unsrige. Es war wirklich oft komisch, welche lächerliche Gestalten die ungleich mehr von einem Kapuzinermönch als von einem Soldaten an sich hatten, mitunter in hohen Officierstellen in dem österreichischen Lager umherliefen und wie die fast unglaublichste Pedanterie in Allem und Jedem herrschte. Dabei war man im österreichischen Lager von einer gewissen gehässigen Eifer-

süchtelei gegen uns Preußen, leider nicht ganz frei. Die meisten Officiere waren zwar gemüthliche Kameraden, die nicht viel Umstände machten und mit denen es sich ganz vergnüglich plaudern ließ, allein unter den höheren Führern herrschte eine gewisse Abneigung gegen uns, und man war mißgünstig gegen jeden Erfolg den wir etwa errangen. So mangelte dem Operationsplan jede gemeinsame kräftige Mitwirkung, und man schien es bei manchen österreichischen Generälen nur höchst ungern zu sehen, wenn wirklich etwas Tüchtiges erreicht wurde. Selbst den Umgang der österreichischen Officiere mit uns, schien man in Wien nicht allzu gern zu sehen, und ich weiß es ganz bestimmt, daß den Officieren eines ungarischen Husarenregiments von einem Corpsgeneral der Befehl ertheilt wurde, sie sollten nicht allzuhäufig und zu vertraut mit den preußischen Officieren verkehren, weil sie von diesen freigeistige und ketzerische Ansichten erlernen könnten. So etwas war doch reiner Blödsinn und der General von Blücher soll anfänglich als er zufällig von diesem Befehle hörte, die Absicht gehabt haben, den österreichischen Feldmarschall-Lieutenant der ihn gegeben hatte, deshalb auf Pistolen zu fordern. Nur der ausdrückliche Be-

fehl Seiner Majestät unsers Königs, konnte den General von Blücher bewegen, von diesem Entschlusse wieder abzustehen.

Die Ueberzeugung habe ich bei dieser Campagne in Frankreich 1792 gewonnen, und die Feldzüge von 1813 bis 1814 haben solche auf's Neue bei mir bestätigt, daß die österreichischen und preußischen Truppen nun einmal zu gemeinsamen Bundesgenossen nicht recht passen. Wie brauchen deshalb gerade keine Feinde zu sein, sondern können mit einander in ganz guter Freundschaft leben, aber zusammen operiren und in gemeinsamen Feldlagern stehen, dürfen wir nicht mit einander denn in solchem Falle wird selten allzu viel herauskommen. Es liegt nun einmal in All und Jedem eine zu große Verschiedenheit zwischen uns und den Oesterreichern, als daß ein wahrhaftes kameradschaftliches Einvernehmen zwischen uns stattfinden könnte.

Anstatt nun geradezu auf Paris zu marschiren, gingen wir auf den Argonnerwald zu und dies war ein sehr verhängnißvoller Irrthum. Es war für den Septembermonat jetzt ein ungewöhnlich schlechtes Wetter, und der Regen goß oft Tage lang in dichten Strömen, so daß selbst wir Officiere, und natürlich noch in weit höherem

Grade unsere Soldaten, gar nicht mehr aus den nassen Kleidern heraus kommen konnten. Dazu wurden die engen Waldwege bald grundlos, und das schwere Fuhrwerk welches bei unserer Armee war, blieb sehr häufig stecken und konnte nur mit äußerster Mühe fortgeschleppt werden. Wir hatten auch viel zu viel hohe vornehme Herren bei uns, und es war ein ganzer Troß von nutzlosen Emigranten, Hofherren und Diplomaten, welche Alle, Kutschen, Pack und Küchenwagen mit sich herumschleppten, als daß nicht die Beweglichkeit unseres Heeres sehr darunter gelitten hätte. In der ungleich einfacheren Bagage und in der weit geringeren Zahl von Wagen die sie mit sich führte, war uns die gegenüberstehende feindliche Armee entschieden weit überlegen dies war aber auch der einzige Vorzug den sie vor uns besaß. Eine größere republikanische Einfachheit in ihren Bedürfnissen hätte ich Vielen unserer höheren Generäle und vornehmen Herren entschieden gewünscht.

Vor dem Oertchen Malancour, wo wir einen Tag rasteten, bis nach Grandpré ritt ich in Gesellschaft des Herrn Legationsraths Goethe, der seine bequeme Kalesche nun endlich auch verlassen und sich gleich uns Anderen, zu Roß ge-

setzt hatte. Zwar war es mordschlechtes Wetter, und der Regen strömte nur so vom Himmel, allein trotzdem waren wir Alle in der fröhlichsten Stimmung, wozu der gute Champagnerwein, den wir fast im Uebermaß tranken, auch wohl sein Theil mit beigetragen haben mochte. Ich entsinne mich noch, daß Herr Goethe uns viel von seinem Jugend- und Studentenleben in Frankfurt am Main und Leipzig erzählte, uns allerlei neckische Charaden aufgab und zuletzt in den Gesang der Soldatenlieder die wir sangen, kräftig mit einstimmte.

Bei Grandpré hatten wir auch eine heftige Kanonade mit den Franzosen, welche die umliegenden Höhen, durch welche der Paß hier führte, mit schweren Geschützen stark besetzt hielten. Ich ritt auf Befehl des Herzogs von Sachsen-Weimar zu unseren im Feuer befindlichen Batterien und hielt mich längere Zeit bei ihnen auf, um nachher einen genauen Rapport über diese ganze Kanonade abstatten zu können. Es ist doch etwas Prächtiges um den heftigen Kanonendonner, und so eine recht gehörige Kanonade wenn bedeutende Artilleriemassen sich gegenseitig beschießen, für mich das köstlichste Schauspiel welches ich nur kenne. In solchen

Stunden liebe ich meine specielle Waffengattung, die Artillerie, ganz besonders und bin doppelt stolz darauf, daß ich ein Artillerieofficier geworden bin. Es waren größtentheils Oesterreicher die hier kämpften, und es wäre unrecht und parteilich von mir, wenn ich ihrem Muthe nicht die größte Gerechtigkeit widerfahren lassen wollte. Bei dem Orte le Croix au Bois hatten die Franzosen unter Dumouriez eine starke Verschanzung angelegt, und diese wurde anfänglich von zwei österreichischen Batterien welche zwar etwas langsam, dafür aber auch desto sicherer schossen, stark bombardirt. Nach einer ungefähr dreistündigen Kanonade, ließ der hier commandirende k. k. Feldmarschall-Lieutenant den Paß durch zwei ungarische Infanterieregiementer mit dem Bajonnette angreifen. Die Ungarn gingen unter lautem Hurrah gerufe und Trommelschall ganz prächtig und mit einem solchen Ungestüm vor, wie ich dies niemals besser gesehen habe. Es dauerte auch nicht lange, da waren die Franzosen aus dem so leicht zu vertheidigenden Engpaß geworfen und stürzten in ungestümer Flucht, alle ihre Kanonen zuücklassend, davon. Wie eine Heerde Schafe, hinter die der Wolf kommt, so stäubten alle diese republikani=

schen Schaaren, gewiß an drei- bis viertausend Mann auseinander und waren so leichtfüßig, daß die etwas schwerbepackten Ungarn sie gar nicht wieder einholen konnten. Glücklicher Weise kamen jetzt drei Schwadronen preußische Husaren vom Regiment Köhler angetrabt. Zwar waren deren Pferde auch schon sehr marode, und die engen, steilen Waldwege eigneten sich für Cavalleristen schlecht, allein der Major der die Schwadronen commandirte, sagte, er wolle das Aeußerste daran setzen, und so gingen die Husaren zur Verfolgung nach und haben dabei noch über fünfzehnhundert Republikaner als Gefangene eingebracht. Das war doch wieder ein schöner Erfolg und zeigte im Kleinen, was im Großen hätte erreicht werden können, wenn nur die Oesterreicher und Preußen stets einig gewesen wären und auch in unserer gemeinsamen Oberleitung ein kühner, kräftiger Geist geherrscht hätte. Was half aber alle Bravheit der Truppen, da dies nicht der Fall war?

Ich hatte mich an dem Tage bei einer Gesellschaft österreichischer Officiere in den eroberten Schanzen etwas verspätet. Wir hatten in dem Gepäckwagen eines gefangen genommenen französischen Generals einen Flaschenkorb mit vor-

trefflichem Champagner erbeutet und poculirten nun nicht wenig, wobei wir wiederholt auf einen baldigen Einmarsch in Paris mit den Flaschen — denn Gläser waren nicht vorhanden und Jeder mußte die Flasche vor dem Mund setzen, — anstießen.

Als ich in der Nacht wieder in das Hauptquartier des Herzogs von Sachsen-Weimar zurückreiten wollte, ward ich von einem Haufen versprengter Republikaner und Bauern plötzlich in einem Hinterhalt angegriffen. Zwar vertheidigten ich und die beiden Husaren welche ich als Ordonanzen bei mir hatte, uns nach besten Kräften, allein wir wären dennoch sicherlich der großen feindlichen Uebermacht unterlegen und von dem Gesindel dann entschieden getödtet worden, wenn nicht glücklicherweise eine starke preußische Dragonerpatrouille, welche unsere Pistolenschüsse gehört hatte, uns zur Hülfe kam. Jetzt liefen zwar unsere Feinde schnell davon, allein es glückte uns doch noch, ungefähr ein Dutzend von ihnen gefangen zu nehmen. Alle, welche sich als wirklich reguläre Soldaten ausweisen konnten, wurden natürlich als Kriegsgefangene behandelt, allein den Bauern und übrigen Civilisten ging es schlechter. Zwar hatte der Herzog von Braun-

schweig bekannt machen lassen, daß alle Einwohner, welche mit den Waffen in der Hand gefangen genommen würden, ohne Weiteres erschossen werden sollten, allein wir bedachten daß diese Bauern doch unschuldige Weiber und Kinder hinterließen, und begnügten uns daher, sie einzeln mit den Armen an eine Reihe Bäume zu binden und nun Jedem eine gehörige Tracht Schläge mit biegsamen Haselstöcken aufzuzählen, dann wurde ihnen ein großer Strich in den Haaren eingeschoren, damit man sie wieder kennen könne, und sie nun mit der Warnung, daß sie bei nochmaliger Ergreifung ohne Weiteres aufgeknüpft werden sollten, laufen gelassen. Ein ziemlich wohlgekleideter Städter unter diesen Gefangenen, erklärte zwar mit deklamatorischer Rede, er, als freier Republikaner lasse sich nicht schlagen und ziehe den Tod einer solchen körperlichen Züchtigung vor. Natürlich ward auf solches Wischiwaschi weiter kein Gewicht gelegt, der Kerl erhielt verdientermaßen seine Prügel ebenso wie alle Anderen, nahm sie auch ruhig in Empfang und lief dann mit seinen Gefährten davon, so schnell sie nur die Füße tragen konnten.

Beim Herzog Carl August von Sachsen-Weimar traf ich am Spätabend den Prinzen

Louis Ferdinand von Preußen und mußte auch diesem eine genaue Beschreibung des ganzen Gefechtes geben. Da ich sowohl in diesem Feldzuge, wie auch 1806, häufig mit diesem so viel genannten Prinzen zusammengetroffen bin, so will ich hier in aller Kürze mein Urtheil über ihn niederschreiben. Der Prinz Louis Ferdinand war ein körperlich wie geistig reich ausgestatteter Mann und dabei von einem solchen persönlichen Muthe, wie dies ja ein schönes Erbtheil aller Prinzen von dem edlen Stamme der Hohenzollern ist. Er hatte auch Vieles gelernt und war geistig ungleich gebildeter, als es damals bei der Mehrzahl aller Officiere der Fall war. Für einen guten General habe ich ihn jedoch niemals gehalten, denn dazu war er viel zu excentrisch, zu allen möglichen Abenteuern zu aufgelegt und sich auch nicht der strengen Ordnung fügend. Er wollte wo möglich gerne Alles nach seinem eigenen Kopfe abmachen, kehrte sich an die allgemeine Ordnung nicht, handelte stets eigenmächtig und würde, hätte man mit ihm als Prinzen des Königlichen Hauses, nicht große Nachsicht gehabt, sehr viel Zeit im Arrest verbracht haben, ja, wäre wahrscheinlich wegen Insubordination häufig vor ein Kriegsgericht ge-

stellt worden. Von Charakter war er ritterlich, edelmüthig, aber auch leichtsinnig, ein Kind des Augenblicks und nicht recht zuverlässig. In Berlin führte er leider einen höchst unmoralischen Lebenswandel, machte Schulden über Schulden und verführte durch sein schlechtes Beispiel eine Menge von jungen Officieren, welche ihn nachahmen wollten und dabei körperlich und geistig zu Grunde gingen. Er soll in seinem Palais zu Berlin oft nur sehr schlechte Gesellschaft um sich gehabt und mit jüdischen Schöngeistern, Literaten und Musikanten häufig die ganzen Nächte beim Champagnertrinken verbracht haben, wobei emancipirte Weibsbilder, größtentheils Judenmädchen, dann auch nicht fehlten. Wie ein Prinz des Königlichen Hauses sich einen so schlechten, unpassenden Umgang wählen konnte, ist mir stets unbegreiflich geblieben.

Der Tod des Prinzen Louis Ferdinand 1806 bei Saalfeld, war aber ein ungemein ruhmvoller und eines preußischen Prinzen würdiger, und machte Vieles wieder gut, was er im Leben etwa verschuldet haben mochte.

Viertes Capitel.

Gefechte vor Châlons. Schlechte Führung unserer Truppen. Rückmarsch aus Frankreich. Verschiedene traurige Scenen dabei. Die unnützen Höflinge. Mißmuth der Armee. Zahlreiche Verluste durch Erkrankungen. Reise nach Pommern, und Wiedergenesung bei meinem Schwager, dem Landprediger. Marsch nach Mainz im Frühling 1793. Belagerung von Mainz. Mein Commando über eine Belagerungsbatterie. Verschiedene Vorfälle bei dieser zweiundeinhalbmonatlichen Belagerung. Die Capitulation der Franzosen Ihr Ausmarsch aus Mainz.

Wir marschirten nun durch den Paß von Grandpré im Argonnerwald, den die Franzosen so erbärmlich vertheidigt hatten, weiter in das Innere von Frankreich hinein. Die ungeheure Masse von Bagage mit der wir uns umherschleppten, hatte endlich Se. Majestät unsern König bewogen, den guten Befehl zu ertheilen, daß alle überflüssigen Wagen zurückbleiben sollten. Die Herren Diplomaten, Kammerherrn,

und alle diese vornehmen Nichtsthuer, welche unserem Heere in so überlästiger Menge folgten, murrten zwar über diesen Befehl, wir Soldaten jedoch freuten uns nicht wenig darüber. So mußte auch Herr Goethe seine bequeme Kalesche mit vier davor gespannten Pferden verlassen und sich auf das Roß schwingen wenn er weiter mitkommen wollte. Er machte aber gute Miene zum bösen Spiel, blieb heiter und lustig, und zeigte sich als ausdauernder Reiter und angenehmer Gesellschafter. So zogen wir denn mit gutem Muthe weiter, und es fehlte nicht an den allerlei verschiedenen Vorfällen, bald heiterer, oft auch verdrießlicher, ja leider sogar auch trauriger Art, wie solche das Kriegsleben in Feindesland, nun einmal mit sich bringt. Bei Valmy kam es wieder zu einer lebhaften Kanonade mit den Franzosen, der ich als Artillerieofficier mit großer Freude beiwohnte. Ich hatte die Erlaubniß erhalten, den Herzog von Sachsen-Weimar, der mit seinem Gefolge bei dem seinen Namen tragenden preußischen Kürassierregiment, welches in Linie aufmarschirt stand, halten blieb, verlassen und mich zu einer oder der anderen am lebhaftesten feuernden preußischen Batterien begeben zu dürfen. Konnte ich doch bei solcher Ge-

legenheit in meinem Fache viel lernen. Es war eine ungemein heftige Kanonade, so daß wirklich die Erde unter unseren Füßen dröhnte und ich sie selbst bei Leipzig nicht viel ärger gehört habe. Wir standen aber zu weit von den französischen Batterien entfernt, und da die Artillerie mit ihrer schlechten Bespannung damals nicht manövriren konnte, so vermochten wir nicht vorzurücken. Dazu kam, daß die Franzosen, die hier der General Kellermann, ein sehr tüchtiger Soldat, befehligte, eine ungemein günstige Stellung auf hohen Hügeln die in einem Halbkreise die Ebene umgaben, eingenommen hatten. Wir Preußen hatten eine schlechte Stellung unten im Thale, und es hätte eines sehr kühnen und kräftigen Sturmes bedurft, um unsere Feinde von dort zu vertreiben. Unter Friedrich dem Großen wäre dies zwar entschieden geschehen, allein der Herzog von Braunschweig war nicht der Mann dazu, und so wurde bis in die sinkende Nacht hinein nur gegenseitig kanonirt, ohne daß eigentlich viel dabei herauskam. Die französische Artillerie schoß trotz ihrer sehr günstigen Stellung auf den Hügeln nur recht schlecht, und ihre Kugeln flogen meist unschädlich über unsere Köpfe hinweg, so daß wir nur sehr geringe Ver=

luste hatten. Müde und hungrig, und sehr durchnäßt kehrte ich am späten Abend von unseren Batterien zu dem Herzog von Sachsen-Weimar zurück und mußte dort viel berichten, was ich alles gesehen hatte.

Wir hofften nun dringend, daß am nächsten Morgen ein allgemeiner Sturm auf die französische Stellung geschehen würde, was freilich ein schwieriges, im Fall des Gelingens aber den ganzen Feldzug entscheidendes Unternehmen gewesen sein würde, allein leider geschah dies nicht. Es hatten zwar in dem darüber abgehaltenen Kriegsrath sich viele Stimmen dafür erklärt gehabt, allein der König Friedrich Wilhelm II. hatte das Blutvergießen, welches dabei unvermeidlich war, gescheut, und die Verantwortlichkeit, was unserem Heere geschehen könnte, nicht übernehmen mögen, wenn der Sturm mißlingen und wir sogar eine entschiedene Niederlage erleiden könnten. Freilich hat Friedrich der Große bei Prag, Collin, Leuthen und Zorndorf niemals danach gefragt, was wohl geschehen könnte, wenn er sich nicht den Sieg erfechten würde. Auch die österreichischen höheren Generäle, welche zu diesem Kriegsrathe mit zugezogen wurden, sollen sich einstimmig gegen den

Sturm auf die Anhöhen von Valmy erklärt haben. Ist es doch bekannt, daß, einzelne seltene Ausnahmen abgerechnet, die österreichischen Generäle stets gegen eine energische Kriegsführung sein werden.

So geschah denn am andern Tage nichts, als daß unsere Husaren mit den französischen leichten Reitern umherplänkerten und sie gehörig zusammenhieben, wie dies damals stets der Fall war, wenn unsere Husaren mit den feindlichen zusammentrafen. Leider brach jedoch in dieser Nacht zuerst die Ruhr in unserem Heere aus, da, wie ich schon früher niederschrieb, Verpflegung, Bekleidung und ärztliche Behandlung unserer armen Soldaten nur zu schlecht war, und die Leute auch in Folge der langen Friedensjahre nicht mehr solche Abhärtungen kannten, wie dies früher gewesen sein soll.

Da wir nun nicht vorwärts konnten und sollten, so geschah das Schlimmste was nur geschehen konnte, es wurde hier bei Valmy eine Art von Waffenstillstand mit den Franzosen geschlossen, und so blieben wir ruhig im Thal stehen und hungerten, und ertrugen Noth und Elend, während unsere Feinde sich ungehindert aus ganz Frankreich verproviantiren konnten. Die Fran-

zosen benutzten diese günstige Zeit auf das Beste und verstärkten sich durch neue Zuzüge, während wir durch Krankheiten täglich viel mehr Soldaten verloren, als dies nur in den blutigsten Gefechten hätte geschehen können. Auch fing jetzt Desertion, besonders in einigen Infanterieregimentern, sehr stark einzureißen an, und die Kerle liefen jede Nacht zu Dutzenden weg. Es waren größtentheils aber nur die fremden angeworbenen Soldaten, unter denen sich freilich manche Halunken befanden, und dann auch viele Polen in den westpreußischen Regimentern, welche fortliefen. Bei unseren eingeborenen altpreußischen Soldaten, und gar bei den Pommern und Märkern, gehörten solche Desertionen zu dem Feinde, doch zu den größten Seltenheiten; die hatten doch glücklicher Weise noch zu viel Ehrgefühl, als daß sie ihre schwarz-weiße Fahne verlassen sollten, wenn es uns auch augenblicklich noch so schlecht gehen mochte. Auch verbreiteten die französischen Vorposten viele deutsch und französisch geschriebene Proclamationen unter unseren Truppen, in denen von Gleichheit und Freiheit und der republikanischen Glückseligkeit und ähnlichem Unsinn stand, ohne daß solch Zeug weitere Wirkung machte. Ein Infanterieofficier, der stets ein ver-

schrobener, überspannter Mensch gewesen und in Berlin Umgang mit den jüdischen Literaten gehabt haben soll, ließ sich durch diese Proclamationen zu dem Schurkenstreich verleiten, daß er zu den Franzosen desertiren wollte. Glücklicher Weise ergriff eine Husarenpatrouille den Schuft noch zur rechten Zeit, worauf er sich dann selbst eine Kugel durch den Kopf jagte. Wäre er doch sonst vor ein Kriegsgericht gestellt und mit vollem Fug und Recht zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt worden. Ein Officier, der sich auch nur das Mindeste zu schulden kommen läßt und nun gar die Ehrlosigkeit der Desertion begeht, kann meiner Ueberzeugung nach, auch gar nicht streng genug bestraft werden.

So standen wir denn in dem Thal bei Valmy einige nutzlose Tage, die uns mehrere tausend Mann kosteten, als plötzlich der Befehl zum Rückmarsch kam. Ich dachte, ich solle vor Zorn aus der Haut fahren als ich dies erfuhr, und obgleich mir als Officier es nicht erlaubt war, laut gegen einen Befehl den mein Herr und König erlassen hatte, zu murren, so war ich doch sehr ergrimmt. Von den vornehmen Herren die wir bei uns hatten, waren freilich gar manche über diesen Rückmarsch sehr erfreut, da sie hofften den

Beschwerden des Feldlebens dadurch bald überhoben zu werden. Selbst der Herr Goethe äußerte sich in ähnlichem Sinne zu mir, kam aber dabei an den Unrechten. Ich war noch so zornig, daß ich ihm ohne Umschweife sagte: Er und Seinesgleichen könnten sich freilich über diesen Rückmarsch freuen, da sie ja überhaupt vollständig nutzlose Personen in unserem Lager gewesen wären, ja uns durch ihre Gegenwart oft sogar mehr Schaden als Nutzen zugefügt hätten, allein jeden ehrliebenden preußischen Officier müßte der Gedanke daß wir nun wieder ohne das Mindeste erreicht zu haben, aus Frankreich abmarschiren sollten, mit der größen Trauer erfüllen. Als ich diese Worte im zornigsten Tone gesprochen hatte, sah mich Goethe einen Augenblick mit seinen großen Augen ganz durchdringend an, dann sprach er aber halb scherzend, halb unwillig: „Jetzt sehe ich doch, daß der Ruf von pommerscher Grobheit kein durchaus ungegründeter ist," worauf er fortging. Einige Tage sprachen wir nun nicht mit einander, dann trat aber bald wieder das frühere herzliche Einvernehmen zwischen uns ein.

Ich hatte mich über diesen schmählichen Befehl zum Rückzug so geärgert, daß ich eine Art von Gelbsucht bekam und nur mit Mühe so viel

Kraft gewann, um zu Pferde sitzen zu bleiben und meinen Dienst verrichten zu können. Es war ein höchst unerquicklicher Rückmarsch, die Stimmung in unserem Heere die schlechteste, und alle Strapazen und Entbehrungen die uns beim Hineinmarsch in Frankreich, als wir noch das lockende Ziel, Paris vor Augen hatten, leicht zu ertragen schienen, dünkten uns jetzt äußerst schwer. So marschirte die Armee denn in dumpfem Schweigen, und auch kein einziger lustiger Gesang ließ sich in allen den Regimentern hören. Besonders bei dem Uebergange über die Aisne entsinne ich mich noch ganz genau, daß alle Regimenter dort an Sr. Majestät unserem König, der zu Pferde an der Brücke hielt, vorbei marschirten und auch kein einziges Hurrah gerufe sich hören ließ. Auch die Mannszucht lockerte sich bei den Regimentern, die nicht sehr strenge Commandeure hatten, auf die bedenklichste Weise, und die Soldaten fingen zu marodiren und umherzulaufen, so daß kaum die Hälfte in den Gliedern blieb. Zu Gefechten kam es fast gar nicht mehr, denn die französischen Generale die froh waren, daß wir ja so schon aus Frankreich abmarschirten, griffen uns weiter nicht viel an.

So kamen wir denn auch nach Verdun,

welches wir mit so schönen Hoffnungen, bald in Paris einmarschiren zu dürfen, verlassen hatten. Wir glaubten nun ganz bestimmt, daß wir diese Festung ebenso wie auch Longwy während des Winters besetzen und vertheidigen würden, damit unter ihrem Schutze unsere Armee sichere Winterquartiere beziehen und sich zum nächsten Frühling auf einen neuen Feldzug vorbereiten könne. Ich hatte schon die Absicht in diesem Falle zu bitten, daß man mich zur Festungsartillerie kommandiren möge, damit ich auf diese Weise möglichst viele Gelegenheit fände, gegen die verhaßten Franzosen meine Kanonen donnern zu lassen. Unsere Artillerie hatte viele Officiere durch Krankheiten verloren, und es fehlte daher an solchen, während ich bei dem Herzog Carl August von Sachsen-Weimar füglich abkommen konnte. Ueberhaupt sah ich immer mehr ein, daß ich meiner ganzen Natur nach, zu einem Adjutanten bei einem Fürsten oder einer andern hohen Persönlichkeit mich nicht sonderlich eignete. Ich war viel zu einfach und gerade heraus, besaß nicht die gewandten Umgangsformen die zu solchen Stellen entschieden nothwendig sind, und konnte mich nicht gut in das Hofceremoniel, welches bei den Fürsten unumgänglich herrschen

muß, fügen. Obgleich eine solche Adjutantenstelle bei einem Prinzen sehr viel Vorzüge hat und man leicht Gelegenheit findet, ein schnelleres Fortkommen, ein luxuriöseres Leben dabei zu führen, als dies bei einem Officier der bei der Truppe dient, der Fall sein wird, so wollte mir doch auch das viele müßige Umherstehen in den Vorzimmern und der Verkehr mit den Höflingen aller Art, nicht sonderlich gefallen, und ich sehnte mich oft zu meiner Truppe zurück, um dort mit meinen lieben Kameraden ein gemüthliches kameradschaftliches Leben führen und unseren braven Soldaten ein sich ihrer mit Liebe und Sorge annehmender Vorgesetzter sein zu können. Möglich, daß ich mir durch meine Bitte, mich ferner nicht als Adjutant bei einem Fürsten oder überhaupt nur in einem Hauptquartier zu commandiren, mein ferneres sogenanntes Glück verscherzt habe, allein jeder Mensch kann nun einmal nicht gegen seine innerste Natur handeln und muß nach den ihm von Gott verliehenen Fähigkeiten verwandt werden, wenn er überhaupt etwas Tüchtiges leisten soll.

Wer beschreibt die Gefühle, welche alle braven Officiere ohne Ausnahme ergriff, als wir plötzlich erfuhren, daß weder Verdun noch Longwy

von uns besetzt und überhaupt keine Winter-
quartiere in Frankreich bezogen werden sollten!
Gott verzeihe es allen den Herren, welche Seiner
Majestät unserem Könige diesen Rath ertheilten
und ihn zu einer so schmählichen Nachgiebigkeit
bewegten, aber als gute Preußen handelten sie
dabei wahrlich nicht, und ein Herz für die preu-
ßische Waffenehre schlug nicht in ihrer Brust.
So mußten wir vor diesen ungeordneten repu-
blikanischen Schaaren uns kampflos zurückziehen
und ein Land wieder preisgeben, was wir mit
so leichter Mühe in kurzer Frist erobert hatten.
Da handelte unser großer Friedrich doch anders,
und zu einem so schwächlichen energielosen Be-
nehmen hätte keine Macht der Erde, ihn jemals
bewegen können. Wenn unsere preußische Armee
auch mit Recht über diesen kläglichen Rückmarsch
im höchsten Grade empört war und nur die feste
Macht der strengen Disciplin die natürlich unter
keinen Umständen verletzt werden durfte, ein
offenes Murren verhinderte, so war doch die
Verzweiflung der vielen französischen Emigranten
die uns begleiteten, eine grenzenlose. Wie nahe
hatten diese Herren in ihrem früher oft wohl
etwas ungemessenem Uebermuth schon den Ein-
marsch in Paris geträumt, und jetzt sollten sie

zum zweiten Mal, als heimathlose Flüchtlinge, ihr Vaterland welches sie soeben erst betreten hatten, wieder verlassen und in der Fremde umherirren. Hatte ich früher den näheren Verkehr mit den meisten Emigranten möglichst vermieden, weil mir ihr Uebermuth, ihre Leichtfertigkeit und Frivolität entschieden mißfielen, so hielt mich jetzt ein Gefühl der Trauer, ja selbst der Scham daß Preußen ihnen so viel versprochen und doch leider so wenig gehalten hatte möglichst aus ihrer Umgebung fern. Zwar hatte ich als unbedeutender Artillerielieutenant, nicht die allermindeste Schuld an diesem kläglichen Ausgange des ganzen Feldzuges, aber mein preußisches Gefühl in dem ich von Kindheit auferzogen war, wurde tief verletzt, und es kränkte mich, daß unser Adler, der bisher nur stets von Sieg zu Sieg geflogen war, jetzt einem kaum ebenbürtigen Feinde den Rücken drehen sollte. Auch mit Goethe und der übrigen Umgebung des Herzogs mochte ich jetzt so wenig als möglich verkehren, und ritt am Liebsten stumm und für mich allein bei einer Batterie. Ja, es war eine traurige Zeit, als wir so Mitte October aus Verdun abzogen, und ich habe niemals gern wieder daran zurückgedacht. Zwei höchst

traurige Octobermonate habe ich als preußischer Officier verleben müssen der erste war der im Jahr 1792 nach unserem Abmarsch aus Verdun, der zweite noch viel traurigere, der im Jahr 1806 nach der verlorenen Jenaer Schlacht, dann aber kam auch ein herrlicher October, der alles Uebrige wieder vollauf gut machen konnte, und das war der im Jahre 1813 nach der Leipziger Schlacht, als wir diese übermüthigen napoleonischen Schaaren so gehörig aus Deutschland heraustrieben.

Bei diesem Rückmarsch trugen das schlechte Wetter, wo der Regen fast unaufhörlich vom Himmel strömte, und die grundlosen Wege und dabei kärgliche Verpflegung noch mehr dazu bei, um das Traurige des Ganzen zu erhöhen. Endlose Reihen von requirirten Bauerwagen, alle mit an der Ruhr erkrankten Soldaten und Officieren schwer beladen, schleppten sich mühselig durch den tiefen Koth der Wege, und die Artillerie mußte viele Munitionskarren zurücklassen und in die Luft sprengen, um nur nothdürftig die Geschütze zu retten. Zuletzt blieben auch manche Kanonen aus Mangel an Bespannung stehen, und es wurden ihnen die Zapfen abgebrochen, damit die Feinde sie nicht mehr benutzen sollten. Und dabei fuhren die Herren Di-

plomaten, Kammerherren und ähnliche vornehme unnütze Leute, die wir in Menge bei uns hatten, in ihren bequemen, mit sechs kräftigen requirirten Rossen bespannten Reisewagen stolz an den Regimentern vorbei. Es war eine verzweifelte Zeit.

So langten wir denn am 15. October in einem abscheulichen Zustande in Luxemburg an. Hier durfte ich mich zu meiner großen Freude von dem Herzog Carl August von Sachsen-Weimar trennen, denn obgleich er persönlich mir stets ein gnädiger Herr gewesen war und geblieben ist, und ich selbst über nichts zu klagen hatte, so mißfiel mir doch in seiner Umgebung gar Manches. Alle diese Hofschranzen hatten keinen Sinn für die preußische Fahnenehre die hier so schmählich verletzt wurde, und selbst der Herr Goethe konnte, so wie er sich nur wieder in Luxemburg in Sicherheit wußte und eine gute Tafel vor sich hatte, schon auf's Neue scherzen und alle möglichen Witzeleien machen, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Ich erhielt den Befehl, die einzeln in Luxemburg ankommenden Geschütze unseres Artillerieregiments zu sammeln und möglichst in Ordnung zu bringen. Es war dies zwar theilweise eine

höchst unangenehme Arbeit, die wenig Angenehmes darbot, allein ich konnte mich doch an dem gesunden kräftigen Sinn und der wahrhaft preußischen Gesinnung so vieler pommerschen Artilleristen erfreuen und aufraffen. Alle diese wackeren Burschen in ihren groben Kommißuniformen, echt patriotischer Gesinnung und kernhaften Mannesmuth beschämten gar manche Herren, in reich mit Gold und Silber gestickten Röcken mit blitzenden Ordenssternen auf der Brust. Ich blieb nun noch einige Zeit in Luxemburg und nahm auch vom Herrn Legationsrath Goethe Abschied, der nach einigen Rasttagen, die er hinter den sicheren Mauern gehabt hatte, nach Trier und dann wenn ich nicht irre, den Rhein herunter fuhr. Aber auch hier war, Dank sei es der über alle Beschreibung schwächlichen Kriegsführung, unseres Bleibens nicht mehr; auch diese so überaus starke Festung sollte den Franzosen übergeben werden, und so hieß es denn, noch weiter zurück bis nach Trier. Es war wirklich oft um vor Zorn aus der Haut zu fahren. In Trier erhielt ich wieder die Unglückskunde, daß sich der französische General Custine durch einen kühnen Marsch der starken Festung Mainz bemächtigt habe. Die große Kopflosigkeit

des Commandanten von Mainz, die erbärmliche Besatzung der Festung die größtentheils aus elenden Reichscontingenten bestand, und mehr noch der Verrath vieler Einwohner der Stadt, die es offen mit den Feinden gehalten und ohne Scham und Scheu die französische republikanische Fahne aufgepflanzt hatten, erleichterte dem General Custine diese schnelle Einnahme von Mainz ungemein. Es bleibt eine Schmach, wie erbärmlich sich nur zu viele Einwohner von Mainz benahmen und wie sie gleich den Gimpeln blindlings auf die Leimruthen gingen, welche ihnen die Franzosen mit ihren republikanischen leeren Phrasen aufgesteckt hatten. Wenn die Stadt im Verlauf der späteren Jahre gar harte Schicksale ertragen mußte und von den Franzosen gehörig mitgenommen wurde, so war dies nur eine verdiente Strafe für das charakterlose Benehmen eines nicht geringen Theiles ihrer Bürgerschaft im October 1792. Ueberhaupt wollte es mir scheinen, daß dies geistliche Regiment hier am Rhein die Leute sehr demoralisirt hatte. Sie waren nicht nachhaltig, kräftig, zähe und fest in dem was sie einmal unternahmen, und gingen leicht von einem Extrem in das andere über. Gewandter und lebendiger als wir Altpreußen

mochten wohl die Rheinländer sein daß sie aber das Gleiche als wir zu leisten vermochten, wollte mir nicht so recht erscheinen.

Ich hatte in Luxemburg und Trier nun allmählich zehn Geschütze mit nothdürftiger Bespannung zusammenbekommen und begab mich im November damit nach Coblenz, wo solche an die einzelnen Batterien vertheilt wurden. Ich sollte gerade fest eingetheilt werden, als ich heftig am Typhus erkrankte und einige Wochen dem Tode nahe war. Gottes Gnade, meine kräftige Körperbeschaffenheit und die unermüdliche Pflege einer barmherzigen Schwester in deren Kloster ich als Kranker lag, retteten mich aber vom Tode. Was diese fromme Schwester Severa alles an mir that, kann ich mit der Feder gar nicht niederschreiben. Wahrlich, eine liebende Braut vermag ihren geliebten Bräutigam nicht mit größerer Sorgfalt zu pflegen, als dies edle weibliche Wesen mir dem fremden Offficier widmete. Ich bin sonst ein Protestant durch und durch, und preise die unsterblichen Verdienste unseres großen Dr. Martin Luther alltäglich, aber vor diesen katholischen, barmherzigen Schwestern hege ich die größte Hochachtung, bedauere sehr daß unsere protestantische Confession keine gleichen Orden

besitzt und grüße jede Schwester wenn ich zufällig eine von ihnen treffe, mit einer solchen Hochachtung, wie ich sie keinem General größer erweisen kann.

Gegen Weihnachten war ich denn so weit wieder genesen, daß ich mich zum Dienst melden konnte, da ich aber noch körperlich sehr schwach und elend war, so erhielt ich das Commando, an zweihundert invalide und reconvalescente Soldaten von verschiedenen pommerschen Regimentern, deren Gesundheit zu schwach war, als daß sie zum Felddienst ferner geeignet waren, nach Stettin zu führen, damit sie dort entlassen oder unter die Garnisonstruppen vertheilt würden. Es war ein trauriger, langsamer Marsch, und wir brauchten von Coblenz bis nach Stettin über vier volle Wochen. Die Witterung war rauh, die Wege schlecht, und meine armen Reconvalescenten so dürftig bekleidet, daß Viele von ihnen unterwegs auf's Neue erkrankten und nothgedrungen zurückgelassen werden mußten, und wohl ein Dutzend starben. So viel mir nur möglich, suchte ich große mit Stroh bepackte Bauernschlitten zu requiriren, und es wurden dann über ein Dutzend der schwächsten Soldaten auf einen solchen Schlitten gepackt; oft gelang es mir aber

nicht dergleichen Fuhrwerke zu erlangen, und die armen Kerle in ihren dünnen Röckchen mußten dann in Schnee und Wintersturm marschiren. Worüber ich mich auf diesem Marsche von Coblenz nach Stettin wieder so recht wundern mußte, war die große Menge der einzelnen Kleinstaaten deren Gebiet wir passirten. Alle paar Meilen kamen wir in ein anderes Ländchen, bald in ein Erzbisthum, dann in ein Kurfürstenthum, in ein Fürstenthum oder in eine sogenannte freie Reichsstadt, deren Gebiet kaum so weit wie ihre Thore reichte. Und überall andere Einrichtungen, Sitten, Gewohnheiten, politische Meinungen und nur gegenseitige gehässige Eifersüchtelei. Seitdem ich bei meinen verschiedenen Märschen alle diese deutsche Kleinstaaterei so recht gründlich kennen lernte, wundere ich mich gar nicht mehr, daß die sogenannte Reichsarmee sich bei jeder Gelegenheit so erbärmlich schlug, daß sie selbst zum Kinderspott wurde, und das ganze verfaulte Gebäude des weiland heiligen römischen Reichs bei dem ersten kräftigen Fußtritt den Napoleon ihm versetzte, wie ein morscher Plunder zusammenbrach.

Als ich auf diesem Marsche zuerst wieder altpreußisches Gebiet betrat, freute ich mich un=

gemein und fühlte mich gleich so recht daheim. In Stettin wurde nun mein Commando aufgelöst und viele Soldaten als dienstuntauglich entlassen. Manche von ihnen gingen leider einem traurigen Schicksal entgegen, denn die Fürsorge für die entlassenen invaliden und kranken Soldaten war damals in Preußen noch viel zu gering. Ich glaube wohl, daß die schlechten Finanzen meines Vaterlandes es nicht gestatteten, die invaliden Soldaten so zu versorgen wie sie dies in der That verdienten, aber traurig bleibt es doch immer, wenn ein braver Krieger als Lohn dafür, daß er seinen gesunden Körper seinem Könige und seinem Vaterlande opfern mußte, später in Siechthum und Armuth und Elend verkümmern und nur zu oft mit dem Bettlerstab umherwandern soll. Ich kann mir gar keine größeren Ungerechtigkeiten denken als diese, und hätte mich das Schicksal zu einer hochgestellten Person im Staate gemacht, dessen Stimme von Bedeutung wäre, so würde ich alle meine Kräfte daransetzen, das Loos der armen Invaliden möglichst zu verbessern. So in meiner jetzigen bescheidenen Stellung kann ich freilich nicht mehr thun, als mich der Einzelnen, die ich kenne oder begegne, mit Rath und That so viel

anzunehmen, als meine geringen pecuniären Mittel dies nur irgendwie erlauben.

Anfangs März 1793 erhielt ich in Stettin einen vierwöchentlichen Urlaub, um meine noch immer leidende Gesundheit bei meinem lieben Schwager dem Pfarrer auf dem Lande, wieder herzustellen. Wäre ich nicht Soldat mit aller Hingebung, so möchte ich nichts Anderes auf der Welt lieber sein, als ein Landprediger in einer hübschen Gegend und einer behäbigen Gemeinde. Es ist dies doch ein prächtiger Beruf, voll innerer Befriedigung und äußerem Segen, und Niemand kann so viel Gutes erreichen und Böses verhindern, als ein wahrer Prediger der das Glück hat, das Zutrauen seiner Gemeinde zu besitzen. Freilich muß er auch stets so handeln, daß er zu seinen Gemeindemitgliedern sagen kann: „Richtet Euch auch nach meinen Thaten und nicht blos nach meinen Worten.“ Der stille Frieden und die Liebe im Innern des Hauses wie nach Außen was ich alles bei meinem Schwager fand, erquickte mich nach allen den Bildern des Unfriedens und Haders die ich in letzter Zeit mit angesehen hatte, ungemein. Es war eine so erfreuliche Häuslichkeit in dem Pfarrhause, vier blühende, an Geist wie Körper ge-

sunde Kinder spielten so freudig in den Räumen umher, und die innigste Liebe vereinigte alle Familienglieder, daß ich meine Schwester nur glücklich schätzen konnte, daß Gott der Herr ihr bisher ein solches Loos hienieden beschieden hatte. Auch sonst gefiel es mir auf dem Lande in Pommern ganz vortrefflich, und ich zog das dortige einfache naturgemäße Leben dem Aufenthalt in den glänzendsten Städten weit vor. Treue, Gottesfurcht und wahre Biederkeit herrschten daselbst fast bei allen Ständen in reichem Maße, und eine erfreuliche, echt patriotische Gesinnung gegen König und Vaterland beseelte Alle. Es lebten in dem Dorfe, wo mein Schwager seine jetzige Pfarrerstelle hatte, noch ein königlicher Oberförster, so ein echter, prächtiger alter Waidmann, voll der lustigsten Schnurren und komischesten Jagdsprüche, mit dem ich häufig auf die Schnepfenjagd ging und mich recht freute, wenn ich meiner lieben Schwester mit ein paar fetten Schnepfen einen willkommenen Beitrag für ihre Küche liefern konnte. Eine halbe Meile davon wohnte ein alter Obristwachtmeister von Puttkammer auf seinem schönen Rittergute. Der alte Herr, der noch alle Feldzüge unseres großen Friedrich's als Officier bei den Husaren mit-

gemacht hatte, trank zwar mehr als ihm gut war und fluchte wohl etwas zu sehr, war aber sonst ein recht wackerer Haudegen, den ich gerne besuchte um eine Flasche Ungarwein mit ihm zu trinken und mir von den Feldzügen unsers großen Preußen-Königs vorplaudern zu lassen. Wenn ich dann oft beim Heimweg einen Vergleich anstellte, auf welche kräftige Weise damals der Krieg geführt wurde und welchen Ruhm sich unsere schwarz-weiße Fahne gegen fast ganz Europa zu erwerben wußte, und wie kläglich hingegen der Feldzug des vorigen Jahres endete, und wie wir vor diesem ungeordnetem republikanischen Heerschwarme den Rückzug antraten, ohne es nur einmal zu einer gehörigen Schlacht kommen zu lassen, dann schwoll mir oft die Zornader auf, und ich wünschte so dringend, daß nur ein Theil des Geistes und der Kraft Friedrich des Großen auf unsern jetzigen König übergegangen sein möchte. Nur sechs Monate hätte der alte Fritz unser Heer zu commandiren gebraucht, und es wäre kein Zweifel gewesen, daß wir unsere Adlerfahne in Paris aufgepflanzt und diesem ganzen republikanischen Schwindel ein baldiges Ende gemacht hätten. Doch Gottes Wille gebot es anders, und unser

Preußenland mußte noch weit tiefer gedemüthigt werden und den bitteren Kelch des Elends und der Schmach bis auf den letzten Tropfen leeren, bis es sich neu verjüngt und mit frischen Kräften wieder zu der Größe und dem Ruhme erhob, den es in unseren letzten Feldzügen von 1813 bis 1815 der Welt auf's Neue gezeigt hat. Alltäglich danke ich meinem Gott im inbrünstigen Gebet, daß er mich die Jahre von 1813—15 noch erleben ließ, nachdem ich die von 1806—7 hatte erdulden müssen.

Mit einigen benachbarten Pfarrern hatte mein Schwager auch vielen Umgang, und die Herren hielten allwöchentlich ein sogenanntes Pfarrerkränzchen ab, an dem ich einigemal als Gast theilnahm. So liebe gute Männer auch sonst diese Pfarrer insgesammt waren, so wurden bei diesem Kränzchen doch zu viele theologische Dispute gehalten, und die Herren stritten sich über die alten Kirchenväter und deren neue Ausleger zu eifrig herum, als daß ich dieser Unterhaltung allzu großen Geschmack abgewinnen konnte. Außer der Bibel und unserem Gesangbuche habe ich niemals ein anderes theologisches Buch in die Hand genommen, und ich glaube dies genügt für einen Laien auch vollkommen. Deshalb fühlte

ich mich unter all diesen Schwarzröcken auch nicht so ganz behaglich, verstand von ihren Gesprächen nicht allzu viel und mochte ungefähr die Rolle spielen, als wenn so ein rechter Theologe plötzlich in eine Gesellschaft von uns Artillerieofficieren hineingesetzt wird, und nun mit anhören muß, wenn wir uns über die Aufstellung von Batterien oder die Füllung der Bomben und ähnlichen artilleristischen Gegenständen unterhalten.

Viel zu rasch verging mir die Zeit, die ich in der Familie meines Schwagers auf dem Lande verleben durfte, und nicht ohne Trauer drückte ich die Theuren beim Abschied an meine Brust, hob die kleinen Kinderchen die allmählich ihre anfängliche Furcht vor dem großen Schnurrbart des Onkels Lieutenants abgelegt hatten, empor, um ihnen noch einen herzigen Abschiedskuß auf ihre lieben rothen Mäulchen zu geben, schwang mich dann auf meinen alten Polacken, der mich schon im vorigen Jahre treulich getragen hatte, um wieder nach Stettin zu reiten und dort zu erwarten, wohin mich der Befehl meines Königs und Herrn führen möge. Körperlich wie geistig war ich wieder ganz frisch und gesund, und zu jeder auch der größten Strapaze gern bereit.

In Stettin erhielt ich den Befehl, mit einem Commando von dreihundert pommerschen Rekruten, in Eilmärschen mich nach Mainz zu begeben, wo die Belagerung dieser wichtigen Festung durch die Preußen und Oesterreicher bereits begonnen hatte. Im vorigen Jahre ließ man sich diesen Waffenplatz so recht schändlicher Weise nehmen, und jetzt kostete es viel Blut wenn man ihn wiederhaben wollte. Es waren tüchtige, brave Burschen, die ich unserem Heere zuführte, und obgleich wir oft doppelte Etappen machten, so hatte ich doch gar keine Maroden, so begierig waren alle meine Pommern, sich möglichst bald mit den Franzosen, diesen alten Erbfeinden von uns Preußen, messen zu können. Wir hofften, daß doch jetzt endlich einmal eine energischere Kriegsführung als die vom vorigen Jahre eintreten würde und wir das wieder gut machen könnten, was wir damals leider versäumt hatten.

Am fünfzehnten Mai 1793 traf ich vor Mainz ein, lieferte meine Rekruten ab und erhielt nun zu meiner großen Freude den Befehl über vier schwere Belagerungsgeschütze, die der einen von den Franzosen besetzten Rheininsel gegenüber aufgestellt werden sollten. So durfte ich denn hoffen, in meinem Berufe als Artillerieofficier

Tüchtiges zu leisten und ganz gehörige Eisenballen nach Mainz zu werfen.

Während ich in Pommern meine Gesundheit wieder herstellte, hatten unsere leichten Truppen im März und April wiederholte Gefechte mit den Franzosen bestanden und diese stets zurückgeschlagen. So hatten wir die Feinde wieder aus Frankfurt am Main verjagt, und auch am Rhein, bei Caub und Creuznach, hatten die Franzosen Schlappen erlitten. Auch die Oesterreicher hatten in der Rheinpfalz Erfolge erreicht und Speier wiedergenommen, und so war der Feldzug von 1793 wenigstens unter günstigen Aussichten eröffnet worden. Freilich standen diese frechen französischen Raubbanden noch immer auf deutschem Boden, und von unserem Einzug in Paris den wir uns im vorigen Jahre so leicht gedacht hatten und der auch entschieden erreicht worden wäre, wenn unsere Kriegsführung nur etwas energischer gewesen, sprach jetzt Niemand, das war leider verpaßt.

Hier vor Mainz befehligte der preußische General Graf Kalkreuth uns Preußen. Das war ein Ehrenmann durch und durch und ein echter Edelmann nicht blos dem Namen, sondern auch der That nach, der in seiner Jugend viel Tüch-

tiges geleistet hatte. Jetzt war er aber zu alt und besaß nicht mehr die jugendliche Energie, die dazu gehört, um ein Heer im Felde mit Erfolg zu commandiren.

Die Anlage meiner Batterie ging schnell vorwärts, denn alle meine Artilleristen zeigten den regsten Eifer; zum Schanzenaufwerfen bedienten wir uns der Bauern der Umgegend, und diese armen Kerle arbeiteten mit Zittern und Zagen und dem größten Widerwillen, da die Feinde uns bei der Arbeit, ohne uns jedoch sonderlichen Schaden zufügen zu können, ziemlich lebhaft beschossen. Da ich nun den Bauern gesagt hatte, daß je schneller die Wälle und Gräben der Batterie fertig würden, desto mehr die Gefahr von den feindlichen Kugeln getroffen zu werden, aufhöre, arbeiteten sie nun mit doppeltem Eifer bei Tag und Nacht, wobei sich zwei Partieen stets von vier zu vier Stunden ablösten. So hatte ich denn die Freude, daß ich schon in der Nacht vom zweiundzwanzigsten zum dreiundzwanzigsten Mai meine Geschütze auffahren und am andern Morgen das Feuer beginnen konnte. Es war für meine Ohren ein schöner Klang, als die mächtigen Vierundzwanzigpfünder donnerten und ihre Geschosse gegen die bitter gehaßten Feinde

schleuderten. Ich richtete die Kanonen womöglich selbst, und ließ es gewiß nicht an Eifer fehlen, daß meine Batterie sich gehörig wirksam zeige. Die Schnelligkeit mit der ich die Aufstellung und Anlage der Schanzen besorgt hatte,. zog mir auch ein öffentliches Lob unseres Oberbefehlshabers Graf Kalkreuth zu, der meine Batterie persönlich inspicirte. Ich habe mich hierüber sehr gefreut, denn es muß jedem diensteifrigen Officier stets zur besondern Ehre gereichen, wenn er von seinen Vorgesetzten Lob erhält, und sein eigenes Gefühl ihm dabei auch sagen kann, daß er sich dasselbe verdient habe. Eines Tages war ich in meiner Batterie so recht in Thätigkeit, und da ich persönlich bei dem Richten der schweren Geschütze geholfen hatte, so sah ich arg beschmutzt aus, meine Frisur war in Unordnung, der Zopf baumelte schief im Nacken, und Gesicht und Hände waren vom Pulverdampf so geschwärzt, daß ich eher einem Mohren als einem Pommern glich, als ich plötzlich die Ehre hatte, daß Se. Durchlaucht, der Herzog Carl August von Sachsen Weimar, dem ich ja im vorigjährigen Feldzuge eine Zeit lang persönlich zugetheilt gewesen war, meine Batterie besuchte. Der Herzog war sehr huldvoll gegen mich, erkundigte sich lebhaft nach mei-

nem Befinden, und machte sich dann das Vergnügen, einen Vierundzwanzigpfünder, den ich vorher selbst sehr genau gerichtet hatte, loszufeuern. Der Schuß hatte zu meiner großen Freude auch gut getroffen, denn es erfolgte alsbald in der französischen Schanze auf der Rheininsel eine gewaltige Explosion, und eine dichte Rauchwolke stieg in die Höhe. Später habe ich erfahren, daß wir den Franzosen ein Pulvermagazin mit vieler Artilleriemunition in die Luft gesprengt hatten. Der Herzog Carl August war über den glücklichen Erfolg seines Schusses auch so erfreut, daß er meinen Artilleristen in der Batterie acht Friedrichsd'or schenkte, wofür dann am Abend ein mächtiges Stückfaß Wein gekauft und auf seine Gesundheit geleert wurde. Sonst meinte der Herzog lachend, es donnere und krache ihm doch zu viel in unserer Batterie, als daß er gerne allzu lange bleiben möge, und um ein Artillerist zu sein, hätte er seine Ohren doch zu lieb. Nun, darin hatte er freilich nicht ganz unrecht, denn wenn man so einige Wochen nur mit Vierundzwanzigpfündern hantirt hat, muß man schon ein starkes Trommelfell besitzen, wenn man nicht Gefahr laufen will, zuletzt etwas taub zu werden.

Von einem Adjutanten des Herzogs Carl August von Sachsen Weimar hatte auch Goethe, der seit einigen Tagen ebenfalls wieder in unserem Lager vor Mainz anwesend war, gehört, daß ich in dieser Batterie commandire. Er besuchte mich alsbald in den nächsten Tagen, und dies war mir ein sicheres Zeichen, daß er eine gewisse Werthschätzung gegen meine Person hege, und meine soldatische Aufrichtigkeit nicht übel genommen habe. Auch als Goethe zu uns kam, sahen wir Alle vom Pulverdampf arg mitgenommen aus, und mein Fäuste waren so schwarz, daß ich ihm kaum die Hand schütteln konnte. Er meinte lachend, jetzt sehe er uns doch so recht bei der Arbeit, aber unser Handwerk gefiele ihm nicht, dabei würde man zu schwarz und schmuzig, und die Ohren müßten ja von all dem Gekrache und Gesause zerspringen. Ich antwortete ihm scherzend: „Freilich, bei seiner Arbeit als Schriftsteller, könne man sich nur mit Tintenklexen an den Fingern beschmutzen, während wir vom Pulver schwarz würden, und der Gesang seiner Schauspielerinnen im Theater zu Weimar kitzele die Ohren wohl sanfter, als das Gekrache unserer Vierundzwanzigpfünder; dafür schaffe unsere Arbeit aber auch besser als die seine.“ Auch Goethe

brannte ein Geschütz ab, der Zufall wollte aber, daß nichts mit seinem Schusse getroffen wurde. Später war er noch einmal in meiner Batterie, als wir Bomben auf Mainz warfen, und die Flugbahnen der großen Geschosse mit ihrem Feuerschein in der dunklen Nacht, interessirten ihn sehr. Ich habe bei einer andern Gelegenheit einmal ein langes Gespräch mit ihm darüber gehabt, wie wir Artilleristen die Flugbahnen der Geschosse am raschesten und praktischsten berechnen könnten, und merkte dabei, daß er ein ganz tüchtiger Mathematiker sei, dem die verschiedenen mathematischen Formeln vollkommen geläufig wären.

Eine sehr unruhige, ja selbst gefährliche Nacht war die vom dreißigsten auf den einunddreißigsten Mai. Die Franzosen, von verrätherischen Bauern geführt, hatten mit viertausend Mann einen heimlichen Ausfall aus Mainz gemacht, um sich womöglich des Dorfes Marienborn, wo das Hauptquartier sich befand, zu bemächtigen und unsern Oberbefehlshaber den Grafen Kalkreuth, gefangen zu nehmen. Es war ihnen auch gelungen, sich zwischen den österreichischen und preußischen Vorposten hindurch unbemerkt bis nahe an Marienborn heranzuschleichen, und ihr Plan hätte fast

einen glücklichen Erfolg gehabt, wenn nicht unsere preußische Cavallerie sie noch rechtzeitig entdeckt hätte. Die Schwadronen von dem Kürassierregiment Sachsen-Weimar die zunächst lagen, warfen sich auf ihre ungesattelten Pferde, und attaquirten nun in der Nacht die französischen Bataillone so heftig und mit glücklichem Erfolg, daß sie diese zuletzt zurückwarfen. Das ganze preußische Belagerungscorps trat unter die Waffen, da man einen allgemeinen Ausfall der Franzosen erwartete, und es krachte und blitzte auf allen Seiten von Gewehr- und Kanonenschüssen. Auch bei meiner Batterie trat das Bataillon vom Regiment „Prinz von Preußen", welches die Bedeckung bildete, unter das Gewehr, während ich mit drei Mörsern unaufhörlich Bomben gegen die feindlichen Werke warf. Zwei andere Geschütze hatte ich mit Kettenkugeln, Kartätschen und gehacktem Blei bis fast auf die Mündung vollpfropfen lassen, um sie dann aus größter Nähe auf die Franzosen abzufeuern, wenn diese auch gegen unsere Batterie anrücken sollten. Es geschah dies aber nicht, und gegen Morgen als allgemein einige Ruhe eintrat, konnten wir uns noch ein paar Stunden Schlafes erfreuen. Leider ward in diesem nächtlichen Gefecht ein

guter Freund von mir, der Rittmeister von Voß von dem Regiment „Herzog von Sachsen-Weimar-Kürassieren" so tödtlich verwundet, daß er einige Tage darauf starb. Er war ein Ehrenmann durch und durch, und das wahre Muster eines echt preußischen Officiers.

Am fünften Juni versuchten die Franzosen durch einen kühnen Ausfall sich der Batterie in der ich befehligte, zu bemächtigen. Sie erhielten aber einen so warmen Empfang, daß sie bald wieder unverrichteter Sache umkehren mußten, nachdem sie wohl an vierzig bis fünfzig Todte und Schwerverwundete hatten liegen lassen. Unter Letzteren befand sich auch ein hübscher junger, sehr anständig aussehender Sergeant, der eine tiefe Brustwunde empfangen hatte. Mich dauerte der junge Mann, ich nahm mich seiner besonders an, und ließ ihn durch meine Leute in das Dorf, wo das große Hauptlazareth sich befand, tragen. Auch dort besuchte ich ihn wiederholt, und unterstützte ihn mit Geld und Wein. Der junge Franzose ward wieder geheilt und später ausgewechselt. Er besuchte mich noch vor seinem Abgange, war sehr dankbar und notirte sich auch meinen Namen auf. Dieser damalige Sergeant hieß Victor, und ist später noch ein berühmter

General des Kaisers Napoleon geworden und zum Herzog von Belluno gemacht. Ich bin niemals wieder mit ihm in Berührung gekommen und habe ihn auch später nicht mehr aufgesucht, da es stets mein fester Grundsatz war, nie mehr mit einem französischen Officier zu reden, als unumgänglich nothwendig sein mußte.

Die Belagerung einer so ausgedehnten, mit so starken Werken versehenen und von einer zahlreichen Garnison muthig und geschickt vertheidigten Festung wie Mainz war, ging nur sehr langsam vor sich. Auch die alte Eifersucht und Uneinigkeit zwischen den Oesterreichern und uns Preußen, trat vielfach hindernd in den Weg, und besonders wollten sich die österreichischen Generäle niemals den Anordnungen, die von unserem gemeinsamen Oberanführer ausgingen, willig fügen. So dauerte es denn fast an drei Wochen, bis die Tranchéen wirklich eröffnet wurden und wir uns der Stadt so weit näherten, um unsere Geschosse bis in ihre Straßen senden zu können. Jetzt erhielten auch meine Geschütze eine andere Position, da die Franzosen die Rheininsel als zu sehr unserem Feuer ausgesetzt, gänzlich geräumt hatten. Eine sehr wirksame Hülfe brachten uns bei dieser Belagerung ungefähr ein Dutzend

kleine holländische Kanonenboote, die auf den Rhein von Utrecht gekommen waren und sich nun auf dem breiten Spiegel des Flusses vor Mainz legten, um die Festung mit beschießen zu helfen. Diese Kanonenboote interessirten mich sehr, da ich derartige Fahrzeuge noch niemals gesehen hatte, und ich besuchte sie deshalb wiederholt und verkehrte auch gerne mit den holländischen Artillerieofficieren. Ich fand, daß ich von solchen mit meiner plattdeutschen Mundart besser verstanden werden konnte, als dies bei vielen österreichischen Officieren der Fall war, deren Sprache mir oft selbst als ein Kauderwelsch erschien, wie ich von ihnen auch nur schlecht verstanden wurde. Ueberhaupt schien mir der Unterschied zwischen uns Norddeutschen und den Holländern nicht größer zu sein, als der zwischen uns und den Süddeutschen, und nun besonders gar den Oesterreichern; das merkte ich jetzt wieder bei der Belagerung von Mainz und später auch noch bei verschiedenen anderen Vorfällen.

Am siebenundzwanzigsten Juni eröffneten wir ein ungemein starkes Bombardement auf die Stadt Mainz selbst. Unsere Kugeln verfehlten ihr Ziel selten, und an mehreren Stellen der Stadt sahen wir Feuer aufgehen. Die französi=

schen Geschütze antworteten sehr lebhaft, und besonders die Batterie in der ich befehligte, war den feindlichen Geschossen ungemein ausgesetzt. Eine Bombe platzte mitten zwischen der Bedienungsmannschaft eines Geschützes, tödtete drei Artilleristen und verwundete sechs bis sieben mehr oder minder erheblich. Ich selbst wäre jedenfalls von den umherstreifenden Stücken schwer verletzt worden, wenn mich nicht ein Artillerist, ein herkulisch gebauter Brauerknecht aus Stettin, mit einem kräftigen Ruck seiner Faust zu Boden gerissen hätte. So erhielt ich nur eine arge Beule im Gesicht, da ich mit dem Kopfe heftig an eine scharfe Kante einer Geschützlafette geschlagen war, und ein Splitter der platzenden Bombe zerriß mir meinen Rock kam aber sonst weiter ganz unverletzt davon. Es fielen an diesem Tage noch mehrere feindliche Kugeln in meine Batterie, so daß unser Verlust an Menschen leider nicht ganz unbeträchtlich war, wie mir denn auch ein Geschütz total demontirt wurde.

In der Nacht zum achtundzwanzigsten Juni richtete die Batterie die ich commandirte, ihr Feuer vorzugsweise auf die sogenannte Jesuitenkirche in Mainz, welche ein hervorragendes Gebäude war. Es gelang uns auch bald die Kirche

in Brand zu schießen, so daß der Flammenschein weit umher die Dunkelheit erhellte. Es war überhaupt in dieser Nacht ein solches Geschieße hin und her, daß die feurigen Bomben sich fast unaufhörlich kreuzten. Wir kanonirten wohl aus vierzig bis fünfzig Geschützen, und auch die Franzosen antworteten nicht minder lebhaft aus allen Festungskanonen. Erst gegen Morgen trat etwas Ruhe ein, und wir konnten die Schäden welche die feindlichen Kugeln bei uns angerichtet hatten, wenigstens nothdürftig wieder herstellen. Zwar war in meiner Schanze wieder ein Mörser gänzlich demontirt worden, doch hatte ich wunderbarer Weise weiter keine Verluste an meiner Mannschaft erlitten.

Die Franzosen in Mainz vertheidigten sich nun unausgesetzt mit eben so viel Tapferkeit wie Geschicklichkeit, und unsere Belagerung schritt weit langsamer fort, als wir dies anfänglich wohl gehofft hatten. Zwar rückten wir unaufhaltsam vor und schoben unsere Batterien näher und näher an die Stadt, allein dies geschah lange nicht schnell genug. Meine Batterie ward jetzt hinter den Ruinen der schon von uns zerstörten sogenannten Carthause aufgestellt, und so war ich kaum an sechshundert Schritte von

den feindlichen Hauptwällen entfernt, und befand mich auf einem sehr vorgeschobenen und gefährlichen Posten. Glücklicherweise war den Franzosen bereits die Munition sehr ausgegangen, und sie feuerten deshalb nur langsam und oft sehr unsicher, da das Pulver welches sie hatten, nur schlecht war und nicht genug Salpeter enthielt. Hier in dieser Batterie besuchte mich auch einst, während einer Pause wo das gegenseitige Feuer schwieg, Goethe.

So sehr ich mich auch sonst über seinen Besuch freute, so bat ich ihn doch solchen möglichst abzukürzen und mich wieder zu verlassen, da der Ort zu gefährlich für ihn sei. Wie leicht konnte er hier von einer feindlichen Kugel getroffen werden, und welch Gelärme wäre nicht entstanden, wenn es geheißen, ein so berühmter Schriftsteller habe sich aus bloßer Neugierde an einen so gefährlichen Platz begeben und sei dort getödtet worden. Wäre ich nicht als Officier hart getadelt worden, daß ich ihn nicht auf die drohende Gefahr rechtzeitig aufmerksam gemacht hätte? Solche so sehr exponirten Batterien waren nur für uns Artilleristen geeignete Orte, denn unsere Pflicht führte uns dahin, und unser Stand ließ uns dort von Nutzen sein; für an=

dere bloß neugierige Personen paßten sie nicht. Goethe fügte sich endlich meiner Aufforderung, die Batterie schleunigst zu verlassen, und mochte wohl kaum fünf Minuten entfernt sein, als eine feindliche Bombe gerade auf die Stelle wo er gestanden hatte, hinfiel und beim Platzen einige Mann von meinen Leuten tödtete oder verwundete. Auch ich selbst ward durch einen Splitter am Arm verwundet, doch war die Wunde glücklicherweise so leicht, daß sie mich nicht weiter im Dienst hinderte. Welchen Schrecken hätte es bei allen Literatur- und Theaterfreunden verbreitet, wenn Goethe ihr Liebling, auf solche Weise sein Leben eingebüßt hätte! „Wo Deines Amtes nicht ist, da laß Deinen Vorwitz," ist ein sehr richtiges, gutes deutsches Sprichwort.

In der Nacht zum dreizehnten Juli war wieder ein sehr heftiges Bombardement, und wir schossen das Rathhaus in Mainz in Brand. So mußte die Stadt jetzt hart herhalten, und dauerte die Beschießung nur noch einige Wochen in der Weise fort, so war ganz Mainz nur ein Trümmerhaufen. Ich muß gestehen daß ich übrigens mit der Bevölkerung nicht das mindeste Mitleiden fühlte, denn sie erhielt jetzt nur die verdiente Strafe für die erbärmliche Charakterlosigkeit und

13*

den frevelhaften Leichtsinn, mit denen sie im vorigen Sommer den schwachen Commandanten zur Uebergabe gezwungen, und die Franzosen bei ihrem Einzuge begrüßt hatten. Nirgends in ganz Deutschland hatte ein so wüstes revolutionäres Treiben geherrscht, als gerade in Mainz. Man hatte dort jubelnd sogenannte Freiheitsbäume aufgepflanzt, selbst angesehene Männer hatten sich nicht entblödet die rothe Jacobinermütze mit einer großen französischen republikanischen Kokarde auf den Kopf zu setzen, und Frauenzimmer, die sich zu den höheren Ständen rechnen wollten, sogar öffentlich die Carmagnole getanzt. Wo eine solche Zuchtlosigkeit in einer Stadt herrscht, da muß schon Gottes Zorn ein strenges Strafgericht über die Bevölkerung verhängen und die feurigen Bomben, welche unsere Geschütze jetzt in die Straßen sandten, waren nur eine verdiente Züchtigung.

Am sechszehnten Juli hatten wir abermals ein lebhaftes Gefecht, wobei sich auch unsere Cavallerie mit französischer Reiterei die einen Ausfall gemacht hatte, gehörig umherhieb. Als echter Hohenzoller-Prinz hatte der Prinz Ludwig sich sehr muthig bei diesen Reiterkämpfen bewiesen und eine Wunde am Arm davon getragen.

Mit seltenen Pausen ging nun die Belagerung fort und allein die Batterie, die ich befehligte, that mindestens fünfzig bis sechszig Schüsse täglich. Seit acht Wochen war ich nicht mehr aus den Kleidern gekommen, sondern hatte nur vollständig angezogen, den Degen an der Seite, auf einem Strohlager welches in einer Erdhöhle in den Schanzen lag, hie und da einige Stunden geschlafen, jede Minute bereit wieder an meine Geschütze zu treten. Meine Füße waren so angeschwollen, daß ich die Stiefel nicht mehr abziehen konnte, mein Bart hing gleich dem eines Kapuziners auf die Brust herab, an eine Frisur und gehöriges Binden des Zopfes war nicht mehr zu denken, und da wir kein Wasser in der Batterie hatten und es immer mit Lebensgefahr für die Leute verbunden war wenn sie Trinkwasser holen mußten, so konnte man sich auch kaum mit einem feuchten Schwamm nothdürftig Gesicht und Hände reinigen. Noch mehr litten meine Leute, denen die Uniformen in Fetzen am Leibe hingen und die von dem Staub und Pulverdampf ganz dichte schwarze Schichten im Gesichte hatten. Sahen wir Alle in der That doch einer Gesellschaft von Schornsteinfegern die von der Arbeit kommt, ungleich

ähnlicher, als königlich preußischen Artilleristen. Glücklicherweise war übrigens die Witterung milde und an Brod, Fleisch und Wein, von dem jeder Mann täglich eine Flasche erhielt, fehlte es nicht, sonst hätten wir diese Strapazen auch gar nicht ertragen können. Trotz dieses Lebens und des steten Kanonengebrülles von dem mir zuletzt die Ohren ganz taub wurden, so daß ich von dieser Belagerung von Mainz her an einiger Schwerhörigkeit leide, fühlte ich mich doch ungemein zufrieden und freute mich, daß ich in meinem Berufe als Artillerie-Officier jetzt etwas Tüchtiges leisten und im Dienste meines Königs eine so wichtige feindliche Festung wie Mainz war, mit zerstören helfen konnte.

Fort und fort dauerte die Belagerung mit ungeschwächter Heftigkeit, und man muß es den Franzosen zu ihrem Ruhme nachsagen, daß sie uns unsere Arbeit gehörig schwer machten.

In der Nacht vom einundzwanzigsten auf den zweiundzwanzigsten Juli war ein besonders heftiges Bombardement und eine Bombe, die aus meiner Batterie geworfen wurde, fiel gerade auf das Dach der Dominikanerkirche und steckte diese in Brand. Auch wir erlitten in dieser Nacht nicht geringen Verlust und mir wurde ein Feuer-

werker, ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Mensch und musterhafter Soldat, der Weib und Kind in Stettin zurückließ, erschossen. Eine platzende Bombe zerriß seinen Körper in solche Stücke, daß diese förmlich umherschlugen und mir selbst ward sein Gehirn so in das Gesicht geschleudert, daß ich mir kaum die Augen wieder rein wischen konnte.

Wir schickten uns am zweiundzwanzigsten Juli gerade wieder recht eifrig an, zwei neue große Mörser in unserer Schanze aufzustellen, um den Franzosen gehörige Schüsse daraus zuzusenden, als plötzlich der Befehl kam, daß wir vorläufig mit dem Bombardement einhalten sollten, da eine Capitulation der Festung in Aussicht stände. Es war ein sehr gemischtes Gefühl, mit dem ich diese Nachricht empfing. Als Mensch und Christ mußte ich mich natürlich im höchsten Grade darüber freuen daß ein ferneres Blutvergießen für jetzt aufhöre, und doch will ich nicht leugnen, daß ich als Artillerie-Officier es gar nicht ungern gesehen haben würde, wenn die Beschießung noch etwas länger gedauert hätte. Solche Gelegenheit, sich in artilleristischen Studien zu vervollkommnen wie mir hier geboten wurde, fin-

det sich nicht oft für einen strebsamen jungen Officier.

Am andern Tage erfolgte denn nun die Capitulation von Mainz, und wir zogen die scharfe Ladung aus unseren Geschützen und schossen dann ein dreimaliges Freuden- und Siegesfeuer. Das Erste war, daß ich mich jetzt in den Fluthen des Rheins der ja dicht vor meiner Batterie floß, gehörig badete und reinigte, dann meine neue Uniform anzog, mich wieder frisch frisiren, rasiren und den Zopf ordentlich binden ließ, und so wieder ein etwas menschliches Ansehen erhielt. Da ich während der zwei und einen halben Monate, welche ich diese Batterie befehligte, meine Geschütze auch nicht auf eine Stunde verlassen hatte, so nahm ich nun von dem Artillerieobersten, der hier alle Batterien unter sich hatte, auf vierundzwanzig Stunden Urlaub, um mir den Auszug der französischen Truppen aus Mainz mit anzusehen. Mußte ich sie doch als tapfere Soldaten achten, wenn ich sie auch sonst als Menschen verachtete.

Am Nachmittag des vierundzwanzigsten Juli erfolgte nun der Ausmarsch der französischen Garnison, die noch über fünfzehntausend Mann unter den Waffen zählte, aus der Stadt, um sich

nach Frankreich zu begeben. Zuerst kamen einige preußische Husarenschwadronen, dann ein Haufe von drei- bis viertausend Mann ungeordnetes, plunderhaft aussehendes Volk. Es war dies eine Bande sogenannter Marseillaiser, das scheußlichste Gesindel aus Frankreich. Mehrere französische Officiere sagten uns, daß diese Marseillaiser sich bei jeder Gelegenheit feige und erbärmlich geschlagen hatten, dabei aber stets die ärgsten Renomisten und unverschämtesten Poltrons gewesen wären, so daß ihre Anwesenheit den regulären Truppen mehr Nachtheile als Vortheile gebracht hätte. Wird dies doch stets bei allen solchen revolutionären, undisciplinirten Schaaren der Fall sein. Auch jetzt beim Ausmarsch wollten sich mehrere von diesen sogenannten Marseillaisern frech betragen und den Anordnungen des preußischen Obersten, der das Ganze leitete, nicht fügen. Der aber, ein alter Husar verstand keinen Spaß und ließ Einige der unverschämtesten Hallunken sogleich über den Grabenrand legen und ihnen einige Dutzend Hiebe aufzählen, daß es nur so krachte, worüber wir uns Alle recht freuten; denn wohl seltener waren Hiebe besser angebracht als diese. Nach diesen Marseillaisern kamen nun reguläre Truppen zu Fuß

und Pferde, die ordentlich und anständig vorbeizogen und auch noch ziemlich gut gekleidet aussahen. Den Officieren und auch vielen Soldaten konnte man es ansehen, wie sehr es ihren militärischen Stolz kränke, jetzt als Besiegte vor uns vorbeimarschiren zu müssen und sie sahen fast durchweg sehr finster und zornig aus. Nun folgten mehrere Conventsmitglieder, arge Demokraten, von denen die Scheußlichkeit der Revolution größtentheils ausgegangen war. Viele Mainzer Bürger, die all ihr Hab und Gut jetzt verloren hatten, wollten sich aus Zorn und Rache auf diese Hauptanstifter ihres Unglücks stürzen und sie zerreißen, allein da der König von Preußen ihnen den freien Abzug nach Frankreich in der Capitulation versprochen hatte, so mußten unsere Truppen sie mit ihren Waffen vor den Mißhandlungen des Volkes, die sie freilich in reichem Maße verdient hatten, schützen. Besonders ergrimmt war der gutgesinnt gewesene Theil der Mainzer Bevölkerung gegen die Einheimischen aus ihrer Stadt, die sich dem berüchtigten revolutionären Bund der sogenannten „Clubisten" angeschlossen hatten. Oft nur mit äußerster Mühe konnten unsere Soldaten diese elenden Wichte vor der Rache des erzürnten Volkes schützen, und es war

nicht zu verhindern, daß sie nicht hie und da einige derbe Puffe und Kniffe erhielten oder mit Koth und Steinen beworfen wurden. Einer dieser Kerle, der es besonders arg getrieben haben soll und sich als der ärgste Demokrat und Franzosenfreund gezeigt und viele conservativ gesinnte Mainzer in das Gefängniß geworfen oder von Haus und Hof vertrieben hatte, ward in der Verkleidung einer Frau erkannt und bevor unsere Soldaten es verhindern konnten, in den Rhein geworfen. Seine Weiberröcke verhinderten sein schnelles Untersinken, und auf sein furchtbares Klagegeschrei zogen einige mitleidige Soldaten von uns, den Kerl selbst mit eigener Lebensgefahr wieder aus dem Fluß, worauf sie ihn laufen ließen.

Bis in die sinkende Nacht hinein dauerte dieser Auszug der französischen Besatzung aus Mainz, und es kamen dabei so viele Scenen aller Art vor, daß mir dieser Tag stets einer der interessantesten in meinem ganzen Leben geblieben ist. War es doch für uns Preußen auch ein höchst freudiges Gefühl, endlich in diesem fast zweijährigen Kriege einen namhaften Erfolg errungen zu haben und unsere Fahne auf eine dem Feinde abgenommene Hauptfestung pflanzen zu können.

Fünftes Capitel.

Commando in Mainz zur Uebernahme der erbeuteten Geschütze. Langsamer Geschäftsgang mit den Oesterreichern. Demoralisation der Bevölkerung in Mainz. Versetzung zu einer leichten Feldbatterie im Frühling 1794. Der Oberst und spätere Feldmarschall von Blücher, und seine Charakteristik. Vielfache Gefechte mit den Franzosen in der Rheinpfalz. Schlacht bei Kaiserslautern. Ich verdiene mir den Orden pour le mérite. Prinz Louis Ferdinand. Die Baseler Convention im Frühling 1795. Marsch nach Ostfriesland, und tüchtiger Volksgeist daselbst. Besuche in Rotterdam. Meine Cousine die reiche Kaufmannsfrau daselbst.

Am nächsten Tage, nachdem die französische Besatzung aus Mainz abgezogen war, wurde auch die Batterie, in der ich zuletzt befehligt hatte, abgefahren, und mein Commando war damit zu Ende. Ich hatte während dieser Belagerung siebzehn Artilleristen todt und neunundzwanzig mehr oder minder verwundet eingebüßt, und da

auch die anderen Batterien ansehnliche Verluste erlitten, so war viel gutes preußisches Soldatenblut vergossen worden, bis es uns endlich gelungen die Festung einzunehmen. Ich erhielt nun den Befehl, mich nach Mainz zu begeben und bei der Uebernahme des dort erbeuteten französischen Geschützes thätig zu sein. Die sonst so schöne, in prächtiger Lage am Zusammenfluß des Mains und Rheins gelegene Stadt, bot jetzt ein Bild des Jammers und der Zerstörung dar. Viele Häuser waren durch unsere Geschosse zusammengeschlagen, abgebrannt, oder glichen doch sonst Ruinen die dem Einsturz nahe waren. Besonders die Kirchen und die anderen öffentlichen Gebäude, die ihrer hohen Lage wegen stets Zielpunkte für unsere Geschosse abgaben, hatten arg gelitten. Doch waren glücklicher Weise die Zerstörungen an dem majestätischen Dome, diesem Stolz von Mainz, lange nicht so groß als man anfänglich erwartet hatte, und ließen sich mit nicht zu bedeutenden Geldsummen bald wieder herstellen. In den meisten Straßen war das Pflaster aufgerissen, damit die einschlagenden Bomben sich in dem weichen Boden besser einwühlen und so weniger Schaden zufügen sollten, und auf den Dächern und vor den Kellerfenstern lagen dicke

Schichten von Erde oder Dünger, um so den Kugeln besseren Widerstand leisten zu können; kurz überall erblickte man Bilder der Verwüstung und Noth. Dabei lagen noch über eintausendvierhundert blessirte oder erkrankte französische Soldaten in der Stadt, und von den Einwohnern waren ebenfalls Tausende an den Lazarethseuchen gestorben oder erkrankt. Schlimmer aber noch als all dies äußere Elend, war der innere Zustand der Einwohnerschaft. Ein großer Theil derselben hatte sich in unbegreiflicher Verwirrung den französischen republikanischen Truppen angeschlossen und ein so schwindelhaft freches Benehmen gezeigt, daß solches ihnen auf alle Zeiten zur höchsten Schande gereichen muß. Viele conservativ gesinnte Bürger waren nun beim Einmarsch der Franzosen entweder freiwillig geflohen oder von den sogenannten Republikanern und Clubisten oft mit der größten Härte verjagt worden. Diese Vertriebenen die häufig ihr ganzes Vermögen verloren hatten, kehrten nun nach unserem Einzuge triumphirend wieder zurück. voller Zorn und Haß gegen ihre Unterdrücker. So erhielt der nun ernannte preußische Commandant Hunderte von Denunciationen, in denen Einwohner wegen ihrer republikanischen Thaten und

Reden angeklagt wurden. Haß und Zwiespalt herrschten unter der gesammten Einwohnerschaft oft in wirklich fanatischer Weise, alle Banden der Freundschaft, ja selbst der Familie waren zerrissen, und täglich kamen wüste Scenen vor, bei denen sich die Feindschaft nicht blos in beschimpfenden Worten, sondern häufig sogar in Prügeleien Luft machte. Selbst bis unter die Dienstmägde erstreckte sich dieser Zwiespalt, und diejenigen, welche französische Soldaten zu Liebhabern gehabt, prügelten sich mit den preußisch-gesinnten, beim Wasserholen aus den Brunnen. Die Demoralisation unter dem weiblichen Geschlechte aller Stände, stets ein Uebel welches die Franzosen in allen Orten verbreiteten, welche das Unglück hatten, daß sie lange in ihnen geweilt, war hier entsetzenerregend. Zu Hunderten lagen Dirnen mit syphilitischen Krankheiten in den Lazarethen, zahllose uneheliche Geburten kamen vor, und selbst Kindesmorde gehörten nicht zu den Seltenheiten. Noch auf lange Jahre hin muß diese Demoralisation und die Auflösung aller sittlichen Banden, welche die Franzosen hier in Mainz zurückgelassen hatten, sehr böse Nachwirkungen bei der Bürgerschaft gehabt und einen wahrhaft tüchtigen Bürgersinn zerstört haben.

So unangenehm, ja selbst peinlich unter solchen Umständen auch der Aufenthalt in dem sonst so schönen, durch seine Geschichte interessanten, und von seiner herrlichen Lage begünstigten Mainz war, so hatte ich doch für's Erste keine Aussicht, es wieder verlassen zu können. Meine Dienstgeschäfte mit den Oesterreichern wegen Uebernahme und Vertheilung der von den Franzosen zurückgelassenen Geschütze, gingen ganz unendlich langsam vor sich. So liebenswürdig und gemüthlich auch häufig die einzelnen österreichischen Officiere sind wenn man sich des Abends mit ihnen in's Wirthshaus setzen und etwas plaudern kann, so verzweifelt langsam, unnütz förmlich und nicht von der Stelle kommend, sind alle Geschäfte mit ihnen. Unser preußischer Geschäftsgang in damaliger Zeit litt wahrlich auch an vieler unnützer Pedanterie und eine Menge von zwecklosen Formalitäten nahm viel Zeit fort, aber im Vergleich zu dem österreichischen war er doch ein Muster von Klarheit und Schnelligkeit zu nennen. Wahrhaftig es gehörte eine exemplarische Geduld dazu, um nicht vor Zorn aus der Haut zu fahren, von solchem Schwulst von Formalitäten ward man täglich von diesen Oesterreichern überhäuft, und was bei eini=

germaßen gutem gegenseitigen Willen hätte leicht und sicher in wenigen Stunden abgemacht werden können, dazu gebrauchte man jetzt unnützer Weise ganze Wochen. So freundlich und kameradschaftlich auch oft die einzelnen Soldaten und Officiere gegen uns Preußen gesinnt waren, von solcher gehässiger Abneigung zeigte man sich nicht selten höheren Orts wo es oft an Mißgunst, ja selbst absichtlicher Chikane nicht fehlte. Mein tief innerster Widerwille je in dienstlichen Angelegenheiten etwas mit Oesterreich zu thun zu haben, und mein Wunsch daß mein Vaterland Preußen, sich möglichst in aller Hinsicht von dem Kaiserstaate entfernt halten möge, rührt vornehmlich von diesem Aufenthalt in Mainz im Herbst 1793 her, wo ich über zehn Wochen mit k. k. Militärbehörden in Geschäften, die man bei Schnelligkeit, Klarheit und gutem Willen leicht in zehn Tagen hätte erledigen können, verhandeln mußte.

Auch bei der Anlage neuer Befestigungswerke und dem Wiederaufbau der zerstörten Schanzen ward ich vielfach commandirt und mußte so zu meinem Leidwesen fast den ganzen Winter in Mainz ausharren. So unangenehm mir dies auch in socialer Hinsicht war, so erfreulich war

es mir in dienstlicher, denn es zeigte, daß ich das Vertrauen meiner Vorgesetzten besaß und für tüchtig in meinem Fache gehalten wurde. Welch schöneres Gefühl kann es wohl für einen ehrliebenden Officier geben, und wie muß alles Andere und mag es auch sonst noch so unangenehm sein, dagegen verschwinden!

Während ich nun in Mainz für den Dienst der preußischen Fahne thätig war, kämpften meine Kameraden in der Rheinpfalz siegreich gegen die bitter gehaßten Feinde. Es wehte zu meiner großen Freude überhaupt jetzt ein weit frischerer Geist in unserer Heeresführung als dies leider im vorjährigen Feldzug der Fall, und wir suchten das wieder gut zu machen, was wir damals versäumt hatten. Ganz freilich war dies leider nicht mehr möglich. So bekamen die Franzosen am einunddreißigten November bei Saarlautern gehörige Schläge von uns Preußen, und wir durften in Mainz mit Recht ein „Victoria" schießen. Leider manövrirten die Oesterreicher ihrer Gewohnheit nach, wieder so ungemein langsam und zeigten sich als so schwerfällige und unzuverlässige Verbündete, daß wir Preußen dadurch verhindert wurden, die erlangten Vortheile gehörig auszubeuten.

Im Januar 1794 durfte ich denn auch endlich zu meiner großen Freude das mir so unangenehme Mainz wieder verlassen und mich zu unseren im Felde stehenden Truppen begeben. Es war dies ein erwünschtes Ereigniß für mich. Ich ward zu einer leichten Feldbatterie versetzt, welche zu der Avantgarde die der damalige Obrist von Blücher befehligte, gehörte, und etwas Erfreulicheres hätte mir gar nicht geschehen können. Hatte ich doch schon so viel Rühmliches von dem Obrist von Blücher gehört und vernommen daß Viele unserer altgedienten Officiere behaupteten, das sei ein würdiger Nachfolger vom alten Vater Ziethen, und wenn nur die Gelegenheit ihm günstig wäre, so würde er ein wahrer preußischer Husarengeneral werden. Unter solchem Anführer fechten zu könenn, konnte mir daher nur zur größten Freude gereichen.

Am elften Februar meldete ich mich bei dem Herrn Obrist von Blücher, der jetzt in Grünstadt in der Rheinpfalz in Quartier lag. Ich hatte ihn persönlich noch niemals gesehen, und da ich schon so viel von ihm gehört, so war ich natürlich im höchsten Grade gespannt auf seine Erscheinung. Es war schon spät Abends als ich in Grünstadt ankam, und ein Ordonanzcorporal

in Blüchers Quartier sagte mir, ich würde den Herrn Obristen im Wirthshause finden und sollte nur dort zu ihm gehen. So trat ich denn in den langen, niederen Wirthshaussaal ein, in dem ein solcher Tabaksqualm war, daß die Kerzen fast verdunkelt wurden und man kaum sehen konnte. Eine Menge Officiere von allen Rangklassen und Waffengattungen, Infanteristen, Husaren und Kürassiere bunt durch einander, die Collets und Dollmans aufgeknöpft, die Kragen offen; kurz Alle so bequem als möglich angezogen, saßen an den Tischen umher und tranken Wein aus großen Schoppengläsern, spielten Karte oder Würfel, sangen laute Soldatenlieder, scherzten und stritten lärmend gegen einander; kurz machten einen wahren Heidenlärm. Schon wollte ich mich aus diesem Saale wieder entfernen, denn es schien mir unmöglich, daß der Obrist von Blücher, der Befehlshaber einer Vorpostenbrigade dort anwesend sein könne, als ein Officier vom Füselierbataillon York der mich näher kannte, meine Person erblickte und mich beim Namen anrief. Ich frug ihn, ob er nicht wisse, wo der Obrist von Blücher sei, da ich mich bei diesem zu melden habe.

„Hier bin ich — was giebt es?“ erscholl plötz-

lich eine tiefe Baßstimme mitten aus dem dichtesten Tabaksqualm. Ich ging darauf zu, und richtig, da saß hinter einen mächtigen Humpen mit Glühwein, der Gesuchte. Er hatte seinen dunkelrothen Husaren-Dolman so weit aufgeknöpft, daß man die nackte, dicht behaarte Brust unter dem Hemde erkennen konnte, seine Haarfrisur saß sehr unordentlich, in seinem Munde hatte er eine kurze Pfeife mit großem Meerschaumkopf aus dem er gewaltig paffte, und so schien er eben beschäftigt zu sein, mit einigen Stabsofficieren und Rittmeistern ein hohes Spielchen zu machen, denn sie hatten Alle Karten in den Händen und große Geldhaufen lagen vor ihnen. Als ich mich meldete, stand der Obrist von Blücher auf, nahm die Pfeife aus dem Mund und legte die Karten aus der Hand. So wie ich meine Meldung und die Zahl der Geschütze und Mannschaften welche ich bei mir hatte, gemacht hatte, sagte er: „Ich danke Ihnen, Herr Kamerad von der Artillerie. Es ist gut, daß ich leichte Kanonen bekommen habe, ich hoffe, daß Sie gehörig reiten und Ihre Kerls scharf fahren können um allenthalben mitzukommen und mich nicht in Stich zu lassen. — So, nun legen Sie ab und machen Sie es sich bequem hier.

Der Wein ist söffig in Grünstadt.“ Damit setzte er sich wieder zu seinem Spiele hin, und das Gelärme und Getrinke dauerte in dem Saal die ganze Nacht fort, ohne daß selbst die jüngsten Officiere auf den Obristen die mindeste Rücksicht nahmen. So war meine erste Meldung bei dem später so berühmt gewordenen Feldmarschall von Blücher, die mir stets unvergeßlich geblieben ist. Da ich sowohl jetzt im Feldzug von 1794, wie auch später in dem von 1806 sehr viel persönlich mit Blücher verkehrte, so will ich in aller Kürze mein Urtheil hier über ihn nieder schreiben; vielleicht wird solches von Interesse für meine Nachkommen sein. Es ist unmöglich, einen rascheren, entschlosseneren und zu jeder kühnen That mehr aufgelegten Officier zu finden, als Blücher steis gewesen und bis in sein höchstes Lebensalter auch geblieben ist. Um sorgsame vorher genau ausstudirte Pläne zu machen, besaß er keine Gaben, und es war daher nothwendig, daß er stets einen sehr tüchtigen Officier zum Chef seines Generalstabs bei sich hatte, denn sonst sah es mit seinen größeren Operationen leicht ganz kläglich aus. Kenntnisse hatte er gar keine und konnte kaum nothdürftig lesen und schreiben, wie denn seine ganze Erziehung eine äußerst vernachlässigte war,

da er schon von frühester Kindheit an unter den Husaren im Felde gedient hatte. Sein Verstand war dagegen äußerst scharf und klar, sein Urtheil stets ein richtiges, und selbst die Gabe womit er aus dem Stegreif mir nichts, dir nichts, lange vortreffliche Reden halten konnte, eine bewunderns-würdige. Bei den Soldaten war er eine ungemein populäre Persönlichkeit, und alle Truppen, die unter ihm standen, hingen mit Leib und Seele an ihrem Befehlshaber. Dabei forderte er oft sehr viel von allen Truppen, schonte sie in keiner Weise und konnte mitunter äußerst jähzornig und dann selbst hart und ungerecht sein. Sonst hatte er ein Herz für seine Soldaten und achtete selbst in dem untersten Fuhrknecht den Menschen und seinen Kameraden. Von allen leeren Förmlichkeiten war er ein großer Feind, ja er ging in seiner Ungebundenheit oft wohl etwas zu weit und warf Schranken um, die nun einmal bestehen müssen, wenn die staatliche Ordnung aufrecht erhalten werden soll. Ein heftiger Gegner war er von aller Diplomatie, vornehmen Höflingen und eingebildeten Kammerherren, äußerte sich schonungslos über deren Nutzlosigkeit und quälte sie mit scharfem Spotte wo er nur konnte. Obgleich er eigentlich ein

strenger Aristokrat und ein abgesagter Feind von allen modernen liberalen Theorien war, wie solche leider aus Frankreich zu uns nach Deutschland eingeschleppt wurden, so konnte er doch alle vornehm sein wollende Officiere die sich auf ihre Geburt allzu viel einbildeten, gar nicht leiden und äußerte sich mit seiner gewohnten Rücksichtslosigkeit gegen sie. So hörte ich, daß er einst zu einem jungen vornehmen schlesischen Graf, der darüber spöttelte, daß jetzt selbst bei dem Kürassieren ein bürgerlicher Officier angestellt sei, sagte: „Das ist sapperlotischer Unsinn von Ihnen gesprochen Herr Graf. Danken Sie Gott, daß Sie aus gräflichem Geschlechte sind, denn wären Sie in einem Handwerkerhause geboren, so säßen Sie wahrhaftig noch mit der Nadel auf der Schneiderbank. Wenn Ihr Kürassierregiment nur schärfer drauf los reiten wollte als es leider bei Kaiserslautern gethan hat, so könnte es Sr. Majestät unserm König ganz gleichgültig sein, ob es von adeligen oder bürgerlichen Officieren commandirt würde." So sprach Blücher, und der in dieser Weise zurechtgewiesene adelsstolze Graf, ward blutroth vor Scham und Zorn im Gesicht. Daß der General von Blücher, denn hierzu ward er im Sommer 1794 ernannt, als Mensch manche

Schwächen besaß und sein Privatleben leider nicht immer jungen Officieren zum Muster dienen konnte, ist nicht zu leugnen. Er trank oft zu stark, obgleich ich ihn freilich niemals betrunken gesehen habe, war ein leidenschaftlicher Hazardspieler, der ganze Nächte hinter dem Karten- oder Würfeltisch verbringen und sehr bedeutende Summen mit Leichtigkeit verspielen konnte, und liebte auch den Verkehr mit liederlichen Frauenzimmern nicht wenig. Alles so etwas, was einen minder begabten Officier leicht hätte in's Verderben stürzen können, trat jedoch vor seinen unermeßlichen Verdiensten zurück, denn wahrlich von allen Generälen die unsere preußische Armee in den Jahren von 1794—1813 besaß, hat kein Einziger seinem Könige und seinem Vaterlande so viel genutzt als gerade der alte Blücher. Ganz so wie er war, mit seiner scharf ausgeprägten Charakteristik, mußte er auch sein, wenn er seine eigenthümliche Stellung vollkommen ausfüllen sollte, und es ist ein großer Beweis von Gottes Gnade, daß er unserem so schwer geprüften armen Preußenlande diesen Mann auch zu dieser Zeit gegeben hat. Mein ganzes Leben werde ich es mir zur höchsten Ehre und größten Freude anrechnen, gerade unter dem speciellen

Befehle von Blücher einige Feldzüge mitgemacht und mir dabei wiederholt sein Wohlwollen und sein Lob aus eigenem Munde erworben zu haben.

Das erste Gefecht welches ich unter dem Befehle von Blücher mitmachte, war am dreiundzwanzigsten Mai unweit Grünstadt. Mit fünf Schwadronen Husaren, drei Bataillonen Infanterie und drei leichten Geschützen welche ich commandirte, brachen wir im Grauen der Morgendämmerung von Grünstadt auf, um die Franzosen in ihren Stellungen zu überraschen. Diesen mußte unsere Unternehmung jedoch verathen sein, und sie kamen uns schon auf halbem Wege entgegen, und zwar nach einem geschickt entworfenen Plane in zwei Abtheilungen, so daß wir bald in eine arge Klemme geriethen. Es kam zu einem heftigen Gefechte, und besonders Blücher selbst, der sich an die Spitze der fünf Husarenschwadronen setzte, attaquirte die Franzosen mit einem solchen Ungestüm daß er sie bald über den Haufen ritt. Eins meiner Geschütze war leider in den schlechten Gebirgswegen so zerbrochen, daß es ganz unfähig wurde, mit den beiden übrigen feuerte ich jedoch gehörig auf die Feinde. Besonders das Füselierbataillon von Müffling, aus der Altmark recrutirt, that sich

hier sehr hervor und erstürmte ohne sich weiter viel mit Schießen abzugeben, mit dem Bajonnet die feindlichen Stellungen. So jagten wir die Feinde denn bald vollständig auseinander und nahmen ihnen viele Gefangene und auch zwei Geschütze ab. Am Abend kam der Obrist von Blücher auf seinem Fuchshengst zu uns herangeritten und sagte zu mir: „Sie haben Ihre Sache gut gemacht Lieutenant, und ich bin zufrieden, daß Sie zu meiner Abtheilung gekommen sind. „Und zu meinen Artilleristen sprach er: „Na Ihr schwarzen Jungens, knallt nur immer gehörig uf dies Rackervolk von Franzosen druf. Ihr seid brave Kerle.“ Das waren schon Worte, die gar herrlich in unseren Ohren klangen und zu neuen Thaten ermuthigen konnten.

Während wir bei Grünstadt fochten, hatte der Feldmarschall von Möllendorf, der jetzt unsere preußische Armee in der Rheinpfalz befehligte, bei Kaiserslautern einen gehörigen Sieg über die Franzosen erfochten und ihnen über dreitausend Gefangene abgenommen. Das war ein allgemeiner Jubel bei uns, als diese Nachricht bekannt wurde, denn es ward dadurch auf's Neue bewiesen, daß unsere Truppen den französischen mindestens gleich standen, ja eigentlich sogar in

mancher Hinsicht entschieden überlegen sich zeigten, sobald sie nur energisch befehligt und der Krieg überhaupt tüchtig geführt wurde. Hätte Blücher nur im Herbst 1792 unser Heer befehligt, wir wären sicherlich nach Paris gerückt und hätten somit dem ganzen französischen Revolutionsschwindel mit einem kräftigen Schlag ein Ende gemacht.

Wir hatten nun fast unausgesetzte kleinere und größere Gefechte mit den Feinden, und es ging auf unseren Vorposten sehr lebhaft zu. Zur Belohnung für sein ebenso tapferes wie umsichtiges Benehmen ward um Mitte Juni der Obrist von Blücher zum Generalmajor und Chef des Husarenregiments welches er befehligte, ernannt, und es war gewiß kein Mann in dem ganzen Commando, der sich nicht aufrichtig über diese verdiente Auszeichnung freute, so sehr beliebt war Blücher bei uns Allen. Der Zufall wollte, daß die Husaren gerade an dem Tage als das Avancement bekannt wurde, den Feinden mehrere Wagen voll Weinfässer abgejagt hatten. so daß wir Alle in erbeuteten guten Pfälzerwein die Gesundheit unseres neuen Generals ausbringen konnten. Das war ein Abend voller Jubel und

Freude, an den ich stets mit Vergnügen zurückgedacht habe.

Unter diesen verschiedenen Gefechten die wir zu bestehen hatten, ist mir besonders auch das bei Edesheim am dreizehnten Juli erinnerlich geblieben, da hierbei mein alter guter polnischer Schweißfuchs, den ich nun schon seit fünf Jahren beständig geritten und an dem ich mich gewöhnt hatte, mir unter dem Leibe erschossen wurde. Glücklicher Weise nahmen wir an dem Tage den Feinden viele Beutepferde ab, und ich konnte mir einen prächtigen Rappen aus dem berühmten Zweibrücker Gestüte, den der französische General Laboissiène, den wir bei diesem Gefechte gefangen genommen hatten, geritten, von einem Husaren für zehn Friedrichsd'or kaufen, welches Geld ich auf Blücher's Befehl dann wieder aus der Kriegskasse ersetzt erhielt. Diesen Rappen habe ich von 1794—1806 also zwölf Jahre unaufhörlich geritten, bis er mir dann bei Jena getödtet wurde.

Hier in diesem Gefechte bei Edesheim zeichnete sich auch der junge Prinz Louis Ferdinand, der inzwischen von seiner bei Mainz erhaltenen Wunde längst wieder hergestellt war, durch seinen Muth sehr aus, und als wir eine Zeit lang

von der feindlicher Uebermacht gedrängt, arg in der Patsche standen, sprang er vom Pferde, stellte sich zu Fuß an die Spitze des Infanterieregiments „von Romberg" und machte nun einen so herzhaften Bajonnetangriff auf die Franzosen, daß diese gänzlich zurückgedrängt wurden. Es ist doch für jeden Preußen, und nun gar für jeden preußischen Officier, ein herzerhebender Anblick wenn er sieht, daß die Prinzen seines Königlichen Hauses, sich als so muthige Helden beweisen.

Während wir hier in der Pfalz uns gute Erfolge erkämpften, war es leider an der Mosel nicht so glücklich gegangen, und die Franzosen hatten Trier erobert. Wir hier griffen nun am siebzehnten September die stark verschanzte Stadt Kaiserslautern an, und nach verschiedenen kleineren Gefechten kam es am zwanzigsten hier zu einer wirklichen Schlacht. Es ging theilweise sehr heiß zu, allein es gelang uns zuletzt doch, trotz aller noch so hartnäckigen Kämpfe der Franzosen, sie zurückzuschlagen und uns den vollständigen Sieg zu erkämpfen. Hier bei Kaiserslautern erwarb ich mir denn zu meiner unendlichen Freude den Orden „pour le mérite" dies stolzeste Ehrenzeichen in unserem Heere. Ich war mit

vier Geschützen auf dem linken Flügel der Blücher'schen Truppen postirt, und wir waren einige Zeit arg in der Patsche, da die französischen Schaaren gewaltig heranbrängten. „Halten Sie sich gut Lieutenant, es kommt auf Ihr Feuern an, denn in diesen verdammten Bergwegen kann ich mit meinen Husaren nicht viel ausrichten," rief mir der General von Blücher im Vorbeisprengen noch zu.

„Jungens, habt Ihr es gehört, was der General gesagt hat? Jetzt kann die Artillerie den Ausschlag geben, Ihr seid Pommern, weiter brauche ich Euch nichts zu sagen!" rief ich meiner Mannschaft zu. Wir luden nun unsere Geschütze mit doppelter Karbätschenladung und ließen uns trotz aller feindlichen Schüsse die manchen Schaden thaten, nicht verleiten, früher zu feuern, als bis eine starke feindliche Sturmcolonne unter dem Rufe „vive la republique!" bis auf achtzig bis neunzig Schritte herangekommen war. Dann ließ ich drei Geschütze Feuer geben und behielt das vierte als Reserve zurück, und die Wirkung dieser Salve war eine ungeheure, denn wenigstens an vierzig bis fünfzig Franzosen lagen todt oder verwundet am Boden und die Uebrigen nahmen schnell Reißaus und erhielten nun unseren

letzten Schuß als Abschiedsgruß noch nachgedonnert. Gerade dieser abgeschlagene Angriff der Feinde soll von großer Bedeutung für das ganze Gefecht gewesen sein, und der General von Blücher der persönlich mir sehr wohl wollte, hatte meine Verdienste in seinem Rapport so herausgestrichen, daß ich den Orden bald nachher erhielt. Es war mit der glücklichste Tag meines Lebens, als mir der General dies schöne Ehrenzeichen vor der Front meiner Mannschaft überreichte und zugleich was mich fast eben so freute, den vier Unterofficieren welche die einzelnen Geschütze führten, Verdienstmedaillen einhändigte. Was hätte ich darum gegeben, wenn mein theurer seliger Vater dieser Ordensüberreichung mit beigewohnt und sein Auge an dem Anblick erfreut hätte, wie dies schöne, stolze Ehrenzeichen nun die Brust seines ältesten Sohnes schmückte. Um mich gegen meine brave Mannschaft, deren Kaltblütigkeit und Ruhe ich wesentlich mit diesen Ordensschmuck verdankte, so weit es meine Mittel erlaubten, erkenntlich zu zeigen, schenkte ich jedem Kanonier einen blanken Thaler und kaufte außerdem noch ein Faß Wein zum fröhlichen Trunk, mit dem wir den neuen Orden und die Medaillen einweihten. Wo ich später nur konnte und

Gelegenheit dazu fand, habe ich mich eines jeden Kanoniers der in dieser Schlacht bei Kaiserslautern unter meinem Befehle stand, möglichst anzunehmen gesucht. Möchten alle Officiere doch recht bedenken, daß ohne die Tapferkeit und treue Hingebung ihrer Mannschaft alle ihre eigene persönliche Tapferkeit nur in den seltensten Fällen allein dazu genügen wird, daß sie sich Auszeichnungen erwerben. Zwar wird von der Tüchtigkeit des Officiers stets das Meiste abhängen, und mit vollem Recht gebührt ihm daher auch der höchste Lohn, allein auch seine Mannschaft muß das Ihre thun und ihr Leben freudig einsetzen, und im höchsten Grade ungerecht und undankbar bleibt es daher, wenn sie ganz ohne Belohnung ausgehen soll und man sich weiter nicht um sie kümmert. Wäre der General von Blücher nicht persönlich so ungemein beliebt gewesen bei allen Soldaten die unter ihm standen, so hätten seine Truppen sich wahrlich nicht bei jeder Gelegenheit so besonders gut geschlagen, und ihm selbst wäre es unmöglich gewesen, sich stets solche Auszeichnung zu erwerben, wie dies nun glücklicher Weise geschehen ist. Ein recht warnendes Beispiel, welche üblen Folgen der Hochmuth und Egoismus eines Officiers haben kann, zeigte

der Obristlieutenant von Müffling, der im Feldzuge von 1794 ein Füselierbataillon befehligte und sich dann besonders 1815 einen so berühmten Namen erwarb. Er war gewiß ein Officier von seltenen Eigenschaften, der den größten kaltblütigsten Muth mit genialem strategischen Talente und äußerster geistiger Befähigung verband. Dabei war er niemals hart oder gar ungerecht gegen seine Untergebenen, aber äußerst hochmüthig, abgeschlossen und egoistisch. So mochten weder die Officiere noch Soldaten seines Bataillons ihn leiden, thaten aus freien Stücken gewiß nicht das Mindeste, und das ganze Bataillon schlug sich deshalb lange nicht so gut, als es dies unter einem andern Führer entschieden gethan haben würde. Da war z. B. der Major von Borke, der ebenfalls ein Füselierbataillon in der von Blücher'schen Brigade befehligte, der war lange nicht so geistig befähigt und kenntnißreich als Herr von Müffling, aber dabei von seinen Soldaten wahrhaft geliebt, obgleich er streng war und dem Dienst sicherlich nichts vergab, und so zeichnete sich sein Bataillon bei jeder Hinsicht ungemein vor dem Müffling'schen aus.

Was half es uns aber, wenn wir Preußen nun auch im Spätsommer 1794 in der Rhein-

pfalz wiederholt siegten, da die Oesterreicher sich in den Niederlanden von den Franzosen immer weiter zurückdrängen ließen? Dazu kam, daß in Polen Unruhen ausgebrochen waren, die auch bei uns auf die Kriegsoperationen ungünstigen Einfluß hatten. So blieben wir denn trotz allen Drängens und Treibens von Blücher, nach diesem Siege bei Kaiserslautern wieder unthätig auf der Stelle stehen, ja mußten im October sogar abermals über den Rhein zurückkehren. So viel Fluchen und Toben hatte ich noch niemals gehört, als unser General von Blücher bei der Nachricht dieses Befehles that. Doch was half all' sein Unwille, er mußte natürlich auf das Pünktlichste gehorchen, und so gingen wir Ende October bei Mainz wieder über den Rhein zurück und bezogen hart an dessen rechtem Ufer ziemlich ausgedehnte Kantonnirungsquartiere. Ich selbst kam mit einer Batterie in Wiesbaden in Quartier zu stehen und wenn ich auch natürlich eine kriegerische Thätigkeit weit vorgezogen haben würde, so gefiel es mir doch sonst ganz gut dort. Es waren berühmte heiße Quellen in Wiesbaden, und da die Strapazen der drei Feldzüge meinen Körper doch etwas angegriffen hatten, so leisteten

mir die Bäder die vortrefflichsten Dienste und stellten meinen Körper vollkommen wieder her.

Im Februar des Jahres 1795 schloß unser König mit den Franzosen die bekannte Baseler Convention ab, worauf die Feindseligkeiten zwischen uns aufhörten. Warum dies geschah weiß ich nicht, und hatte ich mich auch als Officier weiter nicht darum zu bekümmern. Nach meiner eigenen Neigung hätte ich zwar gerne eine recht kräftige Fortsetzung des Krieges gewünscht, denn ich haßte die Franzosen, nachdem sie die Scheußlichkeit begangen hatten; ihren rechtmäßigen König Ludwig unter die Guillotine zu bringen, jetzt wo möglich noch ärger als früher und hätte vieles darum gegeben, wenn wir ihnen so gehörige Niederlagen wie bei Roßbach beigebracht; daran war aber bei der Art, wie der Krieg jetzt geführt wurde, gewiß nicht zu denken, denn wenn unsere Armee auch gewiß nicht schlechter war als diejenige, welche im siebenjährigen Kriege die unsterblichen Siege erfocht, so fehlte doch vor Allem ein Friedrich der Große. Auch konnte eine Coalition mit den Oesterreichern für uns Preußen weiter keinen Nutzen bringen. Die Oesterreicher mochten uns Preußen nicht leiden, und wir hatten auch nicht allzugerne mit

ihnen zu schaffen, und wenn Preußen und Oesterreich einen gemeinsamen Bund schließen wollen, so kommt dies mir immer vor als wenn zwei junge uneingefahrene Pferde zusammen vor eine Kanone gespannt werden sollen, denn das eine wird rechts und das andere links ausbiegen, und wenn das eine ziehen will, wird das andere stehen bleiben, und aus dem Ganzen wird somit nicht viel werden. Dies zeigte sich 1792—94 und abermals 1813—14, wo die österreichische Politik uns Preußen ebenfalls wieder um die Früchte unserer Siege zu bringen suchte. Daß das sogenannte deutsche Reich, welches ebenfalls mit uns verbündet war, uns weiter keinen Nutzen brachte, war selbstverständlich. Einzelne Schwadronen und Bataillone der Reichstruppen schlugen sich zwar sehr gut, und unter ihren Officieren lernte ich manche sehr tüchtige, angenehme Männer kennen, die mir liebe Kameraden waren und jedem Dienste zur Ehre gereicht haben würden, allein das Ganze war doch nur werthloser Plunder, und ich hätte nun und nimmermehr unter diesen Reichscontingentlern fechten mögen.

So war denn dieser Krieg in den drei Jahren von 1792—94 nur im Allgemeinen in unverantwortlich schwächlicher und kraftloser Weise

geführt worden, und wenn wir preußische Truppen im Einzelnen auch fast immer die Franzosen tüchtig schlugen und uns ihnen überlegen zeigten, so hatte Preußen im Großen und Ganzen doch verzweifelt wenig Ruhm oder gar Vortheil davon gehabt. Will man aber Krieg führen, so führe man ihn auch auf möglichst kräftige und rücksichtslose Weise, aber kann oder will man dies nicht, so lasse man es lieber ganz bleiben, denn ein kraftloser Krieg ist das größte Unglück für jedes Land, und nun gar für ein Heer. So ist meine bescheidene Ansicht von der sogenannten Baseler Convention, die damals so viel Aufsehen machte und von manchen Seiten auch so hart getadelt wurde. Wir Officiere durften uns natürlich weiter nicht viel um die Politik bekümmern und thaten dies auch nicht, denn in der preußischen Armee hat immer der alte, gute Grundsatz geherrscht, und wird auch hoffentlich für alle ferneren Zeiten stets herrschen, „daß ein Heer soll sein für die That, aber nicht für den Rath."

Da ein Theil der preußischen Truppen jetzt eine sogenannte Demarcationslinie bilden sollte, so ward die Batterie bei der ich stand, hierzu mit commandirt und blieb unter dem Befehl des

General von Blücher. Der Hauptmann der die Batterie commandirte, war schon ziemlich alt und kränklich, und erhielt jetzt auf ein ganzes Jahr Urlaub, um in Königsberg seiner Geburtsstadt, seine Gesundheit wieder herzustellen. Ich war zufällig der älteste Lieutenant bei der Batterie, und so erhielt ich während dieser ganzen Zeit das Commando derselben, was mir nicht allein eine monatliche Zulage von zehn Thalern, sondern auch eine freie selbstständige Stellung einbrachte und daher nur sehr erfreulich sein konnte.

Wir marschirten nun im April 1795 aus Wiesbaden fort und kamen nach Ostfriesland in Kantonnirungen. Zwar war die Gegend und auch das Klima bei Mainz und im ganzen Rheingau weit besser als hier in Ostfriesland, aber sonst mochte ich doch ungleich lieber in letzterem Lande sein. Die Bevölkerung in Ostfriesland gefiel mir weit besser, als die in der Rheinpfalz und in Mainz. Es herrschte unter diesen kräftigen, mannhaften Ostfriesen ein ungleich soliderer Geist als unter den Mainzern und Rheinpfälzern, sie sprachen nicht so viel albernes Zeug bei den vollen Schoppengläsern, als dort leider der Fall war, und machten nicht solch unnützes Gelärme mit Worten, sondern waren ernster, männlicher

und weit kraftvoller. Am Oberrhein hatte die Nachbarschaft Frankreichs schon sehr verderblichen Einfluß geäußert, und von der frivolen und dabei revolutionären Gesinnung und dem Unglauben an Gott und Kirche, der in einem nur zu großen Theile des damaligen französischen Volkes herrschte, war auch hier vieles eingedrungen, während dies bei den Ostfriesen nicht im Allermindesten geschehen war. Hier war noch eine tüchtige Gesinnung und guter, alter frommer Sinn, und von revolutionärem Unsinn auch keine Spur zu finden. Dabei waren die Ostfriesen stolz darauf, zu Preußen zu gehören, und unsere schwarzweißen Fahnen wurden hier geachtet und geehrt, was ebenfalls am Oberrhein wo man uns Preußen stets als halbe Feinde betrachtete, nicht im allermindesten stattfand. Solch' wackere Gesinnung in einem Landestheil konnte Einem schon gefallen, und mit manchen anderen kleineren Unannehmlichkeiten an denen es nicht fehlte, wieder aussöhnen.

Da wir öfters an der holländischen Grenze in Kantonnirungsquartieren standen, so benutzte ich diese Gelegenheit, um mitunter kleine Abstecher nach Holland zu machen, einem Lande, wo es mir sehr gut gefiel. Besonders die große,

mitunter wirklich fast übertrieben zu nennende Reinlichkeit aller Holländer ohne Unterschied der Stände, und dann die allgemeine Wohlhabenheit behagten mir sehr. Von dem großen Reichthum, der öfters unter den angesehenen Kaufmanns-familien in den bedeutenden holländischen Han-delsstädten herrschte, haben wir in Preußen kaum einen Begriff. Ich habe es selbst mit eigenen Augen gesehen, daß alles Eß- und Thee-geschirr und nicht allein die Eßlöffel, sondern auch die Teller, ja sogar der Spucknapf, der bei den Holländern überhaupt eine sehr große Rolle spielt, von massivem Silber waren, was alles spiegelblank geputzt, so hell glitzerte und blitzerte, daß Einem fast die Augen davon geblendet wurden. So ein großer holländischer Kaufherr tauscht was das Vermögen anbetrifft, selbst mit dem reichsten pommerschen Grafen nicht, und in den Landhäusern dieser Herren herrschte ein Luxus, wie ich solchen bei uns in Pommern selbst in den vornehmsten Schlössern nicht an-nähernd gefunden habe.

Bei einem solchen Ausfluge, den ich einst mit zwei anderen Kameraden, nach Rotterdam unter-nahm, hatte ich ein seltsames Zusammentreffen. Wir saßen ganz vergnügt in einem großen, sehr

prachtvoll eingerichteten Kaffeehause, ließen uns den guten Kaffee den man dort erhält, trefflich schmecken, und pafften nach echt holländischer Sitte den echten Varinasknaster aus den langen Goudaer Thonpfeifen, die man in allen Kaffeehäusern stets für die Gäste vorräthig hat. Meine Kameraden nannten wiederholt meinen Namen, als plötzlich ein uns gegenübersitzender Herr, der so recht wie ein wohlhäbiger holländischer Kaufmann aussah und bisher ruhig seine Zeitung gelesen hatte, aufmerksam wurde und mich nun unausgesetzt scharf fixirte. Schon wollte ich ihn fragen, was dies zu bedeuten habe, als er aufstand, mit einer höflichen Verbeugung sich näherte und mich in holländischer Sprache, die ich ganz gut verstand, da sie manche Aehnlichkeit mit unserem pommerschen Plattdeutsch besitzt, frug, ob der so eben genannte Name der meine und ob ich vielleicht aus Pommern gebürtig sei. Als ich ihm diese Frage bejaht hatte, sagte er daß der in Surinam verstorbene Vater seiner Frau ebenfalls meinen Namen geführt habe und auch aus Pommern stamme, ja, daß es ihm sogar vorkomme, als habe ich eine sehr große Familienähnlichkeit mit letzterer und könne vielleicht ein Verwandter von ihr sein. Ich erwiderte, dies

sei leicht möglich, da ein Bruder meines verstorbenen Vaters, mit Vornamen Theodor, in Surinam als Plantagenbesitzer gelebt habe und dort vor einigen Jahren auch gestorben sei. Es gab nun noch einige Auseinandersetzungen, und es stellte sich dabei unzweifelhaft heraus, daß die Frau dieses Kaufmanns eine Cousine von mir war, obgleich wir uns Beide noch nicht kannten. An dem Abend war es zu spät meiner unbekannten Cousine noch meinen Besuch machen zu können, doch ward ich von ihrem Manne zum Frühstück und dann auch mit meinen beiden Kameraden die ich mit ihm bekannt machte, zum Mittagsmahl, was nach vornehmer holländischer Sitte erst um fünf Uhr Nachmittags aufgetragen wurde, eingeladen.

Um zehn Uhr am andern Tage fuhr ich denn nach dem mir bezeichneten Hause. Es lag in der Hauptstraße von Rotterdam, und schon sein ganzes Aeußere zeigte, daß es von einem sehr reichen Manne bewohnt sein müsse. Im Innern war Alles Pracht und Glanz, und schon die Treppen waren mit so schönen Teppichen belegt, wie sie in Stettin kaum die Frau unseres commandirenden Generals in ihrer Staatsstube unter dem Sopha gehabt hatte. Dabei waren Spiegel

und Metall überall angebracht. Meine Frau Cousine war eine stattliche, etwas corpulente Dame; deren Gesicht ganz unverkennbar in unsere Familie hineinschlug, obgleich sie sonst in ihrem ganzen Wesen gar nichts Deutsches, sondern nur Holländisches hatte und auch kein Wort deutsch, wohl aber ganz geläufig französisch sprach, so daß wir uns in letzter Sprache unterhalten konnten. Sie war sehr freundlich gegen mich und erkundigte sich mit vieler Theilnahme nach dem Schicksal aller ihrer übrigen Verwandten in Deutschland, wie sie auch in unserer alten Familienchronik, von der ich ihrem seligen Vater eine Abschrift hatte machen müssen, gut Bescheid wußte, was mich sehr erfreute. Sonst schien doch ein ziemlicher Unterschied zu herrschen, und besonders ihr großer Reichthum bildete eine gewaltige Kluft, die uns trennte. Sie warf nur so mit Tausenden von Gulden um sich, und als ich ihr auf ihre Frage sagte, wie viel Gage ich als preußischer Lieutenant wohl erhalte, antwortete sie — wohl etwas unbedacht: „Da bekommt ja unser Koch einen weit besseren Gehalt.“ Diese Aeußerung verdroß mich mit vollem Rechte, und ich entgegnete ihr, daß wir Officiere des preußischen Heeres nicht nur um des Geldes

willen dienten, sondern die Ehre des Dienstes bei uns die Hauptsache sei, und die könne man uns freilich nicht mit allem Gelde was in ganz Rotterdam vorhanden, bezahlen.

Das Mittagsmahl, welches von fünf bis sieben Uhr dauerte, war so prächtig und glänzend, wie ich solches vorher noch niemals gesehen hatte. Der breite, mit dem kostbarsten Damast bedeckte Tisch funkelte von Silber und Krystall, vier Diener, darunter zwei Negersclaven in feuerrothen Anzügen, warteten auf, und die Menge der Speisen und edelsten Weine war so groß, daß man eine ganze Compagie hätte sättigen können. Es waren noch vier bis sechs Handelsherren mit ihren Frauen, alle als Millionäre an der Amsterdamer Börse wohlbekannt, als Gäste anwesend, und die ganze Gesellschaft hatte etwas sehr Steifes und Ceremonielles. Später ward noch Kaffee und Thee getrunken, und um elf Uhr trennte man sich. Ich muß gestehen, solche steife Gastmähler sind mir eine höchst langweilige, ja selbst unangenehme Sache, und ein einfaches Gericht „Gerne gesehen" mit einem frischen Trunk Wein oder auch nur Bier dazu bei meinen befreundeten Kameraden, behagt mir weit besser als das glänzendste Diner, wie ich denn über=

haupt kein Freund von übertriebenem Luxus und Glanz bin und aufgeblähte Millionäre, und sich überschätzende Kaufleute mir nächst Revolutionären und Demokraten, die ekelhaftesten Menschen auf Gottes weiter Erde sind, mit denen ich nur höchst ungern in ein Gespräch mich einlasse.

Meine holländische Cousine sah ich im Laufe meines Lebens noch einigemal, doch fühlten wir Beide, daß eine große Kluft in unserer ganzen Denkweise zwischen uns liege, und so blieben wir uns Beide ziemlich fremd. Große Freude gewährte es mir aber, als ich jetzt meinen in Amsterdam lebenden Bruder Carl einmal nach so langen Jahren der Trennung wiedersehen und an mein brüderliches Herz drücken konnte. Es geht doch nichts über ein inniges verwandtschaftliches Band, und ich preise es als einen Segen Gottes, daß wir Geschwister alle, soweit uns des Lebens verschiedene Wege auch auseinandergerissen haben, in inniger Liebe aneinander hängen und uns nach besten Kräften mit Rath und That gegenseitig unterstützt haben, sobald dies nöthig war. Dieser innige Herzensbund von uns Geschwistern ist ebenfalls ein kostbares Erbtheil, welches unsere geliebten Eltern uns

hinterlassen haben, und ich hoffe mit Zuversicht, daß auch meine Nachkommen solchem Beispiele folgen werden.

Wir blieben nun noch längere Zeit in Ostfriesland, und ich kam nach Aurich in's Quartier, und je länger ich hier Land und Leute kennen lernte, desto mehr gefielen mir die wackeren Ostfriesen, so daß ich aufrichtig bedauerte, daß eine schwächliche Politik solche 1815 von uns Preußen wieder losgerissen hat, denn nun und nimmermehr hätte dies geschehen dürfen.

Wenn man überhaupt recht klar erwägt, wie eine klägliche Eifersucht und erbärmliche Gehässigkeit auf dem berüchtigten Wiener Congresse, Preußen nur zu oft um die wohlverdienten Früchte seiner ungeheuren Anstrengungen in den Jahren 1813—15 brachte, so kann man ein bitteres Gefühl gegen Alle, welche dies verschuldeten, nicht unterdrücken. Oesterreich hat in diesen drei Kriegsjahren doch nicht ein Viertel so viel gethan, als wir Preußen, denn im Feldzuge von 1815 kamen die österreichischen Truppen kaum in das Feuer und erhielt dennoch einen größeren Gebietszuwachs, als unserem Lande zu Theil ward. Das Kurfürstenthum Hannover ward fast um ein Drittel vergrößert und zu einem Königreich erhoben, blos

weil es in englischem Besitz war, und dieser König von Würtemberg, den Napoleon erst zum Rang eines Königs erhoben hat und der sich stets auf das Feindseligste gegen Preußen benahm und noch 1814 preußische Lazarethe fast gewaltsam aus seinem Lande herausbringen ließ, durfte Alles, was Napoleon ihm an Gebiet geschenkt hatte, ungeschmälert behalten. Wahrlich, es ist ein empörendes Unrecht, daß Preußen 1815 nicht Ostfriesland, Lauenburg und den großen Theil von Kurhessen behalten durfte und somit die Verbindung zwischen seinen östlichen und westlichen Provinzen zerreißen mußte. Bloß diesen Intriguen eines Metternich und Consorten verdanken wir diese Schwächung, denn Oesterreich haßt und fürchtet ein ihm ebenbürtiges Preußen.

Nun, hoffentlich kommt noch einst der Tag der Tag der Vergeltung, wenn ich solchen auch nicht mehr erleben sollte.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Aus alten Tagebüchern.

Zweiter Band.



Aus alten Tagebüchern.

Im Anschluß an

„Eine deutsche Bürgerfamilie,“

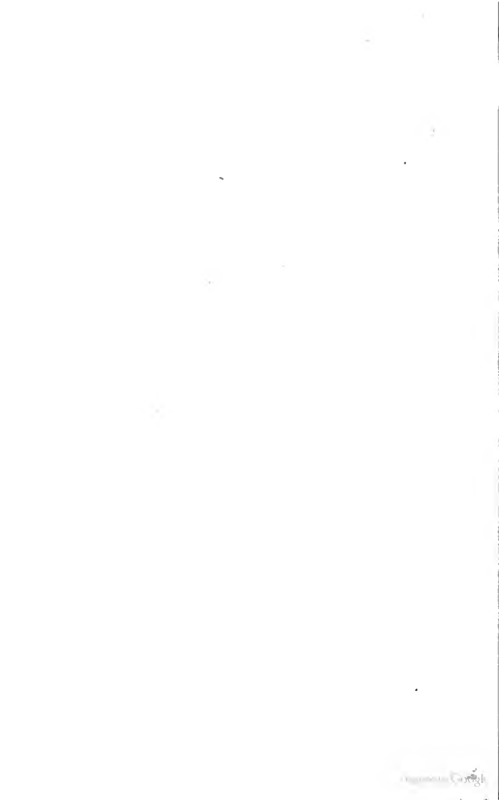
bearbeitet

von

Julius von Wickede.

Zweiter Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1868.



Inhaltsverzeichniß.

Seite

Fünftes Capitel.

Erstes Capitel.

Das Leben in Ostfriesland. Hochzeitsfeierlichkeiten bei der zweiten Heirath des Generals von Blücher. Meine eigene Verlobung und acht Jahre spätere Verheirathung. Militärische Studien und angenehmes Leben in Aurich. Beurlaubung nach Pommern. Meine Geschwister daselbst. Die Besitznahme des Fürstbisthums Münster durch die preußischen Truppen, und originelles Benehmen des Generals von Blücher dabei. Schlechte Stimmung der Münsteraner gegen uns Preußen. Meine Ernennung zum Hauptmann und meine Verheirathung. Die Mobilmachung und der Ausmarsch im Sommer 1805. Besitznahme von Hannover.

Ein höchst vergnügtes Fest war es, als ich im Herbst 1796 der Hochzeitsfeier unseres Generals von Blücher mit dem Fräulein Amalie von Colomb in Aurich beiwohnen konnte. Das muntere, echt kameradschaftliche Wesen des Generals ließ ihn bei allen Officieren die unter seinem Commando standen, so außerordentlich beliebt sein, daß beschlossen wurde, diese Hochzeit

möglichst zu feiern. Schon am Tage vorher ritten sechzehn Cavallerieofficiere, die größtentheils dem von Blücher'schen Husarenregimente angehörten, ein glänzendes Carroussel; acht von ihnen waren in altfranzösische, acht andere aber in altpreußische Uniform gekleidet, und diese hielten nun ein Ringelstechen und einen Zweikampf mit stumpfen Säbeln unter einander, und schossen später im Vorübergaloppiren mit der Pistole scharf nach einem aufgestellten Mohrenkopf. Eigentlich war es bestimmt, daß der General von Blücher diesem ganzen Schauspiel als Zuschauer, auf einem Balkon neben seinem Fräulein Braut sitzend, beiwohnen sollte. Als aber das Ringelstechen und das Schießen nach dem Mohrenkopf begann, da ließ sein lebendiges Blut sich nicht länger zügeln. Er befahl, daß man ihm sein Paradepferd, einen sehr schönen echt türkischen Grauschimmelhengst, bringen solle, küßte seiner Braut, dann sehr chevaleresk die Hand und eilte nun in die Bahn hinab, um sein schnaubendes Roß zu besteigen und sich unter die Reiter zu mischen. Und siehe da, der General war mit der Gewandteste von Allen und wußte mit dem Degen die meisten Ringe herabzuholen und im Vorübersprengen am Häufigsten

den Mohrenkopf mit der Pistole zu treffen. Nur ein junger Cornet von den Dragonern von Platen, zeigte doch eine noch größere Sicherheit im Stechen und Schießen als der General, und Beide machten nun noch eine Extrawette um zehn Louisd'or, wer innerhalb einer Stunde die meisten Ringe herabholen und den Mohrenkopf zum Fallen bringen wolle. Zwar mußte das volle kostbare Mittagsmahl deshalb um eine ganze Stunde verschoben werden, und viele Speisen verbrannten, allein so etwas kümmerte den General von Blücher in seiner Reiterpassion nicht im mindesten. Bei dieser Wette entschied sich nun, daß der Cornet von Platen vier Ringe mehr gestochen und den Kopf einmal häufiger getroffen hatte als der General von Blücher. Letzterer ließ ihm nun die Ehre seine Braut zur Tafel führen, und er mußte bei Tisch den Ehrenplatz einnehmen, während der General selbst am unteren Ende unter die jungen Officiere sich setzte. Am andern Morgen bei der Hochzeit, waren auch die beiden ältesten Wachtmeister, Unterofficiere und Husaren von dem Theile des von Blücher'schen Husarenregiments, welches in der Nähe lag, mit in die Kirche zu gehen geladen und auf ausdrücklichen Wunsch des Generals mußten

sie auch mit an der Hochzeitstafel sitzen. „Diese braven Leute haben mir mein Generalspatent mit ihrem Blute erkämpfen helfen, und es ist nicht mehr wie billig, daß sie auch an meinem Ehrentage mit uns zusammen essen," soll der General von Blücher zu seinem Schwiegervater, dem Präsidenten von Colomb gesagt haben, als dieser anfänglich einige Einwendungen machte, daß zwei gemeine Husaren mit an der Hochzeitstafel sitzen sollten. Am Abend schloß dann ein großer Ball die ganze Feierlichkeit, und der General obgleich schon ein angehender Fünfziger, tanzte bis zuletzt mit dem Eifer und der Unermüdlichkeit eines jungen Fähnrichs. So war damals der später so berühmte Feldmarschall von Blücher, der Marschall Vorwärts von uns Preußen, und man konnte keinen lebenslustigeren, oft vielleicht sogar etwas zu sehr über den Strang schlagenden, dabei aber auch allgemein bei Militär wie Civil beliebteren Reitergeneral sehen, wie gerade ihn. Wir Artillerieofficiere hatten an dem Abend des Hochzeitstages ein großes Feuerwerk veranstaltet, und da ich stets eine gewisse Liebhaberei für die Feuerwerkskunst gehegt und solche viel getrieben habe, so ließ ich die verschlungene Namenschiffre A. v. C. (Amalie von

Colomb) und L. v. B. (Leberecht von Blücher) in Brillantfeuer erglänzen, was mir viel Beifall und von dem General einen kräftigen Händedruck und die Worte: „Danke vielmals Kamerad von der Artillerie. Wahrhaftig, Ihr Artilleristen seid doch ganz verfluchte Kerle, und könnt Kunststücke machen, an die wir Husaren freilich nicht heranreichen. — Na Jeder sein Theil, und wenn es dem Dienst des Königs gilt, dann Alle zusammen!" eintrug.

Mir ist diese Hochzeitsfeier des Generals von Blücher in Aurich deshalb stets so lebhaft im Gedächtniß geblieben, weil ich dazumal auch meine spätere liebe Gattin zum ersten Mal erblickte. Sie war die Tochter eines alten pensionirten Hauptmanns von Schulenburg, der in Emden beim Zollwesen eine Anstellung hatte, und ein liebes herziges Mädchen von kaum siebzehn Jahren, die mit ihren blauen Aeuglein gar so vertrauungsvoll und heiter in die Welt blickte. Gar manches Jahr verging aber noch, und viele harte Kämpfe aller Art hatte ich zu bestehen, bis es mir durch eiserne Ausdauer endlich gelang, im Jahre 1805 meine geliebte Emma an den Traualtar führen zu dürfen.

Während wir auf der Demarcationslinie

standen, starb auch unser bisheriger König Friedrich Wilhelm II., und sein Sohn und Nachfolger, Se. Majestät Friedrich Wilhelm III. bestieg am sechzehnten November 1797 den preußischen Königsthron. Es steht mir als getreuen Unterthan und gar Officier gewiß nicht zu, irgendwie ein ungünstiges Urtheil über den hochseeligen König Friedrich Wilhelm II. hier niederschreiben zu wollen, allein so viel weiß ich, ein Friedrich der Große war er nicht, und hätte ein kräftigerer Monarch im Jahre 1792 unser Heer befehligt, so wären wir entschieden in Paris als Sieger eingerückt und hätten dem ganzen französischen Revolutionsschwindel ein kräftiges Ende gemacht. Unsern neuen König und Herrn hatte ich bereits während der Belagerung von Mainz und dann in dem Rheinfeldzug von 1794 wo er sich bei den Truppen befand, häufig in allergrößter Nähe zu sehen, Gelegenheit gehabt, und war auch einigemal der besondern Ehre gewürdigt worden, von ihm bemerkt und freundlich angeredet zu werden. Es war ein ernster, stiller, etwas schweigsamer junger Mann, aus dessen Zügen Ehrlichkeit, Geradheit und eine kräftige männliche Gesinnung unverkennbar hervorleuchteten. Was man eigentlich populär nennt,

war er im Heere nicht, denn dazu war er zu abgeschlossen und wortkarg, und zog sich stets so viel er nur konnte aus größeren Gesellschaften zurück, daher die meisten Soldaten, ja selbst viele Officiere ihn kaum kannten. Alle welche ihm näher standen, waren aber des höchsten Lobes über ihren Gebieter voll, und es wird selten wohl ein Monarch von seiner ganzen Umgebung aufrichtiger geliebt worden sein, als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Sein Name ist bis auf die fernste Zukunft eng verknüpft mit der Geschichte unseres Vaterlandes, denn unter ihm sank Preußen durch die Jenaer Schlacht 1806 und dem Tilsiter Frieden 1807 auf die tiefste Stufe, die es jemals einnahm und schien auf immer dem Untergange verfallen zu sein, erhob sich aber 1813—15 urplötzlich wie neu verjüngt, zu strahlendem Glanze und vorher nie besessener Macht und Kraft.

Als wir am zwanzigsten November unserem neuen Monarchen auf dem Marktplatze von Aurich den Fahneneid schworen, hielt der General von Blücher, seiner Neigung nach, bei dieser Gelegenheit wieder eine kräftige und schwungvolle Rede. Es war gleichsam, als sei eine Art von prophetischem Geiste über ihn gekommen, als er zum

Schluß sprach: „Vor ein paar Jahren sind wir leider nicht bis Paris gelangt, allein gebt nur acht, über kurz oder lang werden wir doch noch dorthin kommen," bei welchen Worten die Truppen in ein jubelndes Hurrah ausbrachen. Es hieß später, daß der französische Gesandte in Berlin sich über diese Rede beschwert und Blücher einen Verweis von unserem König deshalb erhalten habe.

Ich lebte nun das nächste Jahr noch friedlich und ohne weitere Begebenheiten welche der Aufzeichnung werth wären, in Aurich und den anderen ostfriesischen Städten fort, und trieb mit Eifer und Aufmerksamkeit meinen Dienst, wie es mir Pflicht und Neigung zugleich geboten. Die Feldzüge der Franzosen, die von so vielen glänzenden Siegen begleitet waren, verfolgte ich mit dem größten Interesse und lernte viel daraus. Mit noch sechs bis acht anderen Kameraden hatten wir einen Verein gegründet, in dem wir uns Landkarten von den Kriegsschauplätzen und dann Zeitungen und sonstige Kriegsgeschichten und militärische Bücher kauften, und nun allwöchentlich ein- bis zweimal auf der Stube von Einem von uns zusammen kamen, und dort Alles, was sich über die neuesten Kriegs-

ereignisse bezog, gemeinschaftlich lasen und zugleich die Märsche und Stellungen der Truppen auf den Landkarten verfolgten. Wir vertieften uns in diese Beschäftigung so sehr und hielten mit solchem Eifer militärische Discussionen, daß wir oft bis Mitternacht beisammen blieben. Als Bewirthung durfte vorgeschriebener Weise nichts gegeben werden als einfaches Bier und Schwarzbrot, Butter und Käse, und höchstens ein Stück Schinken, was dann aber schon als ein besonderer Luxus galt. So blieben wir von jeglicher Verschwendung die auch zu unseren beschränkten Geldmitteln schlecht gepaßt haben würde, fern. Diese Vereinigungen bestanden die Winter von 1797—98 und hatten eben so viel Angenehmes wie Nützliches. Das militärische Genie des Generals Napoleon Bonaparte erregte schon damals unsere höchste Bewunderung, und wir stellten ihn einstimmig den größten Feldherren aller Zeiten gleich und prophezeiten ihm die glänzendste Zukunft. „Der oder Keiner taugt dazu, im Innern von Frankreich wieder Ordnung herzustellen und die Franzosen mit der eisernen Kraft zu zügeln, welche dies wetterwendische, unzuverlässige, demoralisirte Volk bedarf," sagte uns schon zu jener Zeit der damalige

Hauptmann von Valentini, der sich später einen so bekannten Namen erworben hat. Nächst Napoleon interessirte uns der russische Feldmarschall Suwaroff am meisten, und sein kühner Zug über die Alpen aus Italien erregte unsere höchste Bewunderung. Ein Kamerad von mir und ich selbst hatten damals in Berlin um die Erlaubniß gebeten, uns der russischen Armee als Volontärs anschließen und so gegen die so bitter gehaßten Franzosen kämpfen zu dürfen, doch war uns dies sehr kurz abgeschlagen worden. Auch die Feldzüge der Oesterreicher verfolgten wir stets mit dem größten Interesse, und wenn wir auch die zähe Ausdauer und die beharrliche Tapferkeit bewunderten, mit der sich die österreichischen Truppen unausgesetzt und trotz der fast beständigen Niederlagen, welche sie erleiden mußten, schlugen, so mußten wir uns doch über die schlechte Führung die sie fast in der Regel hatten, oft weidlich ärgern. Selbst in dem oft so überschwenglich gepriesenen Erzherzog Carl vermochten wir keinen Feldherrn ersten Ranges zu erkennen, und stellten in rein militärischer Hinsicht die meisten französischen Corpsgenerale weit höher. Namentlich Massena ist ein entschieden ungleich tüchtigerer Feldherr als der Erzherzog Carl.

Für mich als Artillerieofficier hatte die Vervollkommnung der Artillerie, die besonders von dem Consul Napoleon Bonaparte dem ehemaligen Artillerielieutenant, so ungemein gefördert wurde, natürlich das größte Interesse. Es ist wirklich ungemein viel was gerade Napoleon für die Artillerie gethan hat, und wie man ihn sowohl in theoretischer wie in praktischer Beziehung, als einen Reformator der Artillerie, mit dem eine neue Periode dieser Waffe beginnt, betrachten muß. Leider folgten wir in Preußen hierin dem französischen Beispiel nicht im allermindesten, und die Artillerie blieb nach wie vor das Stiefkind des Heeres, was von den einflußreichsten Autoritäten und besonders auch von dem General von Rüchel und dem unfähigen Fürsten Hohenlohe auf das Aeußerste vernachlässigt wurde. Fast auch nicht die mindesten Verbesserungen geschahen bei unserer Artillerie, und trotz der großen, in der Praxis schon bewährten Fortschritte welche die Franzosen in ihrer Artillerie bereits gemacht hatten, blieben wir immer nach wie vor auf der gleichen Stufe stehen, welche wir unter Friedrich dem Großen eingenommen hatten. Gab es doch Persönlichkeiten, besonders in den Garderegimentern zu Berlin, welche einen

Artillerie-Officier kaum als ihren Kameraden anerkennen wollten und sich in ihrem Hochmuth sogar schon zu der albernen Aeußerung hatten hinreißen lassen, daß der Feldwebel der Infanterie eigentlich gleich mit dem Lieutenant der Artillerie rangiren müsse. Daß ein Artillerie-Officier in der preußischen Armee bis zum General avancirte, gehörte zu den allerseltensten Ausnahmefällen. So war denn unsere Artillerie in der Tüchtigkeit ihres Materials und der schnellen Manövrirfähigkeit, entschieden weit hinter der französischen zurückgeblieben, als wir 1806 in den Krieg zogen, und wir konnten uns im schnellen und sicheren Schießen und gewandten Manövriren mit den meisten Batterien die Napoleon in seinem Heere hatte, nicht vergleichen. Dieser schlechte Zustand unserer Artillerie hat auch die schlimmsten Folgen gehabt und manche empfindliche Niederlage, die Preußens Heer in den unglücklichen Kriegsjahren von 1806 bis 1807, erleiden mußte, hatten wesentlich mit ihren Grund darin, weil unsere Artillerie sowohl an Zahl der Geschütze in beträchtlicher Minderzahl gegen die französische stand, als auch in ihren Fortschritten entschieden hinter dieser zurückgeblieben war. Bei der Reorganisation der preußischen Armee

in den Jahren von 1808 bis 1812 wurden diese früheren Versäumnisse auf das Glänzendste wieder nachgeholt, und der Artillerie in jeder und besonders auch gar in geistiger Hinsicht die große Aufmerksamkeit gewidmet, auf welche sie mit vollem Fug und Recht Anspruch machen durfte. Wie das Heer Preußens dem edlen Scharnhost in jeder Hinsicht zu dem größten Danke verpflichtet ist und diesen wirklich selten begabten Mann als seinen Hauptreformator betrachten muß, so verdankt auch die Artillerie gerade vorzugsweise ihm, und dem rastlosen Eifer, womit er trotz aller noch so mannigfachen Hemmnisse, ihre Reformirung zu betreiben wußte, ihre Wiedergeburt. So waren die Batterien, mit denen wir 1813 in den Krieg ziehen durften, trotzdem daß die Ausrüstung aus Mangel an Zeit wie Geld oft eine etwas sehr dürftige und mangelhafte genannt werden mußte, doch ungleich besser als die von 1806, und besonders auch in der geistigen Ausbildung der Officiere und dem Stolz der Mannschaften auf ihre Waffe war außerordentlich viel geschehen. Die trefflichen Früchte dieser Bemühungen haben wir in den unsterblichen Feldzügen von 1813 bis 1815 gesehen. Da ja mehrere Angehörige unserer Familie in der Ar=

mee des Königs von Preußen dienen, und ich selbst die Freude habe, daß Zwei meiner eigenen Söhne sich dem Waffendienst und zwar in der Artillerie als Lebensberuf widmen wollen, so habe ich diese kleine Bemerkung absichtlich in unserer Familienchronik niedergeschrieben, in der Hoffnung, daß sie solche mit Interesse und vielleicht auch nicht ganz ohne Nutzen lesen werden.

Im Jahre 1799 erhielt ich das Commando, ausgediente Soldaten nach Stettin zu bringen und Rekruten und Pferde von dort her wieder mit zurückzuführen. Da ich seit dem Frühling 1793, als ich zur Belagerung von Mainz commandirt war, meine Heimath nicht wieder gesehen hatte und ich bei dieser Gelegenheit zugleich einen vierwöchentlichen Urlaub erhielt, so erfreute mich dies Commando ganz ungemein. Zwar gefiel es mir in Ostfriesland je länger ich nun schon dort war, stets immer besser und besser, aber mein Geburtsland Pommern zog ich doch weit vor. Es ist doch ein ganz eigenes, köstliches Gefühl die Heimathsliebe, und jeder Mensch der nur ein warmes Herz in seiner Brust hat, wird die Stätte, wo seine Wiege stand, stets jedem fremden Lande, und mag solches auch sonst noch so schön sein und noch so mannigfache Vorzüge

aller Art besitzen, weit vorziehen. So ergeht es mir auch mit meinem Pommern, wo ich auch weilte und welche Garnison mir der Befehl meines Königs auch anwies, nach meiner pommerschen Heimath fühlte ich stets ein reges Verlangen und preise es als eine Gunst des Schicksals, daß ich jetzt hoffentlich den Rest meiner Tage daselbst verleben darf.

Meinen Urlaub brachte ich abermals zum größten Theil bei meiner Schwester Clara, die den trefflichen Pastor geheirathet hatte, zu. Meine Schwester war wohl etwas stärker und röther im Gesicht, und ihr Mann dagegen hagerer und blasser geworden, die Zahl der Kinder hatte sich nur um zwei vermehrt, und mein kleiner Pathe, der damals noch auf dem Stocke im Hause umherritt, war inzwischen ein derber Junge geworden, dem es das größte Vergnügen gewährte, die Bauernpferde in die Schwemme zu reiten, sonst traf ich im Großen und Ganzen auf dem Pfarrhofe doch Alles noch in gleich erfreulichem Zustande an, wie ich ihn vor sechs Jahren verlassen. Ein gleich zufriedenes, stilles Glück herrschte noch immer daselbst, und wahre Gottesfurcht, Einfachheit der Sitten, warme Nächstenliebe und frohes Familienleben hatten als köst-

liche Penaten ihren Sitz unter dem alten moos-bewachsenen Strohdache aufgeschlagen. Es war ein ungemein anheimelndes Daheim, und ich freute mich, daß gerade meine Clara die mir von allen meinen Schwestern doch immer am nächsten gestanden hatte, da wir auch schon der Jahre wegen, als Kinder stets vorzugsweise viel beisammen gewesen waren, ein solch glückliches Loos in diesem Erdenleben getroffen hatte. Da um diese Zeit meine Liebe zu meiner späteren Gattin Emma von Schulenburg, schon immer klarer hervortrat und auch ich selbst hoffen durfte, mir die Gegenliebe des lieblichen Mädchens erworben zu haben, so empfand ich oft ein äußerst sehnsüchtiges Gefühl nach einem gleich stillen Plätzchen, um mir eine traute Häuslichkeit daselbst gründen zu können. In solchen Stunden bereute ich es wohl sehr, daß ich nicht dem Wunsche meines Vaters gefolgt und ein Theologe, statt nun ein Soldat geworden war. Hätte ich Theologie studirt, so wäre ich wahrscheinlich schon in den sichern Hafen eines guten Landpfarrers eingelaufen gewesen und hätte heirathen und mir ein glückliches Familienleben in bescheidener Einfachheit gründen dürfen. Daran war aber in meinem jetzigen Soldatenstand vor-

erst nicht zu denken; denn bevor ich nicht Hauptmann war erhielt ich den Heirathsconsens nicht, da zu jener Zeit, und zwar auch mit vollem Rechte, die Verheirathung der Lieutenants außer in ganz seltenen Ausnahmefällen wenn sie nicht ein sehr beträchtliches Privatvermögen besaßen, nicht gestattet war. Aber wenn ich es auch wirklich bis zum Hauptmann gebracht und mir dadurch die Erlaubniß erwirkt hätte, eine Frau nehmen zu dürfen, so konnte ich mir eine eigene Heimathsstätte, wie solche ein Landpfarrer in so schöner Weise besitzt, doch niemals gründen. Ganz abgesehen von dem Ausmarsch in den Krieg, war ich als Officier doch stets einem wechselnden Aufenthalt ausgesetzt und der Schiller'sche Vers: „Er hat auf Erden kein bleibend Quartier," fand auch seine volle Anwendung auf mich. Ob ich in Königsberg oder Aurich, in Wesel oder Glogau in Garnison kam, hing lediglich vom Zufall ab und ein häufiger Wechsel stand dabei mir nur in zu gewisser Aussicht. Solch ein wechselnder Aufenthaltsort zerstört aber leicht jede häusliche Behaglichkeit, vertheuert die Kosten des Familienlebens ungemein und erschwert besonders die Erziehung der Kinder, denen dadurch auch

ein festes Heimathsgefühl so leicht für ihr ganzes ferneres Leben verloren geht.

Solche Gedanken kamen mir wohl mitunter, wenn ich jetzt unter den blüthenbedeckten Bäumen des Pfarrgartens umherging und es mir ausmalte, welch schönes Gefühl es sein müsse. solche Bäume nicht allein pflanzen, sondern auch von deren Früchten essen zu dürfen. Wenn ich dann aber wieder bedachte, was das Heer schon Alles für Preußen gethan hatte, und wie durch seine Kraft und Tüchtigkeit mein Vaterland Ruhm und Ansehen gewonnen, und sein Name mit hohen Ehren in allen Welttheilen genannt wurde, dann freute ich mich doch sehr, daß ich ein Officier geworden war und nun mit Leib und Seele meinem Ehrenstande angehören dürfe.

Auch meine anderen Geschwister soweit solche in Pommern lebten, sah ich bei diesem Urlaub, und wenn ich auch mit meiner jüngeren Schwester Riekchen in manchen Lebensfragen nicht sehr harmonirte und mit mehreren ihrer Handlungen nicht sonderlich einverstanden war, so freute ich mich doch sonst ungemein über dies Wiedersehen.

Als ich wieder aus Pommern nach Aurich zurückkehrte, that ich nun allmählich ernstere



Schritte um die Hand des Fräuleins Emma von Schulenberg. Daß ich sie mit ganzem treuem Herzen aufrichtig liebte, wußte das junge Mädchen, obgleich ich es ihr niemals gesagt hatte, und auch mir schien es, als ob ich hoffen dürfe, mir ihre Liebe zu gewinnen. Auf einem Sylvesterball im scheidenden Jahre 1799 gelang es mir endlich, ihr das Geständniß meiner Liebe zu machen und auch von ihr in holder Verschämung die Worte zugelispelt zu bekommen, daß sie mich wieder aufrichtig liebe und wenn ihre Eltern es gestatteten, für immer die Meine sein wolle. Kaum durfte wohl irgend ein Mensch glücklicher und mit seligeren Hoffnungen für die Zukunft erfüllt in das neue Jahrhundert eingetreten sein, als dies bei mir der Fall war, und noch jetzt, nach achtzehn Jahren wo ich diese Zeilen niederschreibe, entsinne ich mich lebhaft, mit welchem inneren Jubel ich fast die ganze Nacht auf den Straßen von Aurich umherlief, bis das anbrechende Morgenroth mich daran erinnerte, daß der erste Tag des Jahres 1800 jetzt begonnen habe. Hatte mir meine Emma nun auch ihr Jawort gegeben und mich dadurch so hoch beglückt, so waren doch noch große Schwierigkeiten zu besiegen, bevor wir vor dem Trau=

altar dem Bunde unserer Herzen die kirchliche Weihe ertheilen lassen durften. Zuerst war hierbei dringend nothwendig, daß ich es schon bis zum Hauptmann gebracht hatte, und dies konnte selbst im glücklichsten Falle erst in einigen Jahren geschehen. Abgesehen davon daß ich als Lieutenant gar keinen Heirathsconsens erhalten hätte, fehlten uns noch die pecuniären Mittel, um ohne die Hauptmannsgage einen eigenen Hausstand gründen zu können. Ich selbst besaß gar kein Vermögen, und meine Braut durfte auch nur auf ein nicht allzugroßes Erbtheil rechnen. Außer diesen Geldverhältnissen hielt es aber auch voraussichtlich sehr schwer, die Einwilligung der Eltern meiner Braut zu erlangen, da diese ja dem adeligen, ich aber nur dem bürgerlichen Stande angehörte, und zwischen dem Adel und Bürgerthum damals noch eine größere Kluft herrschte, als dies nach 1813—15, was hierin so Vieles ausglich, jetzt bei uns in Preußen der Fall ist. Der alte Hauptmann von Schulenburg mit dem ich zuerst sprach, sagte mir mit soldatischer Freimüthigkeit, daß ein adeliger Schwiegersohn ihm zwar auch ungleich lieber als ein bürgerlicher gewesen sein würde, er mich aber sonst aufrichtig achte und schätze, und mein

preußisches Officierspatent in seinen Augen vollkommen einen Adelsbrief ersetze, so daß er für seine Person mir seine Einwilligung zur Verbindung mit seiner Tochter gerne ertheilen wolle, sobald mir eine Hauptmannstelle solche gestatte. Ungleich ungünstiger war aber meine zukünftige Schwiegermutter und deren übrige Verwandte, welche Alle einer sehr adelsstolzen Familie angehörten, gegen mich gesinnt. Diese sträubten sich längere Zeit auf das hartnäckigste, es zuzugeben, daß ihre Tochter einen Bürgerlichen, und wenn solcher auch ein Officier sei, heirathen dürfe, und gar als meine Emma einige Monate, nachdem sie mir ihr Jawort gegeben hatte, Gelegenheit gefunden, einen sehr reichen und vornehmen und dabei auch rechtschaffenen Grafen der um ihre Hand anhielt, zu heirathen, begannen die Kämpfe von Neuem mit vermehrter Hartnäckigkeit. Es wurde kein Mittel gespart, um meine Braut zu überreden, ihr mir ertheiltes Jawort wieder zurückzunehmen, da noch keine öffentliche Verlobung stattgefunden habe, und eine Reihe der unerquicklichsten und widerwärtigsten Familienscenen, an welche ich jetzt gar nicht mehr zurückdenken mag, zog sich einige Jahre hindurch fast unausgesetzt fort. Dadurch

ist mir mein sonst so schöner Brautstand oft nicht wenig getrübt worden, obgleich freilich auf der andern Seite die Festigkeit und Unerschütterlichkeit mit der trotz aller Ueberredungen, Drohungen und allen möglichen sonstigen Mitteln meine Emma mir ihre Treue bewahrte, mich hoch beglücken mußte. Selbst als ich von Aurich versetzt, das edle Mädchen fast zwei Jahre gar nicht sehen konnte, hielt sie unerschütterlich an mir fest, und nichts vermochte sie wankend zu machen. Die wahre treue Liebe eines edlen Mädchens ist doch nebst dem Gefühl der eigenen Pflichterfüllung mit der kostbarste Schatz, den ein Mann sich in diesem Erdenleben nur erringen kann. Heil Allen, denen Gott der Herr solch unendliches Glück bescheerte! es kann sie mit frohem Trost bei gar manchen Widerwärtigkeiten und Bedrängnissen, von denen keines Menschen irdisches Leben jemals verschont sein wird, erfüllen. Zu meinen größten Wünschen gehört auch, daß meine Söhne, wenn ihnen im reiferen Lebensalter dereinst Gelegenheit geboten wird, in den heiligen Stand der Ehe zu treten, ein gleich edles, wahrhaft weiblich gesinntes Wesen heimführen können, als ihre Mutter es stets als Braut wie als Gattin gewesen ist.

Die politischen Ereignisse hatten es inzwischen herbeigeführt, daß Preußen einiges Gebiet am linken Rheinufer leider an die französische Republik abtreten mußte und dafür anderweitige Entschädigungen erhielt. Solch Gebietsumtausch, wie er in den Jahren bis 1814 so vielfach durch die Franzosen bewirkt wurde, hat mir stets auf das äußerste mißfallen, und meine Seele betrübte sich oft nicht wenig besonders als wir in Folge des Wiener Congresses, das alte kernhafte, so durch und durch treu gesinnte Ostfriesland leider an dies neugebildete Königreich Hannover abtreten mußten und dafür einzelne Landestheile erhielten, die sowohl ihrer Lage wie auch der Gesinnung ihrer Bewohner nach, nicht im Mindesten zu Preußen paßten.

Ich für meine Person ward nun zuerst von Aurich nach Minden versetzt, und wenn ich selbstverständlich auch nach ersterer Stadt, wo ich das Theuerste, was ich auf Erden mein nennen konnte, zurücklassen mußte, eine große Sehnsucht empfand, so gefiel es mir doch sonst in Minden ganz gut. Besonders die freundliche Gegend ringsum, die zu so vielen Ausflügen zu Fuß und Pferd, von denen ich stets ein großer Freund gewesen bin, verlockte, fand ich so recht

nach meinem Geschmack. Der nahe Teutoburger Wald zog mich sehr an, und da ich zufällig im Winter und Frühling von 1801—2 weniger durch meinen Dienst in Anspruch genommen ward als dies sonst für gewöhnlich der Fall war, so betrieb ich historische Studien mit lebhaftem Eifer und suchte zu erforschen, wo denn eigentlich die große Römerschlacht, in der Arminius die römischen Legionen des Varus besiegt haben sollte, stattgefunden habe. Da ich, Dank sei es dem trefflichen Unterrichte meines seligen Vaters, noch immer ein guter Lateiner war, der seinen Tacitus genau und fertig las, so kam mir dies bei solchen historisch-geographischen Studien vortrefflich zu statten. Ich kann überhaupt meinen Söhnen und allen Angehörigen unserer Familie, welche sich dem Officierstande widmen wollen und später vielleicht diese Zeilen lesen sollten, gar nicht dringend genug den wohlgemeinten Rath ertheilen, auch fernerhin nicht ihre geistige Ausbildung zu versäumen und, sobald der Dienst, der selbstverständlich allem Uebrigen unbedingt vorangehen muß, ihnen die Muße dazu läßt, irgendwie Privatstudien zu treiben. Jeder-Officier der nicht eine höhere geistige Ausbildung besitzt, als wie das glücklicherweise jetzt in

Preußen eingeführte Officiersexamen solche fordert, wird bald eine große innere Leere empfinden und oft in Verlegenheit sein, womit er die freie Zeit die der Dienst ihm übrig läßt, ausfüllen soll. So lange er jung ist, wird er sich dann nur zu häufig in den Wirthsstuben umhertreiben und oft aus Langeweile ein Spieler, Trunkenbold oder Mädchenverführer werden und so an seinem Geldbeutel, seiner Gesundheit und, was noch schlimmer ist, seiner Moralität gar argen Schaden erleiden. Kommen aber die Jahre, wo Geld und Kraft zu diesen nichtigen äußeren Vergnügungen fehlen, und werden solche Officiere dann noch pensionirt, daß der Dienst nicht mehr einen beträchtlichen Theil ihrer Zeit ausfüllt, so wissen sie oft aus Langeweile nicht, wie sie dem lieben Gott nur den Tag abstehlen sollen, sind selbst die unglücklichsten und unzufriedensten Menschen und plagen ihre Umgebung durch ihre steten Nergeleien und ihre Sucht, sich um alle Kleinigkeiten zu bekümmern, oft nicht wenig. Wenn so viele ältere Officiere ein so elendes Dasein führen und allgemein als die unleidlichsten Gesellschafter denen Jeder möglichst gerne aus dem Wege geht, angesehen werden, so liegt die Schuld vielfach darin, daß diese Herren es

versäumten, sich in ihrer Jugend eine geistige Ausbildung zu verschaffen, von deren Früchten sie dann im höheren Alter zehren können, und daß ihnen der hohe Genuß den wissenschaftliche Arbeiten und geistige Thätigkeit verschafft, stets ein völlig unbekannter geblieben ist. Mögen die Glieder meiner Familie diese Worte eines alten Mannes die aus vielfacher Lebenserfahrung hervorgegangen sind, nur stets so recht beherzigen.

Im August des Jahres 1802 erhielt ich den Befehl, wieder in die alte Stadt Münster die jetzt an Preußen gefallen war, mit einzurücken. Der inzwischen zum Generallieutenant beförderte Blücher hatte das Commando dieses Einmarsches, und eine geeignetere Persönlichkeit, um diese neuen Landstriche jetzt in Besitz zu nehmen, hätte unser König schwerlich finden können. Nirgends wohl in ganz Deutschland war man damals antipreußischer gesinnt als in dem streng katholischen Münster, wo gewöhnlich ein österreichischer Erzherzog als Fürstbischof seinen Sitz gehabt hatte. So konnten wir denn nur des schlechtesten Empfanges daselbst gewärtig sein. Dieser Einzug am dritten August, gerade am Geburtstag unseres Königs bot mit das komischeste Schauspiel dar, welches mir in meinem Leben jemals vor-

gekommen ist, und ich werde solches nie wieder vergessen.

Wir kamen gegen Mittag an der Grenze des münsterschen Gebietes an. An der Spitze ritt der Generallieutenant von Blücher in großer Galla-Uniform seines Husarenregiments, von seinen Adjutanten und einigen anderen Officieren umgeben. Hinter ihm her folgten drei Schwadronen Blücher'sche Husaren, dann kam ich mit vier Geschützen, und nun folgten zwei Bataillone Infanterie. Es war eine glühende Sonnenhitze und so hatten wir vorher eine gute Stunde in einem Wirthshaus an der Straße, wo trefflicher Rheinwein war, gerastet, und Blücher dabei nicht wenig getrunken wie dies damals seine Gewohnheit war, so daß er sich in einer äußerst angeheiterten Stimmung befand.

Als wir an den Grenzpfahl, wo das fürstbischöflich münstersche Gebiet anfing, ankamen, sahen wir dort ein Häuflein Stadtsolden in den münsterschen Farben zu beiden Seiten des Weges aufgestellt. „Potz Schwerenoth, die verrückten Kerle wollen sich doch nicht am Ende unserem Einmarsch mit den Waffen in der Hand widersetzen und gar auf uns schießen? Da hört doch Alles auf," rief Blücher lachend und sprengte

allein gegen diese Stadtsoldaten vor. In deren Mitte stand aber eine lange hagere Gestalt, ganz in eine alterthümliche schwarze Amtstracht gekleidet, eine allmächtige weiße Perrücke bis auf die Schulter niederhängend, ein Actenstück in der Hand. Es war dies der Notarius publicus Doctor utriusque juris Boermann, eine in Münster sehr bekannte angesehene Persönlichkeit, welcher vom Domcapitel in Ermangelung des abwesenden Fürstbischofs, den Auftrag erhalten hatte, ein feindliches Protestationsprotokoll gegen unseren Einmarsch vorzulesen. Nun hatte der General von Blücher schon während der Demarcationslinie eine Zeit lang in Münster in Garnison gestanden, und da er stets mit aller Welt bekannt war, so hatte er auch mit diesem Notarius, der einen guten Weinkeller besitzen und gerne eine Partie Tarok spielen sollte, viel verkehrt. Als er nun seinen alten Bekannten jetzt in diesem feierlichen Aufzug hier neben dem Grenzpfahl stehen sah, errieth er sogleich, was dieser für eine Absicht hege, und kam ihn nun mit vieler Schlauheit in ungemein komischer Weise hierin zuvor. Er sprang schnell vom Pferde, schritt auf den Notarius zu, schüttelte ihm freundschaftlich die Hand und sprach dann, bevor dieser

nur zu Worte kommen und mit der Vorlesung seiner Urkunde beginnen konnte: „Ah, mein alter Freund das ist ja zu liebenswürdig von Ihnen, daß Sie sogar bis hierher entgegengekommen sind, um mich zu begrüßen. Na, ich hoffe, wir werden wieder recht gute Freunde bleiben und manche Partie Tarok miteinander spielen und eine Flasche alten Rheinwein dabei auszechen. — Und sogar ein Willkomms-Poem haben Sie hier mitgebracht? Nein, das ist doch von den guten Münsterschen zu viel Freundlichkeit! Aber lassen Sie man die Vorlesung bleiben es ist zu heiß dazu, und der Staub bleibt Ihnen in der Kehle stecken. Kommen Sie steigen Sie da man schnell in Ihre Kalesche, und dann wollen wir machen, daß wir möglichst bald in die Stadt hinein kommen, um einen kühlen Trunk zu thun, mich durstet schon verflucht. Und dabei ließ Blücher den verblüfften und überraschten Notarius gar nicht zu Worte kommen, complimentirte ihn schnell in seinen im Wege aufgefahren stehenden Wagen hinein, und nun mußten sich die Husaren in Trab setzen, und so mit Blücher an der Spitze, der fortwährend neben dem Wagen des Notarius ritt und unausgesetzt allerlei lustiges Zeug mit ihm schwatzte, in das Thor von Münster

hinein. Eine halbe Stunde später kam auch ich mit meinen vier Geschützen dort an, und bald nachher marschirte auch die Infanterie unter Trommelklang und Pfeifenschall in die alte Bischofsstadt ein. So war Münster von uns Preußen in den Besitz genommen, ohne daß die mindeste Protestation, Gewaltthätigkeit und Unordnung dabei vorfiel, und dies verdankten wir besonders dem Humor unseres Generals von Blücher, der vom ersten Tage bei seiner Ankunft bis zum Ausmarsch in den Krieg von 1806, stets eine ungemein beliebte Persönlichkeit daselbst blieb, obgleich er dem preußischen Ansehen gewiß niemals das Mindeste vergab. Er war und blieb aber stets freundlich und herablassend gegen Jedermann und suchte womöglich Alles durch einen humoristischen Scherz abzumachen. Dabei spielte und trank er nach wie zuvor, und hielt auf dem Schlosse zu Münster gar häufig sehr wilde Gelage ab, bei denen es nach Husarenart dann nicht wenig toll zuging. Obgleich nun schon zum zweitenmal verheirathet und ein mittlerer Fünfziger, konnte der Generallieutenant von Blücher oft in tollen übermüthigen Streichen mit dem jüngsten Cornet wetteifern, eine solche unbändige Lebenslust war in ihm und eine so

unverwüstliche Natur besaß er. Was Tausenden geschadet hätte, schadete ihm nicht im Allermindesten, und tolle Streiche die jeden andern General um Ansehen und Reputation gebracht haben würden, wurden bei ihm nur belacht. So entsinne ich mich noch, daß er einst nach einem unbändigen Trinkgelage ein ungesatteltes Pferd bestieg, und da gerade Jahrmarkt in Münster war, mitten zwischen den Buden umher jagte. Später sprengte er aus Uebermuth in einen hohen Haufen aufgeschichteter irdener Töpfe, die zum großen Gaudium der Straßenjungen krachend zerbrachen, hinein und beschwichtigte dann die auf das ergrimmteste schimpfende Töpferfrau, indem er ihr lachend eine Handvoll harter Thaler hinwarf. Solche und ähnliche Streiche machte er wiederholt, und doch war ihm selbst der stolzeste, münstersche Edelmann der sonst mit uns Preußen gar nicht verkehrte, gewogen, so ungemein liebenswürdig konnte er wieder im Umgange mit Herren und Damen sein, wenn er es darauf ablegte, diese für sich gewinnen zu wollen, und dies war jetzt hier der Fall.

Im Uebrigen war die Bevölkerung des ganzen Münsterlandes dazumal entschieden sehr antipreußisch gesinnt, und nahm die preußischen

Truppen möglichst unfreundlich auf. Besonders auch die hier sehr mächtige ultramontane Partei der katholischen Geistlichkeit, verketzerte die protestantischen Preußen förmlich und hatte es sogar mitunter soweit gebracht, daß die Leute sich bekreuzigten, wenn ein protestantischer preußischer Soldat in ihre Stuben eintrat, ja den Stuhl oder die Bank auf welcher dieser gesessen hatte, später sorgsam wieder abwischten, als sei das Geräth durch dessen Berührung beschmutzt worden. Der sehr stolze und eng zusammenhaltende münstersche Adel stand uns besonders feindselig entgegen. Es gehörte zu den allerseltensten Ausnahmen, daß so ein echter münsterscher Graf oder Freiherr mit einem preußischen Officier nur ein Wort sprach, oder seine Töchter auf den Bällen mit uns tanzten, und wenn wir Officiere auf Märschen oder bei größeren Uebungen auf den Schlössern dieser Edelleute einquartirt wurden, so verreisten diese so lange wir bei ihnen waren, oder aßen auf ihren Zimmern, um nur nicht mit uns in eine nähere Berührung zu kommen.

Unter solchen Umständen war unser sociales Leben in Münster gar nicht angenehm, und wir Officiere lebten nur unter uns und kamen mit

der übrigen Bevölkerung kaum in die allermindeste Berührung. Wir hatten daher, besonders anfänglich bevor wir uns mehr an diese Isolirung gewöhnten, oft eine große Sehnsucht nach dem wackeren Ostfriesland, wo die gesammte Bevölkerung uns Soldaten stets so gastlich empfing. Auch die ausgehobenen münsterschen Rekruten waren höchst schwerfällig und dienten sehr ungern, suchten auch bei jeder Gelegenheit wieder zu desertiren. Von sechzehn Münsteranern, welche ich im Sommer 1803 als Rekruten empfing, desertirten in den ersten Monaten neun Mann und liefen über die nahe holländische Grenze, während es zu den allergrößten Seltenheiten gehörte, das ein geborener Pommer von meiner Mannschaft desertirte.

Das frühere fürstbischöfliche Gebiet ist im Jahre 1814 wieder auf's Neue mit dem preußischen Staate vereinigt worden. Ich selbst bin seit dem Ausmarsche von 1805 nicht wieder dort gewesen, habe aber von Bekannten gehört, daß die Bevölkerung jetzt schon ungleich besser preußisch gesinnt ist und die Vorzüge dem großen, mächtigen Preußenlande anzugehören, weit mehr anerkennt, als dies früher geschah. Hoffentlich wird dies allmählich noch immer mehr zunehmen, und

das ganze Münsterland eben so treu preußisch gesinnt sein, als dies in Pommern und Schlesien der Fall ist. Die Münsteraner wie alle Westphalen, sind etwas langsam und zähe, und es dauert stets lange, bevor sie sich an Neuerungen gewöhnen oder gar für unbekannte Personen eine Zuneigung gewinnen, ist dies aber erst einmal geschehen, dann sind sie dafür auch desto treuer und zuverlässiger, und wanken und weichen nicht so leicht in ihren gegebenen Versprechungen.

So blieb ich denn fast zwei Jahre in Münster in Garnison und lebte still und ruhig, und nur in meinem Dienste fort. Eine eigene wissenschaftliche Officiersgesellschaft wie wir solche in Aurich gehabt hatten, wollte sich hier leider nicht gründen lassen, da die meisten Officiere nach dem schlechten Beispiele, was ihnen hierin unser General von Blücher gab, etwas zu leichtsinnig und locker lebten und den Karten und Flaschen mehr Zeit widmeten, als ihnen und ihrer Kasse zuträglich war. Mit einigen ernster gesinnten Kameraden, größtentheils wie ich in der Artillerie dienend, hatte ich mich vereint, um wissenschaftliche Studien zu treiben, was uns sowohl viele Belehrung, als auch manchen Genuß gewährte.

Da die Frau Mutter meiner Braut, die fortwährend die heftigste Gegnerin unserer Verheirathung geblieben war, im Jahre 1804 starb, so ward auch mein Verhältniß mit der Schulenburgschen Familie jetzt ungleich besser, als dies früher gewesen. So suchte ich denn jeden Urlaub, den ich nur irgendwie erhalten konnte, zu benutzen, um so oft als möglich nach Aurich zu reisen und mich des Umgangs meiner geliebten Braut zu erfreuen. Größtentheils machte ich die Reise zu Pferde, denn die Post ging nur allwöchentlich zweimal und bot dazu eine höchst unangenehme und langsame Beförderung, und um mit Extrapost zu reisen, besaß ich natürlich nicht Geld genug. Ich hatte mir ein ausrangirtes Husarenpferd, einen Russen aus der Südsteppe, für zwanzig Thaler gekauft, da dem sonst guten Thiere aus Unvorsichtigkeit beim Exercieren mit dem Säbel ein Ohr abgehauen war und es nun fortan ganz unbändig und gar nicht zu halten, sobald es nur merkte, daß die Säbel gezogen werden sollten, daher es für den Cavalleriedienst nicht mehr taugte. Auf diesem Schimmel bin ich oft bei grundlosen Wegen und abscheulicher Witterung in zwei Tagen von Münster nach Aurich geritten, dort einige Tage geblieben und

dann wieder in eben solcher Zeit zurückgeritten. Es waren dies zwar ungemein angreifende Ritte, doch was thut ein Bräutigam nicht Alles, wenn ihn der freudige Empfang einer lieben Braut erwartet, und ein süßer Kuß von rosigen Lippen seine Anstrengungen belohnt. Mein Schimmel bekam dann stets doppelte Haferrationen und blieb dabei trotz aller Strapazen gesund und munter. Konnte ich nicht zu meiner Braut reiten, so erfreuten mich dann die Briefe von ihr die ich regelmäßig alle vierzehn Tage empfing, in hohem Grade. Ich bin oft dem alten einbeinigen Invaliden, der dazumals in Münster das Amt des alleinigen Briefträgers versah, aus Ungeduld die halbe Straße entgegen gegangen, wenn ich einen Brief meiner lieben Emma erwarten durfte. Uebrigens hatte ich jetzt die sichere Hoffnung das geliebte Wesen bald die Meine nennen zu dürfen, denn ich war der Nächste zur Compagnie, und hatte ich erst eine solche, dann sollte unsere Heirath auch beschleunigt werden, damit unserer nun schon über achtjährigen Verlobung, ein Ende gesetzt würde. Ich ward nun nachgerade vierzig und meine Braut sechsundzwanzig Jahre alt, und so mußten wir denn bald in den Stand der heiligen Ehe

treten, wenn wir nicht Beide zu alt werden wollten.

Im Sommer des Jahres 1805 wurden die kriegerischen Aussichten so bedeutend, daß unsere Truppen mobil gemacht werden sollten, und bei dieser Gelegenheit ward ich denn endlich auch zum Hauptmann befördert und erhielt eine Compagnie. Jetzt sollte aber auch so schnell als möglich geheirathet werden, denn viel Zeit blieb mir nicht übrig, da unser Ausmarsch täglich zu erwarten war. Nur mit vieler Mühe und durch das persönliche Wohlwollen des Generals von Blücher, der stets mein besonderer Gönner blieb obgleich ich die wilden Trinkgesellschaften die er so liebte, ja leider selbst beförderte, niemals besuchte, erhielt ich einen achttägigen Urlaub zur Hochzeitsreise nach Aurich. Am elften Juli gab der Prediger unserem durch Treue schon angelobten Bund der Herzen, den Segen der Kirche vor dem Altar, und verschaffte mir dadurch ein Glück, für das ich unserem Gott, der mir solches in seiner Gnade verliehen hat, täglich in inbrünstigem Gebet meines Herzens meinen innigsten Dank ausspreche. Die Hochzeit selbst, so unaussprechlich glücklich wir jungen Eheleute auch waren, hatte sonst ein ernstes, fast trauriges Ge-

präge. Alle meine Bekannten, die in Aurich garnisonirenden Officiere, waren bereits mit ihren Truppen ausgerückt, daher der Polterabend und der Hochzeitsball, wie sonst damals noch allgemein üblich waren, fortfiel. Stand mir doch selbst die Gewißheit bevor, nur zwei Tage bei meiner geliebten Frau verweilen zu können und dann fort in das Feld marschiren zu müssen, was für ein junges Ehepaar wahrlich keine erfreuliche Aussicht genannt werden konnte. So fiel denn mancher trübe Schatten sogleich auf unser sonst so schönes Hochzeitsfest, und wir lernten die traurige Lage, in der sich unser Vaterland Preußen befand, so recht fühlen. Und doch, wer konnte damals die furchtbaren Schläge des Schicksals, welche ein Jahr später uns Alle treffen sollten, wohl nur im Entferntesten schon vorausahnen.

Zwei Tage verweilte ich in Aurich bei meiner jungen Frau, dann rief mich der Dienst des Königs wieder zu meinen Truppen zurück. Es ist keine Kleinigkeit, wenn eine Gattin ihren Mann schon zwei Tage nach der Hochzeit in das Feld marschiren lassen muß, und daß heiße Thränen dabei fließen, ist wohl natürlich. Meine geliebte Emma benahm sich aber mit wahrhaft be-

wunderuswürdiger Standhaftigkeit und zeigte, daß sie nicht allein die Frau, sondern auch die Tochter eines Soldaten sei.

So schnell ich konnte fuhr ich nun von Aurich, wo ich meine Frau zurückließ, wieder nach Münster zurück, denn da jeden Tag der Befehl zum Ausmarsch zu erwarten war, so hatte ich ganz ungemein viel zu thun. So lang auch die Julitage sind, so wollten sie doch kaum ausreichen, um alle meine Geschäfte zu besorgen, denn auf dem Hauptmann einer Batterie Artillerie welche mobil gemacht werden soll, lasten gar viele und dabei sehr verschiedene Pflichten, wenn er den Ehrenposten, auf den das Vertrauen seines Königs ihn gestellt hat, nur einigermaßen versehen will. Zu meiner großen Freude bekam ich aber einen tüchtigen Ersatz aus Pommern. Es waren größtentheils Leute aus der Gegend von Stettin und von den Inseln Usedom und Wollin, derbe vierschrötige Kerle, welche schon die Geschütze zu handhaben wußten, und dabei einen treuen Eifer für unsere schwarzweiße Fahne und einen großen Haß gegen die Franzosen zeigten. Leider waren die Fahrer und ihre Pferde lange nicht in gleich gutem Zustand als die Bedienungsmannschaft der Geschütze. Die

Fahrer waren größtentheils zwangsweise ausgehobene Bauersknechte aus dem Münsterschen, Leute, welche noch nicht dem mindesten preußischen Patriotismus besaßen und von denen man solchen auch eigentlich kaum erwarten durfte. So hatte ich denn mit der Faulheit, Ungeschicklichkeit, ja sogar oft dem absichtlich übeln Willen von nur zu vielen dieser Fahrer manches auszustehen, und obgleich ich stets ein großer Feind aller körperlichen Züchtigungen, wie sie damals ja noch so allgemein üblich in unserem Heere waren, gewesen bin, und nur in den allerseltensten Fällen den Stock gebrauchen ließ, so konnte ich hier doch nicht umhin, mitunter eine gehörige Tracht Prügel verabreichen zu lassen, gemäß dem alten Grundsatz, daß wer nicht hören will fühlen muß. Die Pferde vor meinen Geschützen kamen größtentheils aus den ostfriesischen Marschen, und wenn es auch große, starke Thiere waren, die ganz stattlich aussahen so lange sie Ruhe und gute Fütterung hatten, so taugten sie für die Strapazen des Feldzuges doch nicht das Mindeste, magerten erschrecklich ab und fielen im Jahre 1806 zu Dutzenden todt um.

Anfang August marschirte ich mit meiner Batterie aus Münster fort und kam zuerst nach

Osnabrück in Kantonnirungen. Der General-lieutenant von Blücher hielt vor dem Ausmarsch eine genaue Inspicirung über meine Batterie, und wenn er auch mit unseren Fahrübungen, die freilich nur äußerst mittelmäßig von statten gingen, gar nicht zufrieden war und über die faulen, ungeschickten Fahrer gehörig fluchte, so zeigte er mir doch sonst seine Zufriedenheit und meinte, daß wir gewiß gehörig auf die verfluchten Franzosen losknallen würden. So wie jetzt nur die Hoffnung eines Krieges mit den so sehr gehaßten Franzosen sich zeigte, war Blücher wie verjüngt. Er ließ seine wilden Spiel- und Trink-gelage sogleich aufhören, war den ganzen Tag unermüdlich thätig und inspicirte alle Truppen die fortmarschirten, auf das Genaueste. Besonders sein eigenes Husarenregiment, das jetzt ganz vereinigt war, nachdem bisher das eine Bataillon desselben vom Jahre 1796 an fortwährend in Stolpe in Pommern gestanden hatte, exercirte er selbst mit einem Eifer, als sei er der jüngste Rittmeister desselben.

Wir standen nun in und um Osnabrück in schlechten Kantonnirungen und erwarteten sehnsüchtig jeden Tag den Befehl, daß wir gegen die Franzosen in den Kampf marschiren sollten.

Mit empörendem Uebermuthe behandelte Napoleon, der inzwischen Kaiser geworden war, das Königreich Preußen und ließ seine Truppen durch das preußische Gebiet bei Baireuth marschiren, ohne daß er es für nothwendig hielt nur vorher eine Anfrage deshalb zu machen, oder sich später bei unserem Könige entschuldigen zu lassen. So etwas durfte Preußen, wenn es wirklich ein geachteter Großstaat bleiben und nicht zu einem kleinen, unbedeutenden Reichsfürstenthum herabsinken wollte, ganz unmöglich ertragen. So war denn auch kein Officier in der preußischen Armee, der nicht unsere Ehre für verletzt hielt und es dringend wünschte, daß wir solche durch einen Kampf gegen diese frechen, übermüthigen Franzosen wieder herstellen möchten. Dazu kam daß Oesterreich und Rußland den Krieg an den Kaiser Napoleon erklärt hatten und wir somit hoffen durften, in Verein mit mächtigen Bundesgenossen gegen diese übermüthigen Franzosen kämpfen zu können. Zwar war die Streitmacht, über welche der Kaiser Napoleon im Sommer 1805 gebot, so groß und trefflich organisirt, wie dies besonders in letzter Hinsicht später niemals wieder der Fall war, und sein Heer zählte Tausende von kriegserfahrenen energischen Officieren und

Hundertausende muthige und geübte Soldaten. Auch die süddeutschen Fürsten in Würtemberg und Baiern, die stets die gehässigsten Feinde von uns Preußen waren und gewiß keine Gelegenheit vorübergehen ließen, wenn sie dem preußischen Staate irgendwie Schaden zufügen konnten, hatten ihre Truppen mit den französischen wieder nach alter Gewohnheit vereinigt; doch fiel deren Hülfe weiter nicht viel in's Gewicht. Wollte unser König daher an Napoleon den Krieg erklären, so war der jetzige Zeitraum entschieden der günstigste, den wir nur jemals finden konnten, und bei energischer und rücksichtsloser Kriegsführung, so nach dem System unsers großen Friedrich's, konnten wir wirklich hoffen uns den Sieg erringen zu dürfen. So erwarteten wir denn in unseren engen Kantonnirungen täglich, ja stündlich den Befehl zur Eröffnung der Feindseligkeiten, und es war auch kein einziger Officier unter uns, der nur im Allermindesten daran gezweifelt hätte, daß solcher in der kürzesten Frist erfolgen werde, ja erfolgen müsse. Leider befanden sich aber damals unter den höchsten Rathgebern unsers Königs zwei Kerle, die kein Herz für die preußische Ehre besaßen; das waren die Herren Grafen Haug-

witz und Luchesini. Es mochten dies immerhin vornehme Diplomaten und gewandte Höflinge sein, denn dies kann ich nicht beurtheilen, aber der warme Sinn für die Ehre und den Ruhm Preußens fehlte ihnen, für Schande und Spott waren sie abgestumpft, und ich hatte in meiner Compagnie Hunderte von gemeinen Artilleristen, die unter ihrer groben Kommißuniform ein Herz besaßen, was ungleich höher für unsere vaterländische Ehre schlug, als dies bei solchen vornehmen Schuften in Berlin in ihrer goldgestickten Uniform hinten mit dem Kammerherrnschlüssel darauf, der Fall war. Und unser braver guter König, der sein Volk so sehr liebte und diesem so gerne die Drangsale des Krieges ersparen wollte, schenkte leider diesen Grafen Haugwitz und Luchesini sein Ohr, und der günstigste Zeitpunkt dem Kaiser Napoleon den Krieg zu erklären, ward dadurch für immer verpaßt.

So blieben wir denn von Woche zu Woche ruhig stehen, und aus der so dringend gewünschten Kriegserklärung ward nichts. So lange eine Königlich preußische Armee bestanden hat, wird schwerlich so viel und zuletzt so laut raisonnirt und geflucht und geschimpft worden sein, als dies jetzt geschah. Selbst bis unter

die Mannschaft erstreckte sich dieser unzufriedene Geist, und es war wirklich oft schwer, die strenge Disciplin zu handhaben. Der Ungezwungenste und Unbändigste in seinem Zorne war der Generallieutnant von Blücher, dessen Toben und Fluchen wirklich alle Grenzen der Mäßigkeit weit überstieg. Ich hatte eine dienstliche Meldung bei ihm in dem Badeort Pyrmont wohin er sein Hauptquartier verlegt, zu machen, und in seiner Freundlichkeit gegen mich lud er mich zu Tische. War das aber ein Geschimpfe und Getobe an dieser Tafel, besonders als der reichlich getrunkene Rheinwein die Zungen Aller erst mehr gelöst hatte. Anders wie „infame Hallunken" und „verrätherische Franzosenfreunde, die von Napoleon mit Geld bestochen wären," nannte Blücher die Grafen Luchesini und Haugwitz und noch einige andere vornehme Herren in Berlin gar nicht, und meinte wenn nur erst ein Dutzend von solchen Kerlen am Galgen hingen, würde es wohl besser in Preußen werden. So tobte der alte Herr wirklich manchmal fast wie ein Unsinniger umher, und so groß auch sonst meine Verehrung stets für ihn war und geblieben ist, wollte er mir in solchen Stunden doch gar nicht recht gefallen.

Nun, ob wir Soldaten nun auch murrten und brummten, es blieb sich dies am Ende ziemlich gleich, denn zum Kriege kam es im Jahre 1805 nicht mehr. Mit wirklich bewunderswürdigem Feldherrntalent, was auch sein größter politischer Gegner bei ihm anerkennen mußte, hatte der Kaiser Napoleon seine Heere aus dem Innern von Frankreich bis an die Donau geführt. Nach alter Gewohnheit manövrirten die österreichischen Generäle aber wieder herzlich schlecht, und manche k. k. Heerführer, und so besonders auch der Generalfeldzeugmeister von Mack, schienen die ersten Regeln der Strategie nicht zu kennen. So erlitten die k. k. Truppen so brav sich immerhin einzelne Regimenter schlagen mochten, denn Niederlagen über Niederlagen, und in schnellem Siegeszuge drangen die Franzosen bis nach Wien vor und eroberten selbst diese Stadt. Als wir in Osnabrück die Einnahme von Wien durch die französischen Regimenter erfuhren, da wußten wir auch daß es für uns Preußen jetzt mit dem Kriege vorbei sei. Hatten wir früher nicht losgeschlagen, als es noch rechte Zeit war, so wäre es eine Thorheit gewesen, wenn wir jetzt dem siegreichen Napoleon den Krieg erklären würden. So sehr ich es auch als preu-

sischer Officier der seine Fahne und sein Vaterland über Alles liebte, dies bedauerte, so freute ich mich zuletzt doch wirklich, dieser quälenden Spannung und Ungewißheit, ob es losgehe oder nicht, die mir Monate lang fast nur zu oft sogar meinen Schlaf gestört hatte, überhoben zu sein. So traf mich denn auch die Unglücksnachricht von dem glänzenden Siege, den Napoleon bei Austerlitz über die vereinigten Russen und Oesterreicher wieder erfochten hatte, ruhiger und gefaßter, als dies sonst wohl der Fall gewesen sein würde. Es schien, als ob es wirklich Gottes Wille gewesen wäre, daß Napoleon unbedingt der erste Soldat seiner Zeit, sich die allerglänzendsten Siege erst erkämpfen und auf den höchsten Gipfel seiner Macht steigen solle, um dann als wohlverdiente Strafe seines unersättlichen Ehrgeizes desto tiefer zu fallen.

So lange wir jeden Tag gewärtig sein mußten, den Marschbefehl für das Feld zu erhalten, konnte ich natürlich nicht daran denken, mir meine inniggeliebte Frau nachkommen zu lassen. Die Frauen gehören in das Haus und in die Familie, aber nicht in die Kriegslager, und ich hatte mich früher wohl schon so häufig über die Unsitte, wenn Frauen ihren Männern in das

Feld nachfolgten, ausgesprochen, daß ich selbst natürlich jetzt kein derartiges schlechtes Beispiel geben wollte. So bezwang ich die Sehnsucht nach meiner Frau auf das kräftigste und widerstand selbst ihren Bitten, daß sie mich in Osnabrück besuchen dürfe ganz entschieden, so schwer mir dies auch oft ward. Welche Thränen hätte es gegeben, wenn gerade während ihres Besuches bei mir der Marschbefehl gekommen wäre, und solche Scenen wollte ich mit Recht vermeiden.

Im December erhielt ich Befehl, mit meiner Batterie nach Hannover zu marschiren, da das ganze ehemalige Kurfürstenthum Hannover, jetzt vorläufig von Preußen in Besitz genommen war. Die Hannoveraner empfingen die preußischen Truppen mit nichts weniger als freundlicher Gesinnung, ja Manche zeigten unverhohlen ihre Abneigung gegen uns. Nun, an einen solchen unfreundlichen Empfang war ich ja von Münster her gewöhnt gewesen, und machte mir weiter nicht viel daraus. Ich that einfach meine Pflicht, war freundlich gegen die Bevölkerung so lange sich solche in den Schranken des Gesetzes hielt und durch ihre Abneigung gegen uns sich nicht zu Unordnungen und Tumulten hinreißen ließ. Geschah dies aber, so trat ich, soweit dies

in meinem Bereiche war, mit aller Entschiedenheit auf, denn in einem solchen Falle wäre mir allzu viel Nachsicht als eine unverzeihliche Schwäche welche unsere Gegner nur leicht zu einem immer größeren Uebermuthe verführen konnte, erschienen. So entsinne ich mich, daß ich bei einer Uebung eine Nacht in einem Dorfe unweit von Hannover in's Quartier kam. Die von einem früheren Beamten absichtlich aufgehetzten Bauern waren nicht allein höchst unfreundlich, sondern erlaubten sich sogar selbst Ungezogenheiten und suchten z. B. meinen Fahrern, als diese zur Tränke ritten, die Pferde scheu zu machen und unsere Posten mit Schimpfworten, ja selbst Steinwürfen zu insultiren. Solche Ungezogenheit verdiente eine exemplarische Strafe. Es glückte mir, ein halbes Dutzend der ungezogensten Bauernburschen ergreifen zu lassen, und ich ließ nun die Kerle in den sogenannten polnischen Bock spannen und in dieser höchst unbequemen Lage die ganze naßkalte Februarnacht hindurch neben den Geschützen im Freien liegen. Auch der Ortsschulze und noch einige ältere Bauern, die sich absichtlich widerspenstig betragen hatten, wurden arretirt und mußten die ganze Nacht im Freien stehen, bis ich sie dann auf Bitten ihrer

Weiber wieder laufen ließ. So oft ich später noch wiederholt mit meiner Batterie in dies Dorf in's Quartier kam, so fand ich doch niemals wieder Grund mich über die mindeste Ungezogenheit zu beklagen, sondern im Gegentheil Alle waren sehr zuvorkommend und thaten fast mehr als wozu sie verpflichtet waren. Die Strafe hatte doch gefruchtet.

Mit den vornehmeren Klassen der Bevölkerung in Hannover kamen wir preußischen Officier sehr wenig in irgend eine gesellige Berührung. Ich für meine Person sehnte mich auch nicht im allermindesten danach, denn jetzt, wo ein Ausmarsch in das Feld nicht so bald zu erwarten war, hatte ich meine liebe Frau mir nachkommen lassen, und wir verlebten unsere verspäteten Flitterwochen in der allergrößten Glückseligkeit, so daß wir uns auch durchaus nicht nach irgend einem fremden Umgang sehnten. Mußte ich mich doch oft gewaltsam aus meiner glücklichen Häuslichkeit losreißen, um den Umgang mit meinen Kameraden nicht ganz zu vernachlässigen, da ich es für die Pflicht jedes Officiers halte, einen recht kameradschaftlichen Verkehr zu pflegen. Wie ungemein gleichgültig konnte es mir also sein, ob uns die hannö-

versche Aristokratie mit freundlichen oder unfreundlichen Gesichtern ansah und im Geheimen über uns bürgerliche Officiere verächtlich die Nase rümpfte.

Es ist übrigens sehr viel Tüchtiges im hannöverschen Volke, und ich habe es stets aufrichtig bedauert, daß das Kurfürstenthum und spätere Königreich Hannover 1814 abermals mit England verbunden wurde und nicht für immer bei Preußen, wohin es seiner ganzen geographischen Lage nach unumgänglich nothwendig gehört, geblieben ist. Ist es nicht ein Unsinn, daß ein englischer König auch zugleich der Fürst eines deutschen Landes sein soll, und muß man es nicht mit Recht als einen Unsegen dieses abscheulichen Wiener Congresses betrachten, daß ein sogenanntes Königreich Hannover damals geschaffen wurde, und selbst das treue prächtige Ostfriesland und Hildesheim, Goslar und noch andere Gegenden, die früher niemals hannöverisch gewesen waren, mit diesem Zwitterkönigreich vereinigt wurden? Ich selbst werde ein solch freudiges Ereigniß wohl nicht mehr erleben, aber ich hoffe, daß meine Kinder noch dabei helfen, die schwarz-weiße Fahne für immer in Hannover aufzupflanzen. Ganz Norddeutschland muß zu Preußen gehö-

ren, und bevor dies nicht geschehen ist, hat der Staat Friedrich des Großen seine geschichtliche Bestimmung nicht erfüllt; das ist meine feste Ueberzeugung.

Zweites Capitel.

Rüstungen im Sommer des Jahres 1806. Schwankende Ansichten im Heere, ob es zum Kriege kommen würde. Zusammenziehung bei Paderborn unter dem General von Blücher. Marsch nach Gotha. Die preußische Hauptarmee in Erfurt. Der Herzog von Braunschweig und sein Generalstab. Der General von Rüchel. Planlose Leitung der Heeresführung. Se. Majestät der König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Louise. Besuch bei Goethe in Weimar. Der Zustand des Heeres vor der Schlacht. Beschwerliche Märsche am dreizehnten October. Der Vorabend vor der Schlacht bei Jena und Auerstädt.

Wir blieben nun den Frühling und Sommer des Jahres 1806 still in Hannover stehen, und ich konnte die Flittermonate meiner Ehe in ungestörter Ruhe verleben. Unbedingt rechne ich diese Zeit zu der glücklichsten Periode meines Lebens, denn es gewährt für einen Mann doch den höchsten Genuß, wenn er ein inniggeliebtes Weib nun ganz die Seine nennen und im ver-

trauten täglichen Verkehr immer mehr die reichen Vorzüge ihres Geistes und Herzens ergründen darf.

So glücklich ich nun auch in meinem Familienleben war, zumal meine liebe Frau mir im März das so erfreuliche Geständniß machte, daß sie Mutterhoffnungen fühle, so trübe gestalteten sich jetzt immer mehr die politischen Zustände meines Vaterlandes Preußen. Der Uebermuth des Kaisers Napoleon nach dem Gewinn der Austerlitzer Schlacht kannte bald keine Grenzen mehr, und er fing an Preußen, immermehr als einen Vasallenstaat von Frankreich zu behandeln. Wahrlich, es war dies eine zwar gerechte aber harte Strafe für die kleinliche Schwäche die uns verhindert hatte im Sommer 1805, als es noch gehörige Zeit war, mit aller Macht loszuschlagen. Es war nur hart, daß ein ganzes Land und unsere Armee für die Schwäche oder gar Verrätherei einiger erbärmlicher Kerle in Berlin jetzt so schwer büßen mußte, obgleich wir doch wahrhaftig keine Schuld daran trugen. So ließ der Kaiser Napoleon plötzlich im März 1806 die Landschaften Essen und Verden durch seine Truppen besetzen. Als der General von Blücher dies erfuhr, sandte er sogleich preußische Truppen

in überlegener Zahl nach Verden und Essen, so daß die Franzosen sich dadurch bewogen fanden, ihren Abzug zu nehmen. Und auch an sonstigen Treulosigkeiten und Gewaltthätigkeiten aller Art des Kaisers Napoleon, fehlte es nicht, und er schien es absichtlich darauf angelegt zu haben, Preußen zum Kriege zu reizen.

So schien der Kampf denn unvermeidlich, und im August des Jahres 1806 wurden wir wieder auf vollständigen Kriegsfuß gesetzt. Die Artillerie hatte übrigens noch von 1805 her ihre gesammte vollständige Mannschaft und auch den größten Theil der Pferde vor den Kanonen behalten, so daß wir nur neue Bespannung für den Train erhielten und überhaupt die ganze Mobilmachung ungleich schneller und weniger Arbeit erfordernd geschah, als dies ein Jahr vorher der Fall gewesen war. Leider erhielt ich jetzt zum Fahren der Munitionswagen, der Feldschmiede und aller sonstigen Wagen an fünfzig zwangsweise ausgehobene hannöversche Bauernknechte, und dies waren größtentheils höchst unzuverlässige Leute, die meiner Batterie später großen Schaden zufügten.

Der General Graf Schulenburg-Kehnert befehligte die preußische Heeresmacht in Hannover,

doch ward die Batterie, die ich commandirte, zu den Truppen in Westphalen, welche der General von Blücher befehligte, gesandt. Ich war hierüber ungemein erfreut, denn unter keinem mir bekannten General diente ich lieber, als gerade unter Blücher, und zu keinem hatte ich ein größeres Vertrauen, daß er unter allen Umständen und komme was da wolle, die Ehre unserer Fahne auf das entschiedenste vertheidigen würde, als gerade zu ihm. Es ist aber schon immer ein höchst beruhigendes Gefühl für jeden in das Feld marschirenden Soldaten, wenn er zu dem General, der das Corps dem er angehört, befehligt, ein besonderes Vertrauen besitzt.

So marschirte ich denn in den letzten Tagen des August mit meiner Batterie von Hannover nach Paderborn, wo der General von Blücher seine Truppen zusammenzog. Meine Frau, die meinen späteren ältesten Sohn Friedrich Wilhelm unter dem Herzen trug, begleitete mich bis Paderborn, dort mußten wir Abschied von einander nehmen, denn es war ausgemacht, daß meine Emma sich, so lange der Krieg dauern würde, wieder in Aurich bei ihrem dort als pensionirten Hauptmann lebenden alten Vater aufhalten sollte. Es war ein ungemein trauriger Abschied, und

meine arme, fast in Thränen aufgelöste Gattin wollte kaum von mir scheiden. Und auch ich mußte mich mit aller Kraft zusammennehmen, um meine Fassung zu behaupten und mich dem Schmerze nicht mehr hinzugeben, als sich dies für einen Mann geziemte. Dabei ahnten mir damals noch Beide nicht, welche schwere Schläge des Schicksals inzwischen unser armes Vaterland und somit auch uns Alle treffen sollten, bis wir erst nach Verlauf von zwei Jahren unser Wiedersehen feiern durften.

Hier in und um Paderborn herrschte nun wieder eine rege militärische Thätigkeit, und besonders auch der belebende Einfluß, den der General von Blücher auf alle Truppen die unter seinem speciellen Befehl standen, stets und unter allen Umständen auszuüben vermochte, war auch jetzt wieder unverkennbar. Dabei entging mir aber die traurige Wahrnehmung nicht, daß die Stimmung unseres Heeres lange nicht mehr so kriegsmuthig und vertrauungsvoll war, als dies noch im vorigen Jahre der Fall. Die nachtheiligen Folgen der vergeblichen Mobilmachung des vorjährigen Sommers spukten noch überall umher und äußerten den schädlichsten Einfluß. Viele Officiere glaubten daß es auch diesmal wieder

zu keinem ordentlichen Kampfe kommen, sondern das Ganze nur auf eine abermalige vergebliche Mobilmachung herauslaufen werde, und zeigten deshalb lange nicht den thätigen Eifer bei der Ausrüstung ihrer Compagnien und Bataillone oder Regimenter, als dies sonst ihre Pflicht gewesen wäre, die sie gewiß auch ein Jahr früher freudiger erfüllt hätten. Auch die abermaligen glänzenden Erfolge des Kaisers Napoleon im Feldzuge von 1805 gegen die Oesterreicher und Russen, und der großartige Sieg den er bei Austerlitz erfochten, hatten viel dazu beigetragen, den Glauben an sein Feldherrntalent, wie an die überwiegende Trefflichkeit des französischen Heeres noch zu erhöhen. So hatten gar manche Officiere einen, ich will nicht sagen verzagten, so doch kleinmüthigen Sinn und gingen mit dem Gedanken in den Feldzug, daß wir doch unter allen Umständen von den Franzosen besiegt würden. Solch ängstlicher Glaube der sich sogar allmählich bis auf die Mannschaft zu verbreiten anfing, war aber eine zu große Pflichtvergessenheit der betreffenden Officiere, die den härtesten Tadel verdiente. Ich selbst war stets im höchsten Grade empört, wenn ich preußische Officiere die frevelhaften Worte aussprechen

hörte, daß wir gewiß von den Franzosen würden besiegt werden, und äußerte dann meine Meinung über solch erbärmlichen Kleinmuth ganz unumwunden und ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen. Bei einer solchen Gelegenheit ward ich einige Tage vor unserem Ausmarsch so heftig und sprach mich so scharf gegen einen vornehmen jungen Reichsfreiherrn, der bei unseren Dragonern als Lieutenant diente, aus, daß dieser mich auf Pistolen fordern mußte. Jetzt beim Ausmarsch durften wir uns freilich nicht duelliren, denn dies wäre eine Pflichtvergessenheit gewesen, und so wurde bestimmt, daß wir uns gleich nach erfolgtem Friedensschlusse schießen sollten. Mein Gegner war aber Eins der ersten Opfer der Schlacht bei Jena, wo ihm eine feindliche Kanonenkugel den Kopf fortriß.

Mitte September brachen wir nun unter dem Befehl des Generallieutenants von Blücher aus der Gegend von Paderborn auf. Es herrschte damals noch viel zu viel Unzweckmäßigkeit in unserem Heere, und wir führten auch eine bei Weitem zu große Menge von Bagage bei uns, so daß unsere Marschfertigkeit dadurch ungemein gehindert wurde. Ich hatte mich schon in den Feldzügen von 1792—94 häufig über diesen

großen und schwerfälligen Train, den die preußische Armee mit sich umher schleppte, geärgert und stets gehofft, daß hierin Abänderungen getroffen würden, allein leider war dies nicht geschehen. Wir hatten überhaupt in den Jahren von 1795—1806 außer einzelnen, auch nicht sehr bedeutenden Abänderungen in der Uniform, sonst weiter gar keine Verbesserungen erhalten, und Alles andere war ganz unverändert beim Alten geblieben. Dies war aber leider ein sehr großer, unverzeihlicher Fehler, der sich nur zu bald auf das bitterste rächen sollte. Zwar bin ich auch keineswegs der Ansicht, daß man bei einem Heere fort und fort ändern und immer Neuerungen und sogenannte Verbesserungen einführen soll, da ja dadurch doch niemals eine feste Organisation zu Stande kommen kann. Ebenso muß auch das preußische Heer zu stolz sein und besitzt auch eine viel zu ruhmreiche Geschichte, um sich stets zu einem sclavischen Nachahmer von allen neuen Einrichtungen, die etwa bei den Franzosen, Oesterreichern oder Russen erfunden sind, machen zu dürfen. Allein wirklich als zweckmäßig schon bewährte Erfindungen und veränderte Einrichtungen, in der ganzen Organisation muß ein Heer stets auch bei sich einführen, und

darf niemals zurückbleiben, sondern muß mit der Zeit fortschreiten, oder seine Kriegstüchtigkeit vermindert sich durch solche Versäumnisse ganz bedeutend, mögen sich auch immerhin die einzelnen Officiere und Soldaten noch so trefflich schlagen, So hätten wir die Tüchtigkeit unseres Heeres entschieden ungemein dadurch vermehrt wenn wir den Franzosen manche in langjährigen Feldzügen bereits als trefflich bewährte Einrichtungen möglichst nachzuahmen gestrebt hätten. Napoleon Bonaparte war nun einmal der Regenerator des neuen Heerwesens und die französische Armee durch ihre unausgesetzten Feldzüge von 1793 an weit aus die kriegserfahrenste, und so hätte es uns wirklich keine Schande gebracht, wenn wir Manche ihrer Einrichtungen, die auch für uns Preußen ganz gut paßten, nun auch bei uns einführten. Wenn daher nur zu viele Officiere aller Grade stets sagten: „Wir Preußen dürfen den Franzosen nichts nachahmen, und Alles was Französisch ist, muß deshalb schon schlecht, und Alles was Preußisch ist gut sein,“ so war dies ein wirklich blödsinniges Geschwätz, welches man nur ihrer Dummheit und Unwissenheit zu Gute halten konnte. Aber auch manche höhere Officiere, so zum Beispiel auch der sehr einflußreiche General von

Rüchel, der sonst vielen natürlichen Verstand und große Kenntnisse besaß, waren von thörichtem Hochmuth verblendet, daß sie Alles was Französisch war, schon aus diesem Grunde verwarfen, und auch nicht das Mindeste nachgeahmt haben wollten. Unser Preußenkönig Friedrich der Große hatte gewiß ein vorzügliches Heer geschaffen, welches das Größte leistete und von keiner anderen Armee in ganz Europa erreicht, geschweige denn über troffen wurde, allein seit seinem Tode waren schon manche Jahre, in denen die Franzosen eine vollständige Umwandlung in der Kriegsführung herbeigeführt hatten, verflossen, und es war daher ein Unsinn Alles noch ganz unverändert so lassen zu wollen, als er es geschaffen hatte.

So war es in unserem Heere, mit dem wir 1806 in den Krieg gegen die Franzosen zogen, beschaffen. Leider war gar Vieles darin lange nicht so wie es hätte eigentlich sein sollen; diese traurige Ueberzeugung gewann ich auf dem Marsche immer mehr, je näher ich nun mit verschiedenen anderen Truppentheilen in Berührung kam. Besonders unsere Infanterie war ungleich schwerfälliger als die französische, die ich ja, während ich zu dem sogenannten Observationscorps gehörte, so oft gesehen hatte, und auch meine

eigene Waffe die Artillerie, stand besonders in ihrer schnellen Manövrirfähigkeit entschieden hinter der feindlichen zurück. Nun, ich als einfacher Hauptmann konnte natürlich dagegen nicht das Mindeste thun, sondern mußte mich begnügen auf das pünktlichste meine Pflichten zu erfüllen und meine Batterie stets in der möglichst besten Ordnung zu halten.

Was meine alte pommersche Bedienungsmannschaft anbetraf, so war ich ihrer vollkommen sicher und wußte daß ich mich unbedingt auf ihre Zuverlässigkeit und treue Tapferkeit verlassen konnte. Schneller mochten vielleicht die französischen Artilleristen feuern, allein in ruhigen und besonders sicheren Schüssen konnten wir es unbedingt mit ihnen aufnehmen. Unzuverlässig waren hingegen größtentheils die aus dem Münsterschen und Hannoverschen ausgehobenen Fahrer der Geschütze und noch mehr die der Munitionswagen, und ich hegte die Ueberzeugung, daß die Kerle größtentheils sowie eine ernstliche Gefahr kam und sie Gelegenheit fanden, ihre Pferde abschirren und damit fortreiten würden. Es war ein höchst peinliches Gefühl für mich, mit solchen unzuverlässigen Fahrern in den Krieg marschiren zu müssen, doch konnte ich es leider

nicht ändern. Wir hatten nun zuerst den Befehl, von Paderborn nach Frankfurt am Main zu marschiren, erhielten aber in Kassel eine andere Ordre und wandten uns gegen Gotha, wo ich mit meiner Mannschaft in dem unfern gelegenen Dorfe Siebleben einige Tage in's Quartier kam. Es war dort ein kleines Schlößchen, welches für uns Officiere sehr gute Quartiere darbot, so daß wir uns zuletzt noch recht auf die bald zu erwartenden Strapazen stärken konnten. Das Hauptquartier unseres Heeres stand in Erfurt, und hier befand sich auch der Herzog von Braunschweig, der speciell unter Sr. Majestät unserem König den Oberbefehl führen sollte. Als wir Officiere vernahmen daß dieser Herzog Ferdinand von Braunschweig das Obercommando erhalten hatte, waren wir Alle im höchsten Grade verstimmt darüber. Zwar hatte der Herzog unter Friedrich dem Großen als junger Officier persönlich sehr muthig gefochten, allein seitdem waren an vierzig Jahre vergangen, und er war körperlich alt und schwach geworden, und was noch schlimmer war, gar nicht mit der Zeit fortgeschritten. Schon in den Feldzügen gegen Frankreich in den Jahren 1792—93 hatte er sich bekanntlich als ein höchst mittelmäßiger Führer

gezeigt, und es war sein Fehler vornehmlich mit, daß wir nicht damals schon in Paris einzogen und diesem ganzen französischen Revolutionsschwindel ein baldiges wohlverdientes Ende machten. In den zwölf folgenden Jahren war der Herzog aber noch ungleich älter und stumpfer geworden, und noch weniger als früher dazu geeignet, dem Heere als Führer zu dienen. Dabei schenkte er leider sein Vertrauen nur allzusehr einzelnen gewandten Schwätzern und arglistigen Intriguanten und hatte in seinem Hauptquartiere mehrere sogenannte Generalstabsofficiere um sich versammelt, die unserm Heere nichts wie Schande und Spott brachten. Der Schlimmste von diesen Menschen war ein gewisser Obrist von Massenbach, ein geborener Würtemberger, der sich, ich weiß nicht durch welchen vornehmen Protector, in den preußischen Dienst hineingeschwindelt hatte. Dieser Mensch hat durch seine Unfähigkeit und albernen Projecte ungemein viel unserem Heere geschadet und war mit der Urheber des ganzen planlosen Feldzuges den wir jetzt begannen. Als es uns aber schlecht ging und diese furchtbare Katastrophe über unser armes Preußen kam, da war er der Erste der uns verließ und die infamsten, giftigsten und lügenhaf-

testen Pamphlete über unser Heer und gar über unsern König selbst zu schreiben wagte. Pfui über solche Menschen, es ist ein Unglück, daß sie sogar einmal gewürdigt worden sind, eine preußische Officiersuniform tragen zu dürfen. Auch noch andere Herren, die nichts wie Unheil und Verwirrung anrichteten, waren im Braunschweigischen Hauptquartier nur zu viele, so besonders auch ein Major von Pfuel, ebenfalls ein geborener Würtemberger, der da glaubte die Klugheit mit Löffeln gefressen zu haben und in der Theorie stets das größte Wort führte, und auf dem Papier den Napoleon viel hundertmal schlug, in Wirklichkeit aber nur ein höchst erbärmlicher Stümper in der edlen Kriegskunst war.

Ein ungleich tüchtigerer Feldherr als dieser Herzog von Braunschweig war der Feldmarschall von Möllendorf, der ihm zunächst befehligte. Er war leider nur zu hoch bejahrt und geistig zu stumpf und körperlich zu gebrechlich geworden, um seinen Platz zur Genüge ausfüllen zu können. Dabei war er ein persönlicher Gegner des Herzogs von Braunschweig und suchte schon immer aus Widerspruchsgeist gegen diesen, im Kriegsrath stets andere Pläne durchzusetzen. Dies brachte aber den großen Schaden, daß ein höchst verderb-

liches Schwanken im Obercommando herrschte und niemals ein fester Plan gefaßt, geschweige denn gar durchgeführt wurde. Im Uebrigen war aber der alte Feldmarschall von Möllendorf ein Ehrenmann durch und durch, der im siebenjährigen Kriege, besonders bei Leuthen als Hauptmann und bei Torgau als Oberst, Wunder der Tapferkeit gethan und in jeder Hinsicht als das Muster eines braven preußischen Officiers gelten konnte.

Den rechten Flügel, wozu unser Corps gehörte und der sich zuerst von Gotha bis nach Eisenach erstreckte, commandirte der General von Rüchel. Einen eitleren, mehr von sich eingenommeneren, intriguanteren und dabei gegen alle Untergebenen rücksichtsloseren General als diesen wird die preußische Armee wohl selten gehabt haben. Er war von dem schroffsten Egoismus und maßloser Eitelkeit, daher Alle die unter ihm dienten, ihn bitter haßten. Energie, Fähigkeiten und sehr große persönliche Tapferkeit kann man dem General von Rüchel im Uebrigen nicht absprechen, und hätte er den Oberbefehl geführt, so wäre dies entschieden ein Glück für uns Alle gewesen. Die Avantgarde des rechten Flügels befehligte der General von Blücher, und ich hatte

die große Freude, daß meine Batterie zu dieser Avantgarde beordert wurde. So geringe Erwartungen ich auch nach Allem, was ich bei unserem Heere sah und hörte, über den ganzen Ausgang des Krieges hegte, so durfte ich nun doch gewiß sein, daß wir unter dem General von Blücher entschieden nichts thun würden, was der preußischen Waffenehre zuwider war. Dies konnte doch schon immerhin ein Trost für mich sein.

In Erfurt sah ich auch Se. Majestät unsern König Friedrich Wilhelm III., den ich zuletzt 1795 gesehen hatte, wieder und hatte die Ehre, einige freundliche Worte von ihm zu bekommen. Der König sah ungemein ernst, ja selbst düster aus; schwere Zweifel und bange Sorgen schienen ihn zu drücken. Er soll noch stummer und in sich gekehrter gewesen sein, wie dies überhaupt schon in seiner Natur lag, und ich hörte von Officieren die in seiner Umgebung waren, daß er oft von den bangsten Ahnungen, dieser Krieg würde unglücklich ablaufen, gedrückt sei. An der Seite des Königs weilte seine edle Gemahlin die Königin Luise, die ich jetzt zum ersten Male zu sehen Gelegenheit hatte. Der Ruf ihrer großen Schönheit und unvergleichlichen Anmuth, verbunden mit echt weiblichem Sinne, strenger Sittsamkeit

und hoher Frauenwürde, hatte sich ja längst überall im ganzen Preußenreiche verbreitet, und so war ich nicht wenig gespannt gewesen, unsere edle Königin sehen zu können. Offen muß ich aber bekennen, daß der erste Eindruck, den sie auf mich machte, Alles was ich schon von ihr gehört hatte, weit überstieg. Solch eine Frau, die den Zauber der Schönheit, Würde und Anmuth in so seltener Weise in sich vereinigte als die Königin Luise, hatte ich noch nie in meinem ganzen Leben gesehen, und jetzt begriff ich wohl daß sie überall wo sie erschien, sogleich alle Herzen für sich im Sturme zu gewinnen wußte. Und dabei war sie die treueste Gattin, die sorgsamste und zärtlichste Mutter, und als in den furchtbaren Unglückstagen Alles in Preußen zusammenzubrechen drohte und selbst sonst im Kugelregen schon erprobte Männer zu verzweifeln begannen, da hat sie ihren Muth und ihr Vertrauen auch keinen Augenblick verloren und stand, wie das einer wahren Frau geziemt, stützend und aufrichtend ihrem Manne zur Seite. Wahrlich, sie war ein weibliches Wesen, wie es selten solche auf Erden gegeben hat, und mußte zu einer besonders glücklichen Stunde geboren sein. Und was hat diese Königin Luise, Alles leiden und erdulden müssen, und wie

furchtbar mußte gerade auf eine Frau, wie sie war, der jähe Sturz Preußens von seiner bisherigen Höhe und der empörende Hohn mit dem sie von Napoleon behandelt wurde, zurückwirken! Wahrscheinlich hat die Unglückszeit von 1806—9 nur zu erschütternd auf sie gewirkt und viel mit dazu beigetragen, daß sie einen so frühen Tod finden mußte und den neuen Aufschwung unseres Landes nicht mehr erleben konnte.

Einige Tage hatte meine Batterie ruhig in der Umgegend von Gotha im Quartier gestanden, als wir den Befehl erhielten, uns gegen Weimar in Marsch zu setzen. Bei dieser Gelegenheit verweilte ich fast einen ganzen Tag in Weimar und benutzte natürlich diese Gelegenheit, Goethe, der inzwischen zum Minister befördert war, einen Besuch abzustatten. Er nahm mich mit der früheren alten Freundschaft und Herzlichkeit auf, lud mich auch zu Tische und wir plauderten viel von den im Feldzug von 1792 in Frankreich und dann bei der Belagerung von Mainz gemeinschaftlich bestandenen Abenteuern. Im Uebrigen fand ich Goethe in einer sehr sorgenvollen, gedrückten Stimmung, wozu er als Minister des Herzogthums Weimar freilich auch alle Ursache hatte. Er war ein zu klarer Kopf und besaß eine zu gereifte Menschenkenntniß, als daß

er sich die ungemein vielen Gebrechen und Schwächen aller Art, die sich in unserem ganzen Heere und besonders nun gar in der obersten Leitung zeigten, nur im allermindesten verhehlen konnte. So hegte er denn nichts wie Angst und Besorgniß vor dem Ausgang dieses Krieges und prophezeite uns ein schlimmes Ende, worin ich ihm als preußischer Officier natürlich mit aller Entschiedenheit zu widersprechen für meine Pflicht hielt, obgleich ich in meinem Innern leider manche seiner Befürchtungen nur zu sehr theilte. Daß sich jetzt der Kriegsschauplatz in das Gebiet des Herzogthums Sachsen-Weimar hingezogen hatte, mußte Goethen, als Minister dort, sehr unangenehm sein, denn nicht allein, daß er selbst viel Plage und Arbeit dadurch hatte, so litt das Land ganz ungemein. Wenn auch die Disciplin in unserem Heere bis jetzt noch sehr strenge gehandhabt wurde, so war es doch nicht zu vermeiden, daß Unordnungen und Excesse in Menge vorkamen und manche Ortschaften hart mitgenommen wurden. Es ist wahrlich keine Kleinigkeit für ein Land, wenn ein starkes Heer wie das unsrige war, sich wochenlang daselbst aufhält und Speisekammer und Keller der Bewohner leert. Alle diese vielen Plagen und

Scherereien der verschiedensten Art, die dem weimarischen Lande jetzt erwuchsen und die Goethe, als Minister, besonders hart zu empfinden hatte, mochten ebenfalls wohl viel mit dazu beitragen, daß sein Unmuth über diesen ganzen Krieg und besonders auch die Art und Weise, wie solcher bisher von uns geführt wurde, ein so überaus heftiger war daß er ganz die Ruhe und Würde, die ihm sonst stets in so hohem Grade inne wohnte, darüber vergaß. Besonders hart tadelte er auch, daß wir nicht die Feinde in der Gegend südwärts des Thüringer Waldes selbst angriffen, statt wie es jetzt den Anschein hatte, uns nordwärts davon von ihnen angreifen zu lassen. So glaube ich, daß der Einfluß Goethe's wirklich dabei mit im Spiel gewesen ist, daß der Herzog Carl August von Sachsen-Weimar, der wieder in active preußische Dienste getreten war, es durchzusetzen vermochte, daß er mit einem auserlesenen Corps von zehntausend Mann Infanterie und Artillerie, wobei sich vier Batterien befanden, über den Thüringer Wald gesandt wurde, um den Feind, den wir damals noch immer zwischen Coburg und Bamberg vermutheten, in die Flanke zu fallen. Die Batterie, die ich commandirte, sollte anfänglich diesem Corps mit beigegeben werden, doch unter-

blieb dies, besonders aus dem Grunde weil die plumpen Marschpferde meiner Bespannung nicht für schnell und ausdauernd genug zu solchen Gewaltmärschen gehalten wurden. Ich muß gestehen, daß ich gar nicht mißvergnügt darüber war diesem Commando nicht beigegeben zu sein, da ich weit lieber unter dem Befehl des Generals von Blücher, als unter dem des Herzogs Carl August von Sachsen=Weimar stand, so ungemein persönlich liebenswürdig und gnädig dieser Fürst auch stets gegen mich gewesen ist.

Dieses zehntausend Mann starke Corps des Herzogs von Sachsen=Weimar, nahm an der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt am vierzehnten October keinen Antheil und stieß erst später bei Langensalza zu unserem Heere. Es wäre leicht möglich gewesen, daß die Anwesenheit dieser zehntausend Mann ausgesuchter guter Truppen der ganzen Schlacht eine ungleich bessere Wendung gegeben hätte. Schien es aber doch gleichsam bestimmt zu sein, daß in diesem Unglücksfeldzug Alles vom Anfang bis zum Ende mißlingen, aber auch nichts, gar nichts eine gute Wendung nehmen sollte.

Als ich mich am Abend von dem Geheimrath von Goethe verabschiedete, ließ dieser mir noch in

den Mantelsack den mein Pferd trug, zwei Flaschen mit einem besonders guten Liqueur den er aus Italien mitgebracht hatte, und einen kleinen silbernen Feldbecher als Angedenken stecken. Da ich meine Bleifeder verloren hatte und ihn um eine neue bat, schenkte er mir noch einen hübschen silbernen Bleifederhalter, den ich als Andenken noch jetzt besitze, während mir der kleine Feldbecher leider bald darauf bei dem unheilvollen Rückzug verloren ging.

Am zwölften October kam die Nachricht von dem unglücklichen Gefechte bei Saalfeld und dem muthigen Tode des Prinzen Louis Ferdinand zu uns, die wir zwischen Jena und Weimar in engen schlechten Kantonnirungsquartieren standen. Der Prinz Louis Ferdinand hatte an der Flucht seiner geschlagenen Truppen nicht theilnehmen wollen, sondern war als ein echter Sohn des Hohenzollern-Stammes, mit dem Säbel in der Hand gegen die Franzosen geblieben. Wohl ihm, daß er diesen schönen Soldatentod gefunden und damit gar manche Thorheiten seines früheren Lebens wieder ausgeglichen hat; sein stolzer Geist hätte die Schmach der nun beginnenden trüben Zeit doppelt schwer empfunden! Als diese Nachricht von dem Unglücksfall bei

Saalfeld bei uns eintraf, wollten wir sie anfänglich kaum glauben, da wir aber bald darauf ihre sichere Bestätigung empfingen, machte sie einen äußerst trüben und niederschlagenden Eindruck auf uns Alle.

Am Morgen des dreizehnten kam nun ganz unerwartet die Nachricht, daß die Franzosen über die Saale gegangen wären, das wichtige Defilee bei Kösen besetzt und die Stadt Naumburg in welcher große Magazine für unser Heer angelegt waren, eingenommen hätten. Das war denn eine gar böse Kunde, denn unsere ganze Stellung schwebte dadurch in der Luft, und der Feind vermochte leicht unsere Verbindungen mit Berlin und Leipzig abzuschneiden.

Ich selbst als Batteriechef hatte übrigens so viel zu thun, daß ich mich eigentlich um die weitere Strategie nicht viel bekümmern konnte. Es fing schon an, Futter zu mangeln, und ich mußte in einem Dorfe eine gewaltsame Requisition anstellen, um noch auf drei Tage den nöthigen Hafer für meine plumpen Batteriepferde zu erhalten. Auch die Unerfahrenheit meiner Fahrer zeigte sich jetzt wo wir dem Feinde gegenüber standen, immer mehr, und ich mußte die strengsten Befehle anordnen, um die

Kerle nur einigermaßen zu ihrer Pflicht zu bringen. Zwei Fahrer, Beides geborene Münsterländer, hart an der holländischen Grenze her, hatten sich in der Nacht ein Paar der besten Pferde heimlich fortgenommen, um damit zu den Franzosen zu desertiren. Glücklicher Weise wurden die Kerle von einer Husarenpatrouille noch erwischt und als Arrestanten zurückgebracht. Da das Standrecht bereits bei uns eingeführt war, wurden sie in den nächsten Stunden schon zum Tode verurtheilt und alsbald erschossen. Diese Strenge war nothwendig, um die schlechtgesinnten Kerle nur einigermaßen im Zaum zu halten. So verging wieder der dreizehnte October unter den mannigfachsten Geschäften, und ich wußte kaum, wie ich sie alle besorgen sollte. Da mir aus Erfahrung bekannt, daß ein Soldat mit leerem Magen sich stets schlecht schlagen wird, so suchte ich unter allen Umständen für meine Mannschaft Fleisch, Brod und Branntwein zu schaffen. Fleisch konnte ich nicht anders bekommen, als daß ich einem armen Bauern seine letzte Kuh aus dem Stall zog und solche schlachten ließ. Zwar jammerte die ganze Familie in Thränen um diesen Verlust, allein es half nichts, Noth kennt kein Gebot, und der Soldat im Felde muß

wider seinen Willen schon oft hartherzig sein. Um aber die weinende Familie doch etwas zu trösten, gab ich ihr außer dem Requisitionsschein noch etwa einen Louisdor, den ich freilich aus meiner Tasche bezahlen mußte.

Wir marschirten am Nachmittage des dreizehnten October über vier Stunden da meine Batterie befehligt war, zum Hauptheer zu stoßen, welches unter dem Befehle des Herzogs von Braunschweig unweit des Dorfes Auerstädt in eng zusammengedrängten Stellungen stand. Man erwartete hier den Hauptangriff der Franzosen und wollte deshalb möglichst viel Artillerie vereinigt haben. Als ich ungefähr zwei Meilen marschirt war, kam plötzlich wieder ein Ordonnanzofficier des Generals Blücher, der mir eigenhändig unterzeichneten Befehl brachte, sofort wieder umzukehren und bei seinem Corps zu verbleiben. So mußte ich denn wieder zurückmarschiren, hatte aber kaum auf engen, steilen Feldwegen, auf denen meine schweren unbehülflichen Marschpferde die das Bergsteigen nicht kannten, nur sehr schlecht vorwärts kommen, eine Meile marschirt, als ich abermals den Befehl erhielt, wieder umzukehren und schleunigst zur Vorhut des Braunschweig'schen Corps jenseits des

Dorfes Auerstädt zu stoßen. Ich führe dies hier nur an, da es im Kleinen zeigt, welche schwankende Leitung im Großen in unserem Heere herrschte und wie die verschiedensten Befehle sich stets kreuzten. Inzwischen war die Dunkelheit schon eingetreten, und dieser Nachtmarsch in den engen steilen Bergwegen äußerst beschwerlich, ja selbst gefährlich. Meine Stangenpferde waren an das Aufhalten nicht gewöhnt, die Fahrer kannten das Hemmen nicht, da sie alle aus dem Flachlande gebürtig waren, und so mußen wir denn beim Berghinunterfahren Stricke an die Hinterräder der schweren Geschütze binden und an diese dann die gesammte Bedienungsmannschaft anfassen lassen, um dadurch mit zu hemmen. Bei solchem Manöver riß bei der einen Kanone der Strick, das schwere Geschütz kam in's Rollen und Einer meiner besten Fahrer ward dabei so zerquetscht, daß er eine Stunde später unter furchtbaren Schmerzen den Geist aufgab; ein Anderer aber büßte zwei Finger ein. Auch zwei Hinterpferde wurden so beschädigt, daß ich sie sogleich erschießen ließ, da sie doch nicht wieder hergestellt werden konnten. Da ich die Gegend nicht kannte, so hatte ich Bauern aus den nächsten Ortschaften requirirt, die mit Laternen und

angezündeten Reisig- oder Strohbündeln neben den Geschützen hergehen mußten, um die Wege zu erleuchten. Diese Bauern wollten mir in der Nacht oft davonlaufen, und die Unterofficiere mußten gehörig mit den flachen Klingen darauf schlagen, um die Kerle nur vorwärts zu bringen.

So war die Mitternachtsstunde vorüber, als ich endlich mit meiner Batterie an den mir befohlenen Platz anlangte. Sowohl Menschen wie Pferde waren sehr ermüdet, hatten oft auch Quetschungen und leichte Verwundungen erhalten, am Geschirr war Manches zerrissen; kurz Alles war in schlechter Verfassung für die am nächsten Morgen mit Sicherheit zu erwartende Schlacht. Es half aber nichts, es mußte Alles so gut als möglich wieder hergestellt werden. Ich ließ den Pferden eine doppelte Haferration geben, obgleich Manche der Thiere aus Müdigkeit nicht fressen wollten, dann Feuer anzünden, wozu glücklicher Weise Holz in der Nähe war, alsdann Fleisch in den Feldkesseln kochen und Branntwein in die Fleischbrühe gießen, so daß alle meine Soldaten eine kräftige Abendmahlzeit erhielten und bald wieder guter Laune wurden. Alle Handwerker und wer sonst noch Zeit hatte,

mußten an den Geschirren und den Fuhrwerken und Rädern flicken und ausbessern helfen, so daß gegen vier Uhr Morgens Alles doch so ziemlich wieder in Stand war. Dann ließ ich die Mannschaft sich um die Wachtfeuer niederlegen um womöglich zuletzt noch ein wenig zu schlafen, welches sich auch bei den meisten von ihnen alsbald ermöglichte. Ich selbst schrieb auf einem Pferdeeimer als Schreibpult beim Licht der Stalllaterne noch einen kurzen innigen Brief an mein theures Weib in Aurich, den höchsten Schatz den ich auf dieser Erde besaß, indem ich Abschied von ihr nahm und sie der Gnade Gottes empfahl, wenn ich in der bald beginnenden Schlacht in meinem Berufe für meinen König und die Ehre unserer Fahne den Tod finden sollte. Den Brief übergab ich meinem treuen Burschen, der schon über acht Jahre bei mir diente, mit der Weisung, wenn ich aus der Schlacht nicht wieder zurückkehren würde, ihn der Feldpost zu übergeben.

Drittes Capitel.

Beginn der Schlacht bei Auerstädt am vierzehnten October. Die Stellung meiner Batterie. Heftige Kanonade mit den Franzosen. Planlose Leitung der Schlacht. Verschiedene Vorfälle beim Kampfe. Rückzug. Verwirrung im Dorfe Auerstädt. Die Nacht in Weimar, und häufige Auflösung der festen Disciplin des Heeres. Nachricht von dem Verlust der Schlacht bei Jena. Rückmarsch nach Sömmerda. Unser König. Fester Muth des Generals von Blücher. Meine Batterie wird zur Nachhut commandirt. Häufige Gefechte mit den Franzosen. Marsch über Nordhausen, Wolfenbüttel nach Sandow. Heftiges Gefecht beim Elbübergang. Der Obrist von York. Der Herzog Carl August von Sachsen-Weimar. Die schändliche Capitulation des Prinzen Hohenlohe bei Prenzlau. Der Marsch des Blücherschen Corps durch Mecklenburg.

So brach denn der vierzehnte October, mit der unglücklichste und verhängnißvollste Tag, den die Geschichte Preußens jemals gehabt hat, an. Ein dichter Herbstnebel verhüllte die Gegend so sehr, daß man nicht dreißig Schritte weit um

sich sehen konnte, als ich etwas nach sechs Uhr Morgens, die Pferde an das Geschütz anspannen und die Mannschaften antreten ließ. Glücklicherweise hatte ich noch Brod und Branntwein und so erhielt jeder Mann einen derben Schnitt Brod und ein Glas Branntwein zum Frühstück, und auch die Pferde bekamen noch etwas Brod mit Branntwein angefeuchtet, so daß sie recht bei Kräften sein sollten. Die Bestimmung meiner Batterie war, zu der vom General von Blücher befehligten Avantgarde zu stoßen. Zwar freute ich mich sehr über die Ehre, die hierin für mich und der Mannschaft lag, allein auf der andern Seite sah ich ein, daß meine Kanonen zu schwer und meine ostfriesischen Marschpferde zu plump und langsam waren, um mit der leichten Cavallerie der Avantgarde stets vorwärts kommen zu können. Neben mir hielt eine schlesische Batterie, die polnische Pferde hatte. Die Dinger sahen wie die Katzen im Vergleich zu meinen großen plumpen Gäulen aus, allein sie waren ungleich schneller und zäher, und ich hätte gern damit getauscht.

Es mochte wohl sieben Uhr sein, als der General-Lieutenant von Blücher mit seinem Stabe zu uns gesprengt kam. Wie sah der so frisch

und jugendlich heiter aus, und der feurigste Kampfesmuth strahlte aus seinem ganzen Antlitz. Er rief ein lautes freundliches „Morgen! Hauptmann — freut mir, daß ich Ihnen hier habe,“ und meiner Mannschaft rief er zu: „Morgen! Artilleristen — Na haltet Euch gut und knallt gehörig auf dies französische Rackerzeug los — heute giebt's noch heiße Arbeit.“ Mit diesen Worten war er schon in dem dichten Nebel seitwärts verschwunden; kaum fünf Minuten später hörten wir die Trompeten von einigen Cavallerie-Regimentern neben uns — sehen konnte man noch immer nichts, — das Signal zum Abreiten im Trabe geben, und bald rasselte die ganze Masse an uns vorbei. Jetzt kam auch ein Adjutant und brachte mir den Befehl, im Trabe an dreitausend Schritt vorwärts bis auf die Kuppe eines kleinen Hügels, den ich dort finden würde, zu fahren, dort abzuprotzen und mich zum sofortigen Feuer bereit zu halten. So schnell als möglich folgte ich diesem Befehl und ging nun im Trabe vorwärts. Kaum fünfhundert Schritte mochte ich vorgegangen sein, als plötzlich etwas über unseren Köpfen schwirrte und dann zwischen die Pferde eines Munitionswagens schlug, die Thiere und ihre Führer tödtend und verwundend. Es

war eine französische Granate, wie ich so-
gleich erkannte. Jetzt hörten wir auch vor uns
starken Kanonendonner und wußten also, daß
wir den Feinden entgegenfuhren. Von meinen
Fahrern wollten schon einige ganz ängstlich wer-
den, ja ein Kerl hatte sogar die Absicht, seine
Vorderpferde kurz herumzureißen, um zurückzu-
jagen. Glücklicherweise bemerkte ich dies aber
noch rechtzeitig genug und hieb dem Hallunken
mit der flachen Klinge so über den Kopf, daß
er vor Schmerz laut aufschrie. Da der Nebel
sich jetzt zu verziehen anfing, so konnte ich den
mir bezeichneten Hügel erkennen und trabte so
schnell die Pferde nur ziehen konnten darauf
los, um die mir befohlene Aufstellung bald zu
nehmen. Es gelang mir dies auch ziemlich schnell,
und es dauerte nicht lange, so war ich zum Feuern
völlig bereit, allein der Adjutant der mir den
Befehl dazu bringen sollte, ließ sich nicht sehen.
Mittlerweile hatte sich der Nebel wie ein Vor-
hang aufgerollt, so daß ich die ganze Gegend
rings um mich herum frei übersehen konnte.
So sah ich denn daß an achthundert Schritte
vor mir einige französische Batterien aufgefah-
ren waren, die ihr Feuer bisher auch noch auf-
gespart zu haben schienen, da der Nebel sie eben-

falls gehindert hatte, ein Ziel zu sehen. Kaum aber erblickten sie meine Batterie auf diesem Hügel, als sie auch sogleich ein heftiges Feuer gegen mich richteten und mir im Umsehen sieben bis acht Mann und wohl eben so viel Pferde zusammenschlugen und eine Kanone gänzlich demontirten. Mich hier nutzlos und unthätig beschießen zu lassen, war nicht in meinem Plane, und da der Adjutant mir die Ordre zum Beginn des Feuers noch immer nicht brachte, so ließ ich meine Batterie denn jetzt auf meine eigene Verantwortlichkeit zu feuern anfangen. Zu meiner großen Freude sah ich, daß meine Bedienungsmannschaft sehr ruhig und sicher feuerte und die braven Pommern auch nicht die mindeste Furcht vor den französischen Kugeln hegten, sondern im Gegentheil darüber lachten und ihre lustigsten Witze machten, wenn die Franzosen, wie häufig der Fall war, überschoßen und die Granaten über unsere Köpfe hinwegflogen. Desto schlechter benahmen sich aber Viele der neu ausgehobenen Fahrer und die Kerle wären gewiß jetzt schon gern davon gejagt, wenn ich nicht ein Paar Unterofficiere daneben gestellt hätte mit dem Befehl, den Ersten der fortlaufen wollte, sogleich mit der Pistole vor den Kopf zu schie=

ßen. Ich selbst befahl den drei Officieren die ich bei der Batterie hatte, lauter tüchtige bewährte Männer, ja darauf zu sehen, daß ihre Geschütze ruhig und sicher feuerten, da es nicht darauf ankomme, daß wir viele Schüsse in das Blaue knallten, sondern daß die Kugeln gut treffen. So hatte ich auch die Freude, daß wir den Franzosen zwei Pulverwagen in Brand schossen, die dann mit lautem Gekrache in die Luft flogen, was wir mit jubelndem Hurrah begrüßten. Leider ward gleich darauf dem einen Lieutenant von einem Granatstück der Kopf fortgerissen, so daß er todt zusammenstürzte. Auch sonst verlor ich Menschen und Pferde, da ich auf meinem Hügel dem Feuer von zwei französischen Batterien exponirt war. Dabei stand ich ganz ohne Bedeckung und wartete sehnsüchtig, daß die Schwadron Dragoner die zu meiner Bedeckung commandirt war, kommen sollte, allein dies geschah nicht. Der Rittmeister der sie commandirte, sagte mir später, daß er mich anfänglich in dem dichten Nebel nicht habe finden können und fehlgeritten sei, was nicht unmöglich erscheint, dann aber in die große preußische Cavallerieattake mit hineingerathen sei und diese nun mitgemacht habe.

Da sich der Nebel nun gänzlich verzogen hatte, so sah ich, daß an vierundzwanzig Schwadronen preußische Cavallerie, den alten Blücher an der Spitze, neben dem Dorfe Tauchnitz, wie meine Specialkarte es nannte, sehr ungestüm die französische Reiterei attakirten, und diese auch bald zurückwarfen. Die Franzosen flohen sehr schnell zurück und die Unserigen jagten mit hochgeschwungenen Säbeln nach, kamen dabei aber in das Feuer von fünf bis sechs französischen Batterien, die sehr geschickt auf einem Hügel unweit des Dorfes Hassenhausen aufgestellt waren, wobei dem General von Blücher sein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde. Jetzt kam unsere Reiterei in ziemlicher Unordnung wieder zurück, und die Franzosen, die sich inzwischen gesammelt hatten, folgten, gingen aber nun ebenfalls zu weit vor und bekamen einige preußische Geschützsalven daß sie gehörig auseinander stäubten. Ein französisches Kürassierregiment, was schon in sehr aufgelöster Unordnung war, kam bei diesem Zurückjagen bis auf dreihundert Schritte an unserer Bergkuppe vorbeigejagt und ich gab ihm einige Kartätschenschüsse mit auf den Weg, die gut einschlugen und manchen Reiter zusammenrissen. Bisher hatte sich das ganze

Gefecht fast nur auf eine gegenseitige Geschütz-Kanonade und Cavallerieattaken beschränkt, und außer einigen Plänklern bemerkte ich noch keine Infanterie. Plötzlich aber kamen große französische Infanteriemassen mit vieler Schnelligkeit aus einem Defilee hervormarschirt und stellten sich äußerst rasch und gewandt in Schlachtordnung auf. Auch von unserer Seite erschienen jetzt einzelne Infanterieregimenter, aber niemals größere Colonnen und zu meiner furchtbaren Ueberraschung konnte ich jetzt schon bemerken, daß eine planmäßige Leitung der Schlacht auf unserer Seite fehle, nichts im Zusammenhang geschehe und jedes Regiment fast immer auf eigene Faust fechte. In großer Ordnung und häufig sogar in festem Paradeschritt mit Trommeln und Pfeifen marschirten nun diese einzelnen preußischen Infanterie-Regimenter gegen die weit überlegenen Massen der französischen Infanterie vor, erhielten dann tüchtige Salven und zogen alsbald größtentheils in wilder Unordnung wieder zurück. Auf diese Weise konnten wir ganz unmöglich die Schlacht gewinnen, ja mußten dieselbe nothwendig verlieren; das konnte ich von meinem Hügel immer mehr bemerken, und ich kann gar nicht beschreiben, mit welch' tiefem in-

nern Schmerz mich diese Ueberzeugung erfüllte. Um meine Batterie bekümmerte sich Niemand mehr, ich schien ganz vergessen zu sein und habe während der ganzen Schlacht keinen Befehl erhalten. Der General von Blücher schien jetzt seine Cavallerie wieder von Neuem gesammelt zu haben, denn ich sah daß solche, obgleich schon in ungleich geringerer Zahl als früher, abermals gegen die feindliche Linie vortrabte. Mit großer Schnelligkeit und Sicherheit formirte das französische Fußvolk Quarrés und gab nun seine Salven gegen unsere Reiterei, daß diese bald wieder umkehrte und in ziemlicher Unordnung zurückjagte. Während nun dies Alles neben mir vorging, beschoß sich meine Batterie noch immer mit den ihr gegenüberstehenden französischen Batterien. So mochte dies Gefecht wohl schon an zwei Stunden gedauert haben, und meine Taschenuhr zeigte die neunte Stunde als ich bemerkte, daß unsere Truppen nochmals sich zu einem Angriff gegen die Franzosen sammelten. So viel ich mit meinem trefflichen kleinen Handfernglase erkennen konnte, schien es mir sogar als ob Seiner Majestät unser König persönlich diesen erneuten Angriff befehlige. Um nun so viel als möglich hierbei mitwirken zu kön-

nen, beschloß ich auf eigene Verantwortlichkeit, — denn Niemand bekümmerte sich um mich, — den Hügel mit meiner Batterie zu verlassen und noch mehr vorzurücken, da von hier aus meine Geschütze nicht bis zur französischen Infanterie reichten. Zwei Kanonen mußte ich schon zurücklassen, denn von der einen waren die Räder zerschossen, von der andern das Rohr durch eine französische Kanonenkugel so beschädigt worden, daß es zum Schießen nicht mehr zu gebrauchen war. An Mannschaft hatte ich acht Todte und elf Verwundete, an Pferden vierzehn bis fünfzehn Stück todt oder so schwer verwundet daß sie nicht mehr zu gebrauchen waren, verloren. Ich sandte nun schnell meine verwundeten Soldaten und Pferde zurück und ließ die übrig gebliebene Bespannung vor die andern Geschütze legen, wobei ich aber mit der Ungeschicklichkeit oder der Feigheit mancher meiner Fahrer welche sich scheuten weiter vorwärts zu fahren, viel Plage hatte und den Kerlen gehörige Hiebe mit der flachen Klinge über die Köpfe geben mußte, um sie anzutreiben. Meine alte pommersche Bedienungsmannschaft war aber noch voll Zuversicht und arbeitete mit dem rastlosesten Eifer, zumal als ich den Leuten zurief: „Sputet

Euch Kinder, wir kommen sonst am Ende gar zu spät und werden dann von den Infanteristen gehörig ausgelacht, daß wir nichts gethan haben."

So schnell als möglich fuhr ich nun den Hügel herunter, ging im Trabe sechs bis siebenhundert Schritte vor und protzte dann neben einer reitenden Batterie die sehr wacker auf die Franzosen schoß, ab, um ebenfalls mein Feuer zu beginnen. Ich hatte kaum mit meinen Geschützen einmal gefeuert, als der General von Blücher auf einem Trompeterschimmel von den Husaren reitend, in vollem Galoppe unmittelbar neben mir vorüber jagte. „Recht so — feuert nur gehörig drauf — ich hole neue Cavallerie und dann geht's wieder vorwärts gegen die Franzosen," rief er uns im Vorüberreiten zu.

Bei unserer jetzigen Position waren wir dem Tirailleurfeuer der französischen Voltigeurs sehr ausgesetzt, und ich verlor in kurzer Zeit mehrere Soldaten und Pferde. Zwar ließ ich mit Kartätschen gehörig dazwischen schießen, und wenn ich so einen Klump von Feinden traf, richteten meine Kugeln schon tüchtige Verwüstungen dazwischen an, allein gegen die einzelnen Plänkler konnte ich mit den Kanonen doch nicht viel aus-

richten. Ich war mit meinen Geschützen eben im besten Feuern begriffen, als ich plötzlich bemerkte, daß die Infanterie neben uns eine rückgängige Bewegung machte. Bald hieß es allgemein, der Herzog von Braunschweig der hier commandire, sei tödtlich am Kopfe verwundet worden, Niemand wisse die ferneren Dispositionen zur Schlacht, und so solle das Gefecht abgebrochen und der Rückmarsch über das Dorf Auerstädt angetreten werden. Wir sahen denn auch bald mehrere preußische Cavallerieregimenter, zwar schon ziemlich mitgenommen aber sonst noch in ganz leidlicher Ordnung an uns vorbeitraben. Unter diesen Umständen konnte meine Batterie natürlich hier auch nicht mehr halten bleiben, und da die reitende Batterie neben mir schon aufprotzte und dann im Trabe abfuhr, so beschloß ich ihrem Beispiele möglichst schnell zu folgen. Um aber den Franzosen ein allzu schnelles Nachdrängen zu verleiden, ließ ich noch einmal gehörig eine Kartätschensalve in ihre dicksten Haufen abfeuern und dann so schnell als möglich aufprotzen und fortfahren. Ich hatte meine ganze Bespannung nicht mehr vollständig und auch von den noch ziehenden Zugpferden bluteten manche aus leichten Wunden und waren deshalb scheu

und unbändig. Bis zum Dorfe Auerstädt ging unser Rückzug noch in ganz guter Ordnung, zumal die Franzosen nur sehr langsam und vorsichtig nachrückten und nicht im mindesten schnell verfolgten. In Auerstädt selbst gerieth aber bald Alles in die größte Unordnung, die verschiedenen Colonnen stopften sich in dem engen Dorfe, und manche Regimenter kamen bald bunt durch einander, ist dies aber erst geschehen und die Mannschaft steht nicht mehr unter dem altgewohnten Befehl ihrer Officiere, so tritt sogleich eine böse Unordnung ein. So war es denn auch hier in Auerstädt der Fall, es bildete sich rasch ein wirrer Knäuel der verschiedensten Truppengattungen und die Ordnung und Regelmäßigkeit hörte allmählich immer mehr auf. Von den Kürassieren wollten Manche mit ihren schweren Pferden gewaltsam durch die Infanterie dringen, allein diese widersetzte sich, und so kam es hier schon mitunter zum Kampfe zwischen Infanteristen und Kürassieren, und Pallasche und Bajonnete klirrten gegen einander. Daß ich mit meinen Kanonen hier nicht würde durchkommen können, sah ich bald ein, und so faßte ich denn den Entschluß, um das Dorf Auerstädt rechts herum wo ein kleiner Feldweg führte, zu fahren. Bei die-

ser Gelegenheit büßte ich aber drei Munitionswagen ein, deren Fahrer, wie ich glaube absichtlich, sich hatten von mir abdrängen lassen, um auf eigene Hand zu fliehen. Manche von diesen Schuften hatten die Stränge abgeschnitten, sich auf die Zugpferde gesetzt, die Wagen stehen gelassen und waren nun schnell davon gejagt. Auch von den Fahrern meiner Geschütze waren in dem Gedränge und Gewirre in Auerstädt Manche heimlich vom Pferde gesprungen und fortgelaufen, ohne daß ich dies hindern konnte.

Als ich erst wieder aus dem Dorfe Auerstädt heraus war, schloß sich eine Schwadron von Rudorf-Husaren, die von ihrem Regiment abgedrängt war und Zwei von ihren Officieren schon verloren hatte, so daß ein junger Lieutenant sie führte, an mich an, was mir sehr erwünscht war. Ich ließ nun auf einem kleinen Hügel Halt machen, um erst einigermaßen wieder Ordnung in die Gespanne zu bringen, denn daß ich sonst mit meinen Geschützen nicht würde fortkommen können, sah ich bald ein. Eine Kanone war an den Lafetten so caput, daß ich einsah, ich würde sie nicht lange mehr mit fortbringen können, so daß ich nun schon drei Geschütze eingebüßt hatte. Ich spannte darauf alle verwundeten Pferde ab

und machte es möglich, daß ich meine fünf noch übrig gebliebenen Kanonen und drei Munitionswagen gut mit unverwundeten kräftigen Pferden bespannen konnte; die Stellen der fehlenden Fahrer ließ ich durch pommerische Soldaten von der Bedienungsmannschaft besetzen, und meine übrige Mannschaft theils auf den Protzkasten sich setzen, theils die leichter verwundeten Pferde oder lose Husarenpferde die umherliefen und von uns aufgegriffen wurden, besteigen. So hatte ich meine Batterie in eine Art reitende Artillerie schnell umgewandelt, da ich glaubte daß dies mir bei einem etwaigen schnellen und anhaltenden Rückzug von Nutzen sein könne. Auch Brod und Branntwein so viel ich noch hatte, ließ ich unter meine Mannschaft vertheilen, damit die Leute etwas zu Kräften kommen und den Muth nicht verlieren sollten, und auch den Pferden, mit Branntwein begossenes Brod in das Maul schieben. Alle Wagen und die Kanone die ich nicht mitnehmen konnte, sprengte ich beim Fortfahren in die Luft, so daß sie den Franzosen nicht in die Hände fallen sollten. Alle diese Geschäfte dauerten wohl über zwei Stunden, und ich sah inzwischen noch immer neue Abtheilungen unseres Heeres, in schon sehr bedenklich steigen=

der Unordnung an mir vorüberziehen. Die Franzosen folgten anfänglich gar nicht nach, und es schien, als ob ihre Truppen Halt machten und sich erst durch Speise und Trank gehörig stärkten, bis sie dann die Verfolgung mit vermehrten Kräften nachdrücklicher fortsetzen konnten. Eine Schaar von Dragonern wohl einige hundert Mann stark, schien zu glauben daß meine Geschütze eine leichte Beute für sie sein würden, und kam mit lautem Geschrei auf uns zugesprengt. Ich ließ diese Dragoner auf vier bis fünfhundert Schritte ruhig herankommen, dann aber aus drei Geschützen die mit Kartätschen geladen waren, ihnen einen gehörige Salve geben, so daß wohl an zehn bis zwölf Mann von den Pferden purzelten und die ganze übrige Schaar schnell umdrehte. Dieser warme Empfang mochte ihnen nicht behagt haben, denn ich sah und hörte von diesen Dragonern nichts mehr.

Es mochte wohl gegen ein Uhr Mittags sein, als ich Alles bei meinen übrig gebliebenen fünf Geschützen wieder so weit in Stand gesetzt hatte, um zum ferneren Gefecht oder auch zu einem längeren Rückzug je nachdem ich den Befehl dazu erhielt, völlig bereit zu sein. Es war den Husaren inzwischen geglückt, in einem Hause, das

unweit von uns lag, einen alten Bauer zu erwischen, und der ward nun auf ein Pferd gesetzt und ihm gesagt, wenn er uns sicher nach Weimar führe, so sollte er fünf Thaler Trinkgeld von mir erhalten, führe er uns aber irre, eine Pistolenkugel durch den Kopf sein Lohn werden. Der alte Mann zitterte freilich vor Angst und Schrecken so sehr, daß er kaum ein Wort sprechen konnte, brachte uns aber doch sonst ganz richtig auf lauter Feldwegen bis Weimar, wo ich in der Dunkelheit mit meiner Batterie und der Husarenschwadron in ziemlicher Ordnung ankam. Schon in Auerstädt hatte ich den Befehl gehört, daß der allgemeine Sammelpunkt für die sich hier zurückziehende Armee, Weimar sein solle. Wir hofften sicher, daß die Armee des Prinzen Hohenlohe die bei Jena stand, entweder die Franzosen schon geschlagen habe, oder doch sonst noch vollständig sein und so unseren Truppen zum Stützpunkt dienen würde. War dies der Fall, so konnte am andern Tage die Schlacht entweder wieder erneuert oder doch sonst eine feste Stellung bei Weimar genommen, oder selbst im ungünstigsten Falle der Rückmarsch in guter Ordnung bis Erfurt angetreten werden. Die Franzosen mußten bei Auerstädt selbst sehr starke

Verluste erlitten haben; dies zeigte sich am Besten durch ihre sehr matte Verfolgung, denn ich selbst der ich mich mit meinen Geschützen bei der äußersten Nachhut befand, wurde auf dem ganzen Marsch bis Weimar weiter gar nicht von ihnen belästigt und sah nur stets am äußersten Saume des Gesichtskreises einige schwache Cavallerieabtheilungen uns langsam nachfolgen. Eine große Trauer, vermischt mit Zorn und Wuth überfiel mich aber, als mir an dem Thore von Weimar, wo ich meine Geschütze auffahren ließ, ein nahe befreundeter Officier von den Blücher'schen Husaren die verbürgte Nachricht mittheilte, daß unsere Truppen auch bei Jena vollständig, ja selbst noch vollständiger als bei Auerstädt, geschlagen wären. Die Ungeschicklichkeit des Prinzen Hohenlohe der hier befehligte war leider eine grenzenlose gewesen, und er hatte das hohe Vertrauen, welches Se. Majestät unser König in ihn setzte, als er ihm den Befehl über ein so starkes Heer ertheilte, sehr bedeutend gemißbraucht. Freilich sollte dieser General später durch seine erbärmliche Capitulation von Prenzlau den alten Waffenruhm unseres preußischen Heeres einen noch ungleich empfindlicheren Fleck beifügen. Ich kenne den Prinzen Hohenlohe, der sonst per-

sönlich ein ganz liebenswürdiger und gutmüthiger und dabei auch gebildeter Mann sein soll, gar nicht, ja habe ihn sogar niemals von Angesicht gesehen, aber die tiefe Erbitterung die ich jetzt noch gegen ihn empfinde, habe ich niemals überwinden können.

Die Bestätigung dieser Schreckenskunde, daß wir auch bei Jena die Schlacht gänzlich gegen die Franzosen verloren hatten, zeigte sich bald in den wirren Haufen von Soldaten aller Waffengattungen, die vom Hohenlohe'schen Heere jetzt ebenfalls nach Weimar zuströmten. Wie es schien, hatte die Verwirrung bei diesem Corps noch einen weit höheren Grad erreicht, als dies bisher im Allgemeinen bei dem unsrigen der Fall gewesen war.

An die Nacht welche ich nun in Weimar erleben mußte, kann ich noch jetzt nicht zurückdenken, ohne daß mich dabei ein unsäglich bitteres Gefühl ergreift, und von ganzem Herzen wünsche ich allen Angehörigen meines Geschlechts welche diese Zeilen etwa lesen sollten, daß Gott der Herr in seiner Gnade sie vor einer ähnlichen Nacht bewahren möge. Hier sah ich zuerst den Stern des Ruhmes unseres preußischen Heeres, dem ich selbst mit meiner vollsten geistigen wie

körperlichen Kraft angehörte, erbleichen und mußte ein Augenzeuge von Scenen der Unordnung und Auflösung jeglicher militärischen Zucht sein, wie ich sie bisher für ganz unmöglich gehalten hatte. Nicht nur, daß von unseren Soldaten — größtentheils freilich nur die angeworbenen Ausländer oder die zwangsweise ausgehobenen Rekruten aus dem Münsterschen und Hannöverschen — Hunderte von feigen Hallunken die Waffen ohne weiteres fortwarfen und nach allen Seiten auseinanderliefen, ja sogar die Gepäckwagen zu plündern anfingen und sich den Officieren welche sie daran zu hindern suchten, thätlich widersetzten, sondern auch einzelne Officiere fingen an sich so verzagt und erbärmlich zu benehmen, wie man dies wahrlich nicht hätte von Menschen erwarten können, welchen die hohe Ehre zu Theil geworden war, das Officiers-Porteépée unseres Königs tragen zu dürfen. Ich habe diesen Menschen — und leider zählte ich auch einige frühere Bekannte darunter — später niemals wieder begegnen können, ohne ihnen verächtlich den Rücken zu drehen. Zwar ward nach Beendigung des Krieges ein Kriegsgericht über alle Officiere welche sich 1806—7 feige und erbärmlich benommen hatten, abgehalten, und mehrere

Dutzende von diesen elenden Wichten wurden infam cassirt oder doch aus den Listen des Heeres gestrichen, allein man war doch hin und wieder viel zu nachsichtig und ließ Gnade vor Recht ergehen. Nun und nimmermehr hätte dies aber geschehen dürfen, denn meiner festen Ueberzeugung nach kann ein Officier der sich einer gröblichen Pflichtverletzung schuldig macht, gar nicht streng und rücksichtslos genug bestraft werden und verdient bei schweren Fällen ohne Weiteres die Kugel vor den Kopf. Nur auf diese Weise kann man unserem Ehrenstande die hohe Achtung erhalten, die er verdient, und die Officiere dazu anregen, in jeder militärischen Tugend ein unbedingtes Muster für ihre Soldaten abzugeben.

In den ersten Stunden unseres Aufenthaltes in der Nacht vom vierzehnten auf den fünfzehnten October vor den Thoren von Weimar, war ich fast betäubt von den Unglücksnachrichten die Schlag auf Schlag jetzt folgten. Bald aber nahm ich mich zusammen, denn ich sah ein, daß es jetzt meiner ganzen geistigen wie körperlichen Kraft in verstärktem Maße bedürfe, wenn ich den Theil meiner Batterie der mir noch übrig geblieben war, in vollkommen schlagfähigem Zustande erhalten wollte. Zuerst mußte ich den Muth

meiner Mannschaft, der jetzt nach Allem was sie vor Weimar sahen und hörten, sehr zu sinken anfing, wieder zu heben versuchen. Ich ließ daher alle meine Artilleristen und Fahrer zusammentreten und sagte ihnen in kurzen Worten, daß wir bei Auerstädt und Jena zwei große Schlachten verloren hätten, unser König einer schweren Zeit entgegen gehe und der Krieg voraussichtlich auf eine für uns sehr gefährliche und beschwerliche Weise geführt werde, daher brave Soldaten ganz besonders noth thäten. Wer nun bei mir bleiben wolle, der müsse sich daher auf Alles gefaßt machen und unbedingten Gehorsam, Muth und Eifer versprechen. Wer dies nicht wolle, der möge jetzt vortreten und sich bei mir melden, damit ich ihn von der Batterie entlassen könne. Nach dieser kurzen Ansprache traten sieben Fahrer, durchweg nur ausgehobene Menschen aus dem Hannöverschen, und vier Artilleristen, und darunter sogar ein Bombardier, ein Zögling des Potsdamer Militärwaisenhauses, sonst ein brauchbarer und fähiger aber charakterloser Mensch, der schon über acht Jahre gedient hatte, vor und verlangten daß ich sie entlassen sollte, da es ja jetzt mit Preußen doch zu Ende gehe. Ich ließ den Kerlen ihre preußi-

schen Monturen ausziehen, die sie ja nicht mehr würdig waren zu tragen, ihre Waffen zerbrechen und dann Jedem einen derben Fußtritt vor den Sitztheil geben worauf sie hinlaufen konnten wo sie wollten. Diese Art der schimpflichen Entlassung erregte das laute Gelächter der siebenundfünfzig Mann, die ich nun nebst zwei Officieren noch bei meinen fünf Geschützen behielt, da sie alle wüthend waren, daß von unserer Batterie Soldaten feige und erbärmlich genug sich zeigten, uns in den Stunden der Gefahr verlassen zu wollen. Behielt ich jetzt auch nur wenige Mannschaft, so war diese doch durchweg zuverlässig und muthig und ich konnte unter allen Umständen fest auf ihre Treue und Ergebenheit rechnen, und dies hielt ich unter den Drangsalen, denen wir nunmehr entgegengingen, besser, als wenn ich mich mit unzuverlässigen Kerlen noch länger herumgeschleppt hätte. Da ich nun Mangel an Fahrern hatte, so suchte ich mir dadurch zu helfen, daß ich die Mittelpferde vom Sattel der Stangenpferde aus mitlenken ließ. Vor Allem mußte ich nun dafür sorgen, daß ich mir einen genügenden Vorrath von Proviant verschaffte, und ich hatte das Glück daß ich nicht weit von der Stelle wo ich mit meinen

Geschützen hielt, einen Brodwagen entdeckte, der von Soldaten der verschiedensten Waffengattungen ausgeplündert wurde. Unter Anführung eines sehr alten, in jeder Hinsicht zuverlässigen Bombardiers sandte ich zwölf handfeste Artilleristen nach diesem Wagen und sagte ihnen, sie möchten mit guten pommerschen Hieben nur nicht sparsam sein und die Marodeurs von dem Platze vertreiben, so daß wir Brodvorrath erhielten. Das gelang denn auch vollkommen, meine Artilleristen, theilweise mit Richtstangen und Setzkolben versehen, schlugen den Plünderern so rücksichtslos auf die Köpfe, daß sie solche bald alle vertrieben und mit achtundvierzig großen, guten Kommißbroden zurückkehren konnten. Unter Anführung eines Lieutenants sandte ich nun ein Streifcommando nach Branntwein, Tabak und wo möglich einigen großen wollenen Pferdedecken in die Stadt. Der Lieutenant aus Halle gebürtig, hatte in seiner Jugend in Jena zwei Jahre Mathematik studirt und wußte daher in Weimar noch einigermaßen Bescheid. Das Glück hatte ihn in einen Materialwarenladen geführt wo er ein Faß Branntwein und einige Pfunde Tabak erhalten, wofür er dem Besitzer fünf Thaler bezahlte. Auch einige alte Bettdecken, die er gewaltsam aus einem

Hause genommen hatte, brachte der Lieutenant mit, in welche ich mehrere leicht verwundete Artilleristen, die mich nicht verlassen wollten, einhüllte und dann auf einen halb leeren Munitionswagen setzen ließ. Für meine Pferde fand ich noch unausgedroschene Weizen- und Hafergarben in einer Scheune, wovon ich ihnen vorwerfen ließ, so viel sie fressen wollten. Zwar jammerte der Scheunenbesitzer der dies mit ansah, sehr über den Verlust seines Getreides, allein es half nichts, Noth kennt kein Gebot, und ich selbst mußte meiner Pflicht, die Batterie, welche mir mein König anvertraut hatte, so viel als möglich unter allen Umständen in einem kampffähigen Zustande zu erhalten, genügen, ohne auf sonst weiter etwas viel Rücksicht zu nehmen.

Am Spätabend ließ ich meine Mannschaft sich neben die Geschütze legen, um einige Zeit zu ruhen, und von den Anstrengungen der letzten vierundzwanzig Stunden ermüdet, lagen die braven Leute bald alle in dem tiefen Schmutz des Erdbodens und schliefen so sanft als lägen sie in lauter Eiderdunenbetten. Ich selbst war geistig viel zu aufgeregt, als daß ich schlafen konnte, obgleich ich ja in letzter Nacht auch keine Ruhe gefunden hatte. Kummer und Schmerz,

Hoffnung und Furcht vor dem, was da noch kommen sollte, bestürmte mich unabläßig. Es war zwar am vierzehnten October schon unendlich viel verloren, aber doch noch nicht Alles, und wenn es uns gelang die Trümmer unserer geschlagenen Heerestheile nach Magdeburg, dieser starken, unbezwinglichen Festung zu bringen, dort zu sammeln und mit neuem Muthe zu erfüllen, so konnten wir doch noch immer hoffen, dem Kaiser Napoleon einen erfolgreichen Widerstand zu leisten. Es war eine Fluth der verschiedensten Gedanken, die in meinem Kopfe sich umhertrieben, als ich an ein Geschützrad gelehnt, mehrere Stunden so da saß, denn körperlich war ich so hart mitgenommen und ermüdet, daß ich mich noch kaum auf den Füßen erhalten konnte.

Um meine Batterie hatte sich übrigens noch Niemand bekümmert und ich seit dem Morgen beim Beginn der Schlacht, noch von Keinem den mindesten Befehl erhalten. Es schien wirklich, als ob ich ganz vergessen sei. Unaufhörlich drangen nun die ganze Nacht die Schaaren der Flüchtlinge aus den verschiedensten Truppengattungen, alle bunt durcheinander gemischt, in die Stadt, und es war ein wüstes Gelärme, Getobe, Gejohle, wie ich es in der Art noch

niemals auch nur annähernd gesehen hatte. Was ein geschlagenes Heer bedeute und welche entsetzliche Folgen eine Flucht herbeiführe, lernte ich in dieser Nacht vom vierzehnten auf den fünfzehnten October 1806 so recht erkennen, und niemals habe ich die furchtbaren Eindrücke welche ich damals empfing, wieder verwinden können.

Meine körperliche Ermüdung war zuletzt doch zu groß geworden, so daß ich wohl einige Stunden geschlummert haben mochte, als mich im Morgengrauen ein wüstes Gelärme dicht an meinem Ohr wieder aufweckte. Ein Trupp von Infanteristen, lauter Polen von einem erst neu errichteten westpreußischen Regimente, alle schon total betrunken, hatten die Brod- und Branntweinvorräthe auf unserem Fourgon bemerkt und sich nun derselben gewaltsam bemächtigen wollen. Glücklicher Weise waren Einige meiner Artilleristen noch rechtzeitig genug erwacht, hatten schnell die Setzkolben und Richtstangen ergriffen und damit auf die Plünderer kräftig losgeschlagen. Ich war über diese Kerle so wüthend, daß ich gleich meinen Säbel zog und nun in den dicksten Haufen scharf und flach, wie die Hiebe nun gerade fielen, hinein zu hauen an-

fing, und so dauerte es nicht lange und wir hatten sie Alle vertrieben und unsere Vorräthe gerettet. Da es nun mittlerweile so hell geworden war, daß man zur Noth sehen konnte, so ließ ich meine Mannschaft antreten. Die Pferde mußten gefüttert und getränkt werden und von den Soldaten erhielt Jeder ein Glas Branntwein und ein halbes Kommißbrod. Ich selbst machte mich nun aber auf den Weg, um in all diesem Gedränge irgend einen höheren Officier, von dem ich einen Befehl bekommen und der mir sagen konnte, wohin ich mich mit meinen Geschützen denn nun eigentlich zu wenden habe, zu suchen. Glücklicher Weise traf ich bald den Lieutenant von Thiele einen Ordonnanzofficier des Generals von Blücher, der umher jagte um den Befehlshabern der einzelnen Truppentheile die noch einigermaßen bei einander geblieben waren, Befehle zu bringen. Der war erstaunt, mich hier zu sehen, denn man hatte geglaubt, daß ich mit meiner Batterie schon am vorigen Nachmittag in französische Gefangenschaft gerathen sei, und sagte mir, daß alle Truppen des Blücherschen Corps sich so eilig und in so guter Ordnung als möglich auf der Straße nach Sömmerda, welches zum Sammelpunkt bestimmt

sei, hinziehen sollten. So wußte ich denn doch nun wieder einigermaßen was ich thun sollte, und eine große Last fiel mir dabei vom Herzen. Gegen sechs ein halb Uhr Morgens brach ich denn nun mit meinen fünf Geschützen und drei Wagen von Weimar auf der Straße nach Sömmerda zu auf. Es wimmelte auf dieser Straße von preußischen Truppen, Infanterie, Cavallerie und Artillerie, oft ganz aufgelöst, häufig aber noch in schwachen Bataillonen, Schwadronen und Batterien bei einander. Jetzt, bei diesem Rückzuge, konnte man so recht erkennen, was der Einfluß der Officiere bei der Mannschaft vermag. Die Abtheilungen die einen tüchtigen Führer besaßen, der zwar mit Rath und That väterlich für seine Untergebenen sorgte und nicht bloß zu strafen, sondern auch zu belohnen und zu helfen, wo es nothwendig war verstand, sonst aber strenge und fest war und der Disciplin nicht das Mindeste vergab, zeigten sich am geschlossensten und stärksten beisammen, hatten die wenigsten Marodeure und marschirten am schnellsten vorwärts; wo aber schwache und nachlässige Officiere an der Spitze waren, oder solche, die im Frieden durch ihr brutales und tyrannisches Wesen bei ihren Untergebenen sich verhaßt ge-

macht hatten, da sah es jetzt sehr kläglich und traurig aus, die Reihen waren stark gelichtet, und die Kerle liefen durcheinander als wenn eine Heerde Schweine durch den Hirtenhund vorwärts getrieben würde, und nicht als ob ein preußisches Regiment marschirte.

Von französischen Truppen sah und hörte ich den ganzen fünfzehnten October nicht das Geringste, und es schien anfänglich, als ob sie unsere Verfolgung ganz aufgegeben hätten. Dieses Zaudern der Franzosen trug viel mit dazu bei, daß wieder eine bessere Hoffnung unter unserer bisher sehr niedergedrückten Mannschaft aufzuleben anfing. Da es auf der Straße nach Sömmerda alle Augenblicke Stockungen und Aufenthalte gab, Thiere und Menschen sehr abgemattet waren, und wir auch am Mittag in einem großen Dorfe, wo noch Hafer für die Pferde und Mehl und Pflaumenmuß für die Soldaten, so daß sie sich Pflaumenklöße backen konnten, zu bekommen war, wohl drei Stunden rasteten, so war es schon spät am Nachmittag, als ich in Sömmerda einrückte. Es hatten sich unterwegs noch sieben bis acht versprengte Artilleristen und einige Kürassiere denen die Pferde erschossen waren, und die mit ihren hohen Stulpenstiefeln sehr be-

schwerlich marschiren konnten, so daß sie mich baten, ob ich sie nicht einstweilen als Fahrer bei meinen Gespannen wo es an Leuten noch fehlte, annehmen wollte, bei mir eingefunden. So konnte ich denn jetzt mit fünfundachtzig Mann und zwei Officieren in Sömmerda einrücken und hatte fünf gut bespannte Geschütze, zwei Munitionswagen und einen Packwagen bei mir. Es waren nicht viele Batterien, die am vierzehnten October wirklich ernsthaft im Gefecht gewesen waren, die noch stärker oder kampftüchtiger sich befanden, als es die meine war; dies darf ich der Wahrheit gemäß ohne Prahlerei hier niederschreiben.

In Sömmerda erfuhr ich, daß der General Graf Kalkreuth jetzt den Oberbefehl über unser Heer hier übernehmen solle. Es war dies eine sehr geeignete Wahl, und ich hätte unter den höheren Generälen unseres Heeres für den Augenblick wirklich auch keinen besseren Anführer gewußt. Seine Majestät unsern trefflichen, jetzt vom Schicksal so hart und unverdient niedergebeugten König sah ich in Sömmerda in einiger Entfernung. Er hielt von mehreren Adjutanten umgeben, auf seinem braunen Engländer unweit der Straße und sah so weit ich dies erkennen

konnte, ungemein ernst und düster aus, wozu er auch wahrlich alle Ursache hatte. Persönlich sprach er nicht mit mir, ließ mir aber später durch einen Adjutanten den Obristlieutenant von Knesebeck, sagen, er habe sich gefreut, daß meine Batterie noch in guter Ordnung vorüber marschirt sei und Leute wie Pferde noch so kampftüchtig ausgesehen hätten.

Als ich noch im Marsch war, kam plötzlich der General von Blücher in dem dunkelrothen Pelz seines Husarenregiments, auf einem alten Fuchshengst den ich noch von Münster kannte, an mich herangesprengt. Er rauchte wie gewöhnlich seine kurze Pfeife und rief mir zu: „Schwerenoth, Hauptmann, das freut mir sehr, daß ich Sie noch hier sehe. Ich hatte schon geglaubt, die verfluchten Franzosen hätten Sie auch beim Kragen genommen. Na, Kerle und Pferde sehen ja auch noch so aus, als könnte es jede Stunde gegen die Franzosen wieder vorwärts gehen, das ist gut," und zu meiner Mannschaft sprach er: „Jungens, gestern haben wir von den Franzosen gehörige Schmiere bekommen, aber wir hauen die Racker wohl auch 'mal wieder, dat Brüüden geiht um, heißt es ja bei Euch in Pommern. — Na, haltet man gehörig

aus, das sage ich Euch!" Und ein alter Artillerist, der schon den Feldzug in Frankreich mitgemacht hatte, im Frieden zwar ein unverbesserlicher Säufer, sonst aber muthig und stark wie ein Stier, und dabei unbedingt treu und zuverlässig und der daher in jetziger Zeit ein wahrer Schatz für mich war, antwortete: „Tragen Sie man keine Sorge um uns, Excellenz, wir Soldaten wollen schon unsere Schuldigkeit thun, wenn unsere Generäle auch nur immer ihre thun wollten." Der General von Blücher lachte über diese Antwort und meinte: „Ihr Pommern seit doch grobe Kerle, das weiß ich schon von früher."

In Sömmerda bivouakirten wir nun vor dem Thore auf einer weiten Wiese und da die Nacht schon kalt wurde, ward ein Zaun in der Nähe abgebrochen und mehrere große Wachtfeuer angezündet. Auch erhielten wir eine Kuh die sogleich geschlachtet und dann in den Feldkesseln gekocht wurde. So aßen wir uns in Fleisch und Suppe recht satt, und diese warme kräftige Nahrung erfrischte meine Mannschaft ungemein. Die Ruhe die uns hier ward, benutzte ich dazu, durch einen Schmied aus der Stadt den Beschlag der Pferde und einige Reparaturen an den

Rädern nachsehen zu lassen, was um so nothwendiger war, da mein Batterieschmied ein infamer Hallunke, mir mit sammt seinem Schmiedekarren bei Auerstädt heimlich ausgerissen war. Auch alles Sattelzeug ließ ich gründlich nachsehen. Ich hatte hier in Sömmerda von dem Major Graf Chazot, dem ersten Adjutanten des Generals von Blücher, den Befehl erhalten, daß ich mit meiner Batterie zu der von Blücher befehligten Nachhut unseres Heeres gehören solle, und so stand uns voraussichtlich eine Reihe von Strapazen und Gefahren in Aussicht. Trotzdem freute ich mich sehr über diesen Befehl und war stolz darauf da ich solchen als einen Beweis ersah, daß man höheren Orts nicht allein mit dem Zustande meiner Batterie sehr zufrieden sei, sondern auch mich als einen Artillerie-Officier ansah, zu dem man Vertrauen hege. Als ich meiner Mannschaft mittheilte daß wir zu der Nachhut gehören sollten, und dies als eine besondere Ehre betrachten müßten, brachen meine braven Pommern von selbst in ein lautes Hurrah aus. Hier in Sömmerda kam nun zuerst wieder einige Ordnung in unsere Heeresschaaren. Alle einzeln ankommenden Soldaten und Officiere wurden gesammelt und entweder in ihre alten Truppen-

theile, oder waren diese nicht anwesend, in neue Truppen eingetheilt, ebenso auch bewaffnet und beritten gemacht, wenn sie ohne Waffen und Pferde ankamen. Die Kriegsartikel wurden verlesen, das Standrecht verkündet und zwei oder drei Kerle die hatten desertiren wollen, vor die Köpfe geschossen, was sehr recht war. Von den Franzosen sahen wir in der Nacht vom fünfzehnten auf den sechzehnten October noch immer nichts, doch meldete eine Schwadron von Usedom-Husaren, die eine Patrouille gemacht hatte, daß auf der Straße zwischen Weimar und Sömmerda bereits mehrere französische Regimenter bivouakirten und auch rechts seitwärts starke französische Reiterschaaren in Anmarsch wären. So kam es denn voraussichtlich am sechzehnten October wieder zum Kampfe, und ich muß gestehen daß ich mich sehr darauf freute. In der Nacht des sechzehnten October fuhr nun Seine Majestät unser König aus Sömmerda fort und bald folgten die Ueberreste unseres geschlagenen Heeres in leidlicher Ordnung und ziemlicher Disciplin. Meine Batterie, von zwei schwachen Schwadronen Usedom-Husaren escortirt, bildete die äußerste Nachhut und der Tag begann schon hell zu werden, als wir auf der Straße über Weißensee nach Son-

dershausen abmarschirten. Wir mochten wohl an zwei Stunden mit frischen Kräften und gutem Muthe marschirt sein, als wir plötzlich auf der weißenseer Straße ein starkes französisches Corps anmarschirt kommen sahen. So schienen wir denn verloren zu sein und Gefangenschaft, oder der verzweifelte Versuch des Durchschlagens durch die feindliche Uebermacht, der uns doch nicht gelungen sein würde, unser Loos zu sein. Die Kriegslist des Generals von Blücher, der zu dem französischen General von Klein der hier befehligte, ritt und diesem einzureden wußte, daß bereits ein Waffenstillstand mit dem Kaiser Napoleon geschlossen sei, bewirkte, daß die Franzosen uns friedlich bei sich vorüberziehen ließen. So waren wir für diesmal wenigstens aus dem feindlichen Kreis der uns schon umzingelt hatte, durchgekommen. Eine Stunde später, bei Greußen, trafen wir aber schon wieder auf die Vorhut des Soultschen Corps, das von Erfurt aus anmarschirt kam. Jetzt blieb uns nichts anderes übrig als zu kämpfen. Der General von Blücher auf seinem alten Fuchs den er jetzt immer ritt, kam zu uns herangesprengt und rief: „Jungens, jetzt kann ich uns nicht wieder herauslügen, nun gilt es zu fechten. Haltet Euch

brav, es kommt jetzt viel darauf an, daß wir den Franzosen die scharfen Zähne weisen." Die usedomschen Husaren, lauter brave Soldaten, schwenkten bei diesen Worten des Generals von Blücher die Säbel und riefen: „Ja wohl, Excellenz, man immer druf!" und auch meine Kanoniere meinten: „Wir haben noch grobe Klöße für die Franzosen, die ihnen schon den Appetit noch mehr verderben sollen." So nahm ich denn mit meinen fünf Geschützen eine sehr günstige Stellung auf einem Hügel von wo wir die Straße so recht gehörig bestreichen konnten, und ließen die feindliche Vorhut bis auf fünfhundert Schritte heran kommen und dann eine Kartätschensalve gaben. Die schlug gehörig ein und verleidete den Herren Franzosen ein allzuhitziges Herandrängen, so daß ich ruhig aufprotzen und abfahren konnte. Auch die usedomschen Husaren und zwei Compagnien vom Yorkschen Jägerregiment, eine sehr vorzügliche Truppe, plänkelten mit Erfolg gegen die Feinde, so daß diese es doch für gerathen fanden, stets in guter Entfernung von uns zu bleiben. So fochten und marschirten wir los tief in die Dunkelheit hinein, und die Franzosen konnten sich auch nicht des mindesten Erfolges rühmen und merkten an

diesem Tage, daß wir Preußen doch noch immer Kraft und Muth genug besaßen, um uns gehörig mit ihnen herumzuschlagen. Ich verlor bei diesem Rückzugsgefechte zwei Pferde und einen Mann, dem ein französischer Voltigeur, der sich sehr nahe an uns herangeschlichen hatte, so durch den Kopf schoß, daß er auf der Stelle todt zusammenstürzte.

Es war schon spät Abends, als ich mit meiner Batterie in Sondershausen anlangte, denn das häufige Positionsnehmen und Auf- und Abprotzen hatte uns doch viele Zeit gekostet. Außer Brod und Branntwein hatten weder Menschen wie Pferde meiner Batterie den ganzen Tag das Mindeste genossen. Hier in Sondershausen fanden wir aber Hafer für unsere Pferde und Fleisch und Gemüse schon gekocht für die Mannschaft, so daß Alle sich wieder etwas stärken konnten. Ungefähr drei Stunden durften wir rasten, und Pferde wie Soldaten waren so müde, daß sie auf der Stelle wo sie standen, umfielen und in festen Schlaf sanken. Als ich gegen vier Uhr Morgens den Befehl zum Weitermarsch erhielt, kostete es nicht geringe Mühe und manche derbe Kniffe und Stöße, um all die müden Schläfer nur wieder zu erwecken und zum Weitermarsch

zu bringen. Es half aber nichts, die größte Eile war dringend geboten, wenn wir überhaupt noch die Hoffnung hegen wollten, unsere Truppen über die Elbe zu bringen und so zu retten. Unweit Nordhausen griffen uns die jetzt ungestüm andrängenden Feinde abermals an und es kam zu einem lebhaften Gefechte. Es waren aber zwölf preußische Geschütze so vortheilhaft aufgefahren, daß wir die ganze französische Division des Soult'schen Corps am Weitervordringen verhinderten und das Gefecht bis gegen Mitternacht hinhielten. Brod, Fleisch, zwei Fäßer Branntwein und einige Dutzend Stiefel deren meine Leute dringend bedurften, brachte mir ein Lieutenant meiner Batterie, den ich mit einem halben Dutzend Husaren auf Requisitionscommando gesandt hatte, aus Nordhausen mit zurück, so daß meine Mannschaft während einiger Pausen des Gefechtes, wieder eine gehörige Mahlzeit halten und sich stärken konnte. Ich verlor an diesem Tage drei Mann Verwundete, die in Nordhausen zurückblieben und zwei todte Pferde, erhielt aber einen sehr willkommenen Ersatz durch elf pommersche Artilleristen, die versprengt waren und sich hier bei mir meldeten. Da Manche meiner Pferde schon so müde waren, daß ich sie

nicht mehr fortbringen konnte, so ließ ich auf einem Rittergute unweit der Stadt sechs gute Ackerpferde gewaltsam fortnehmen und dafür sechs starke und sonst tüchtige, jetzt aber sehr abgetriebene Batteriepferde wieder hinstellen. Zwar klagte, ja tobte zuletzt der Besitzer sehr über diesen unwillkommenen Tausch, es half aber nichts, ich kehrte mich nicht im mindesten daran, denn meine einzige Pflicht als Officier war, meine Batterie stets in einem möglichst guten gefechtstüchtigen Zustand zu erhalten; alles Uebrige mußte mir jetzt gleich sein. Eine kleine Pause in Nordhausen benutzte ich auch, um mit Bleistift einen flüchtigen Brief an mein geliebtes Weib in Aurich zu schreiben und ihr darin zu melden, daß ich noch am Leben und unverwundet sei. Dieser Brief den ich in der Stadt auf die Post geben ließ, ist aber nicht angekommen, so daß meine Frau über acht Wochen ohne jegliche Nachricht von mir geblieben ist und mich schon zu den Todten gezählt hatte.

Hier in Nordhausen theilte sich nun unser Heer, denn ein Theil desselben ging durch den Harz. Die Abtheilung aber bei der ich mich befand, marschirte am Abend des siebzehnten auf der Straße über Osterode nach Seesen. So müde

wir auch Alle waren, so half es doch nichts, wir mußten einen Nachtmarsch machen, denn dies war die einzige Art, daß wir einen Vorsprung gewinnen und die Feinde von unserer Spur abbringen konnten. Es gelang uns dies auch, und wir hatten jetzt zwei Tage keine Gefechte. Der Marsch mit meinen Geschützen in den tiefen aufgefahrenen Herbstwegen aber war fürchterlich, und Menschen wie Pferde wurden so ermattet, daß sie sich kaum noch fortschleppen konnten. Am achtzehnten October waren wir in Osterode, erfuhren aber zu unserem Schrecken, daß ein französisches Corps bereits in Halberstadt stände und uns so den Weg nach der Elbe verlegt hätte. So ward denn beschlossen, daß wir auf Braunschweig marschiren sollten, um so zu versuchen, die Elbe zu gewinnen. Bei dem Unglück und dem Elend aller Art, von dem ich jetzt täglich Augenzeuge sein mußte, erfreute mich aber ein Beispiel des größten Patriotismus ungemein. Ein Königlicher Domainenpächter, dessen Pachtung unweit davon lag, der meine sehr abgetriebenen Pferde gesehen hatte, bot mir aus freien Stücken einen Tausch mit achtzehn sehr kräftigen Hengsten, wie sie damals in dieser Gegend zur Ackerbestellung vielfach benutzt wurden, an. Er hatte die

Pferde im Dickicht versteckt, meinte aber, die Franzosen könnten sie doch leicht auffinden und ihm fortnehmen, und so sei es wohl besser, wenn die Thiere preußische als französische Geschütze ziehen müssen. So erhielt ich denn achtzehn äußerst kräftige und muthige Rosse, und gab dafür zwanzig Batteriepferde, die zwar sonst jung und kräftig, aber schon so ermüdet waren, daß man sie hart antreiben mußte, wenn sie nur eine kleine Strecke traben sollten. Ich hatte jetzt wenigstens vor meinen Geschützen eine tüchtige Bespannung und war hierüber sehr erfreut, denn ich konnte nunmehr ungleich kräftiger gegen die Feinde mich vertheidigen, als dies bisher geschehen konnte.

Am einundzwanzigsten October kamen wir in Wolfenbüttel an und vereinigten uns hier mit den Truppen, welche der Herzog Carl August von Sachsen-Weimar befehligte. Diese hatten an den Schlachten bei Jena und Auerstädt nicht mit theilgenommen gehabt und waren daher noch ungleich weniger mitgenommen und weit zahlreicher in den Gliedern, als dies bei uns der Fall war. Der gute Zustand meiner Batteriepferde fiel hier in Wolfenbüttel dem General von Blücher auf, und als ich ihm mittheilte,

auf welche Weise ich dazu gekommen wäre, befahl er den Namen des patriotisch gesinnten Pächters aufzuschreiben, damit er Seiner Majestät unserem Könige zur Belohnung gemeldet werden könnte. Erst im Jahr 1815 konnte dies geschehen, und der Domainenpächter, ein sehr reicher Mann, erhielt denn von unserem Könige auf seinen speciellen Wunsch den rothen Adlerorden zugesandt, worüber er hoch erfreut war.

Wir marschirten nun von Wolfenbüttel in Eilmärschen, so weit es die schlechten Wege und das stürmische Regenwetter erlaubten, über Deetz nach Sandow, wo der Uebergang über die Elbe stattfinden sollte. Da ich mit meiner Batterie unausgesetzt zur Nachhut commandirt war, so hatte ich wiederholt kleinere Gefechte mit den Franzosen zu bestehen, die uns inzwischen durch einen geschickten Flankenmarsch wieder eingeholt hatten und nun ziemlich lebhaft nachdrängten. Das heftigste Gefecht in der Art war aber am fünfundzwanzigsten October bei Sandow, um den Elbübergang zu decken. Unsere Nachhut befehligte von Wolfenbüttel aus der Obrist von York, Commandeur des Jägerregiments, der sich später als General York von Wartenburg, einen so berühmten Namen in der preußischen Kriegsgeschichte er-

warb. Ich hatte diesen Obristen von York bisher noch niemals gesehen, wohl aber schon häufig von ihm gehört. Er hatte den Ruf eines ungemein tüchtigen, diensteifrigen und muthigen Officiers, der mit äußerster Zähigkeit seine Pläne durchzusetzen wußte, sollte dabei aber im Dienste rücksichtslos strenge und von einer schneidenden Grobheit sein. Sonst war er von Charakter als kalt, schroff-egoistisch und dabei von glühendem Ehrgeiz beseelt, geschildert, und stand in dem Ruf, daß er sich weder mit Kameraden noch Vorgesetzten vertragen könne; kurz, er gehörte zu den Menschen, die Niemand liebte und denen Jeder gerne aus dem Wege ging, die aber sobald der Dienst in seine Rechte trat, sich einer unbedingten Autorität zu erfreuen hatten. Unter den jetzigen Verhältnissen kam es aber ungleich mehr darauf an, daß wir tüchtige, als irgendwie liebenswürdige Officiere besaßen, und so freute ich mich sehr, als ich hörte daß der Obrist von York jetzt unsere Nachhut befehligen solle. Als er meine Batterie besah, sagte er weder mir noch meiner Mannschaft nur das mindeste Wort der Anerkennung oder Zufriedenheit und beschränkte sich nur auf die rein dienstlichen Aeußerungen, wie ich ihn denn überhaupt während der Zeit,

daß ich unter seinem Befehle stand, fast niemals mehr als er dringend mußte, habe sprechen hören. Wie ich später erfuhr, hatte man ihm gesagt, daß ich ein Günstling des Generals von Blücher sei, und da er gegen diesen von Mißgunst und Neid erfüllt war und häufig kurze höhnische und spöttische Bemerkungen über dessen Führertalent hinwarf, so war ich gleich von vornherein auch schlecht bei ihm angeschrieben. Wenn mich dies auch damals nicht wenig verdroß ja selbst kränkte, so soll es doch mein nur gerechtes Urtheil nicht beeinträchtigen, daß der Obrist von York seine ungemein schwierige Aufgabe, die Nachhut des Blücher'schen Corps zu führen, vortrefflich löste und wir uns unter den Umständen wie sie nun einmal waren, gar keinen besseren Commandeur hätten wünschen können. Gleich am ersten Tage, als er den Befehl übernahm, merkten wir daß eine feste rücksichtslose Hand jetzt die Zügel führe und Jeder unbedingt seine vollste Schuldigkeit bis zum Aeußersten thun müße, wenn ihn nicht eine strenge Ahndung treffen solle, und dies war gerade bei uns gut, denn Mißmuth, Schlaffheit und das klägliche Geschrei es sei nun doch schon einmal Alles verloren, warum wir uns denn gerade noch aufopfern sollten,

wurden selbst unter manchen Officieren immer hörbarer. Die ungünstige moralische Wirkung, die jeder fortgesetzte Rückzug stets bei allen Truppen hervorbringt, dann der Mangel an Schlaf, Ruhe und guter Nahrung — wir waren Alle seit dem dreizehnten October noch keine Stunde aus den Uniformen gekommen — auf alle Menschen, die nicht ganz eiserne Naturen haben, üben wird, machten diese große, geistige wie körperliche Abspannung vielfach erklärlich. Der Obrist von York war aber schon ein kräftiges Mittel dagegen und fuhr wie ein glühendes Eisen dazwischen, sobald er nur das mindeste Nachlassen des Dienstes bemerkte. Er gehörte zu dem Stamme der Officiere, denen der Dienst als das Höchste im Leben gilt und die nichts Anderes kennen als die Ehre der preußischen Fahne, und solche Männer an denen es hoffentlich unserem Heere zu keiner Zeit fehlen wird, konnten wir damals besser denn je gebrauchen.

So war die Leitung des Gefechtes am sechsundzwanzigsten October bei Sandow gegen die weit überlegene feindliche Uebermacht durch den Obrist von York, eine wirklich musterhafte zu nennen. Die Franzosen kamen von Tangermünde her mit großer Ueberlegenheit angerückt, und es

war eine sehr schwierige Aufgabe für uns, die Position bei Sandow so lange zu behaupten, bis der Uebergang unserer Truppen über die Elbe vollbracht war. Von meinen fünf Geschützen waren drei in den Lafetten und Rädern schon so geflickt und nothdürftig zusammengebunden und geschmiedet, daß sie für ein bewegliches Gefecht kaum noch brauchbar erschienen, und da uns auch schon die Munition sehr zu mangeln anfing, so wurden diese nebst allen übrigen Wagen schon am fünfundzwanzigsten October über die Elbe gesandt. So behielt ich nur zwei gute Geschütze, jedes mit acht kräftigen Hengsten bespannt und von auserlesenen pommerschen Artilleristen bedient, bei mir. Auf Befehl des Obristen von York, der alle seine Dispositionen für das Gefecht mit musterhafter Kaltblütigkeit traf, mußte ich nun zuerst eine Position auf einer kleinen Höhe unweit des Dorfes Polknitz nehmen. Es war noch sehr früh am Morgen des sechsundzwanzigsten Octobers, als wir diese Stellung einnahmen, und da die Franzosen sich erst gegen Nachmittag sehen ließen, so hatten wir eine längere Ruhezeit, die uns trefflich zu statten kam. Es wurde eine Kuh geschlachtet und gleich an einem mächtigen Feuer gekocht, aus dem Dorfe

Altenzaum konnten wir Hafer vollauf für die Pferde, und Brod und Branntwein für die Mannschaft erhalten, so daß wir uns Alle in Ruhe zu sättigen vermochten, was in den letzten acht Tagen kaum mehr vorgekommen war. Nachher schliefen wir Alle der Länge nach auf dem nassen, schmutzigen Erdboden ausgestreckt, noch ein paar Stunden und waren dann frisch und neugestärkt, und zu jedem Kampfe vollauf bereit. Dieser sollte denn auch nicht allzu lange auf sich warten lassen. Gegen drei Uhr Nachmittags begann das Gefecht, da ein französisches Dragonerregiment ziemlich sorglos angetrabt kam, aber plötzlich so gut gezielte Büchsenschüsse der im Holze unweit Polknitz versteckt liegenden Yorkschen Jäger erhielt, daß viele Pferde bald reiterlos umherliefen, das Regiment aber welches eines solchen warmen Empfanges nicht gewärtig war, schleunigst Kehrt machte und aus der Schußlinie forttrabte.

Bald aber kamen zwei Regimenter französische Infanterie mit vier oder sechs leichten Geschützen anmarschirt, und der Kampf ward nun allgemein. Auch meine beiden Kanonen kamen nun in ein heftiges Gefecht, und wir feuerten gehörig dazwischen. Auf Befehl des Obristen von York,

der, auf einem kleinen polnischen Klepper reitend, überall dort war wo die Kugeln am heftigsten pfiffen, mußte ich mit meinen Geschützen in vollem Galopp von dem Hügel herab und nun auf einem schmalen Elbdamm entlang jagen, so daß ich den feindlichen Tirailleurs bis auf vierhundert Schritte nahe kam, nun schnell abprotzen, mit Kartätschen feuern und dann wieder umkehren und zurückfahren. Dies Manöver mußte ich dreimal machen, und wir fügten den Feinden dadurch bedeutenden Schaden zu. Ich verlor hierbei einen Mann, den alten Artilleristen der bei Sömmerda so grob gegen Blücher gewesen war, und drei Mann wurden leicht verwundet. Mich selbst traf eine französische Flintenkugel gerade vor die Brust, so daß ich von dem Schlag ordentlich in den Sattel zurückfiel. Glücklicher Weise hatte ich mir von einem Schäfer einige Tage vorher zum Schutz gegen die Kälte, eine dicke gestrickte Unterziehjacke gekauft und diese unter dem Uniformsmantel angezogen, und die dichte elastische Wolle hielt jetzt die Kugel auf, so daß sie nicht durchdringen konnte. Auch mein Reitpferd ward mir jetzt unter dem Leibe so schwer verwundet, daß ich das Thier zurücklassen mußte und mir von einem Yorkschen Jägerofficier ein erbeutetes

französisches Dragonerpferd einen plumpen Gaul, schenken ließ.

Bis in die späte Nacht unterhielten wir hier bei Sandow das Gefecht gegen die Franzosen mit dem glücklichsten Erfolge und warfen diese so weit wieder zurück, daß sie unsern Elbübergang nicht zu stören wagten. Gegen Mitternacht wurden meine beiden Kanonen mit vieler Mühe und Arbeit in eine alte Elbfähre gebracht, und da für die Pferde kein Platz mehr darin war, so wurden diese hinten angebunden und mußten schwimmen. Bei der breiten, durch den Herbstregen sehr angeschwollenen Elbe war dies zwar ein schwieriges Unternehmen, doch gelang es vollkommen. Die kräftigen Hengste schwammen gut durch, und kein Pferd ging mir verloren. Der Obrist von York mit zwei Jägercompagnien war der Letzte, der sich einschiffte und noch zuletzt von den Kähnen aus in der Dunkelheit ein lebhaftes Feuergefecht mit den Franzosen unterhielt. So lag denn jetzt die breite Elbe zwischen uns und den Feinden, und da diese keine Kähne zum Ueberfahren besaßen, so waren wir für die nächsten Tage vor ihrer Verfolgung sicher.

Aber was half uns dies, da sich ja die starke, mächtige Festung Magdeburg den Franzosen auf

die niederträchtigste Weise ergeben hatte? Als ich zuerst diese Nachricht hörte, wollte ich sie nicht glauben und hielt das Ganze für einen schlechten Scherz, als ich aber dann an ihrer Richtigkeit nicht mehr zweifeln durfte, da traten mir vor Schmerz und Zorn die Thränen in die Augen. Dahin war es also schon mit uns Preußen gekommen, daß sich unsere stärksten Hauptfestungen auf bloße Aufforderung den Franzosen übergeben, so war Alles Gefühl für Pflicht und Ehre und Treue für unsern König selbst in der Brust vieler hochgestellten Officiere erloschen, daß sie wie die ehrlosesten Hundsfötter die Festungen die ihnen ihr König und Herr anvertraut hatte, den Feinden überlieferten, ohne nur erst die Belagerung abzuwarten. Ich bin von Natur gewiß gutmüthig und es thut mir wehe, wenn ich ein Kind hart strafen oder einen Hund mißhandeln sehe, aber alle diese Schufte welche damals unsere Festungen übergaben und überhaupt durch ihr feiges erbärmliches Benehmen der preußischen Waffenehre solche tiefe Schmach zufügten, hätte ich mit wahrer Freude an dem höchsten eigens für sie erbauten Galgen mögen baumeln sehen. Nicht daß wir bei Jena die Schlacht gänzlich verloren hat uns damals so viel Unehre

gebracht, denn jedes Heer der Welt hat schon manche Hauptschlacht gründlich verloren, aber die Folgen dieser Niederlage, die Feigheit, Erbärmlichkeit, — oder doch gänzliche Kopflosigkeit, welche nur zu viele Officiere aller Grade, und Soldaten, aber auch nicht minder Civilisten aller Stände, in so überreicher Weise zeigten, stürzten Preußen in dies Elend. Gottes Zorn mußte schon das strenge Strafgericht der Jahre von 1807—13 über unser Land als eine wohlverdiente Strafe verhängen, bis das Unglück das Volk gebessert und einen neuen Sinn für Ehre und Nationalstolz auch in den weitesten Kreisen geweckt hatte.

Als wir über die Elbe waren, marschirten wir zuerst bis Havelberg, um dort einen halben Ruhetag zu halten, der uns allen sehr erwünscht war, da Schuhzeug, Kleider und besonders auch der Beschlag der Pferde, dringend einer sorgfältigen Reparatur bedurfte. Wir waren Alle nun schon seit der Auerstädter Schlacht noch keine Nacht unter Dach und Fach gewesen, sondern hatten unaufhörlich bivouakirt und dabei an fünfzig Meilen marschirt, mindestens ein Dutzend Gefechte bestanden, und das Alles bei Octoberwegen und Octoberwetter; man kann sich

also einen Begriff davon machen, wie wir aus= sahen.

In Havelberg verließ auch der Herzog Carl August von Sachsen=Weimar unser Heer, legte seine Generalstelle nieder und kehrte in sein Land zurück. Es mochte sein daß er als Herzog von Weimar so handeln mußte, aber als preu= ßischer General hätte er unser Heer jetzt im Un= glück doch nicht verlassen sollen. Solch eine Doppelstellung, zugleich General und Fürst eines Kleinstaates sein zu wollen, taugt nicht viel und unser König von Preußen sollte daher keine klei= nen regierenden Fürsten Befehlshaberstellen in unserem Heere verleihen. Daß diese Fürsten zur Belohnung ihres Wohlverhaltens den Titel eines preußischen Generals erhalten, ist etwas anderes, aber ein wirkliches Commando sollte nur nicht damit verbunden sein, denn wenn es uns schlecht geht, werden sie immer die Pflich= ten gegen ihr eigenes Land vorschützen und uns verlassen.

Zufällig stand ich in Havelberg auf dem Marktplatze um Brod und Fleisch für meine Batterie zu requiriren, als der Herzog Carl August in den Wagen steigen und abfahren wollte. Da ich ja im Herbst 1792 einige Zeit

als Ordonanz-Officier bei ihm commandirt gewesen war, so kannte der Herzog mich noch persönlich und war stets sehr gnädig und freundlich gegen mich. So rief er mich denn jetzt auch an seinen Wagenschlag heran, sagte mir einige Abschiedsworte und wollte mir zum Abschied auch die Hand geben. Ich war aber in einer so finstern Stimmung, ärgerte mich über diese Abreise des Herzogs so sehr, — nicht weil ich glaubte daß wir ihn nicht als General, entbehren könnten, denn hierin leistete er herzlich wenig, sondern weil ich fürchtete, daß es einen bösen Eindruck auf unsere Soldaten machen mußte, wenn es hieß, wieder so ein vornehmer General und gar ein Fürst habe unsere Fahne verlassen, — daß ich dem Herzog meine Hand gar nicht geben mochte, sondern steif in strengdienstlicher Haltung stehen blieb. Der Herzog sah mich nun stumm an, und gab dann seinem Kutscher den Befehl fortzufahren.

Der General von Winning commandirte jetzt unser Corps, da Blücher schon von Wolfenbüttel aus vorwärts geeilt war, um die Cavallerie des Hohenlohe'schen Corps zu befehligen. Ohne von den Feinden weiter belästigt zu werden, marschirten wir nun so schnell es die furcht-

bar schlechten Wege erlaubten, über Neustadt an der Dosse nach Wittstock, da wir den Befehl erhielten, den Weg über Prenzlau nach Stettin zu nehmen. Hatten wir letztere Festung nur erst erreicht, so war Hoffnung daß wir dort ein Heer von einigen dreißig bis vierzigtausend Mann guter bewährter Truppen sammeln und dann den Krieg jenseits der Oder gegen Napoleon auf die kräftigste Weise fortführen konnten.

Am dreißigsten October traf aber in dem kleinen mecklenburgschen Städtchen Mirow, wo wir uns eben bei einer guten kräftigen Mahlzeit, wie wir solche seit langer Zeit nicht mehr gehabt hatten, etwas erholen wollten, die niederschmetternde Nachricht ein, daß der Fürst Hohenlohe bei Prenzlau sich mit seinem ganzen Corps von zehntausend Mann, ohne auch nur den geringsten Widerstand zu versuchen, ergeben habe. Der Becher der Schmach und Schande sollte bis zum letzten Tropfen geleert werden, auch kein Unglück durfte dem so tief gestürzten Preußenlande erspart bleiben! Ich mag es jetzt gar nicht mehr niederschreiben, welche Gefühle mich bei dieser Nachricht ergriffen und in welchen Worten ich solchen Luft machte. Daß sich jetzt bei unserer Mannschaft, die bisher trotz aller Gefahren und

Strapazen auch keine Stunde den Dienst versagt und stets brav und guter preußischer Soldaten würdig, benommen hatte, endlich der Zorn zu regen begann, die Leute an zu murren und laut zu schimpfen anfingen und behaupteten, sie seien verrathen und verkauft und der Prinz Hohenlohe habe für seine Capitulation so und so viel blanke Thaler von Napoleon erhalten, war kein Wunder. Es waren keine angenehmen Stunden hier in Mirow, und der Name des Prinzen von Hohenlohe wurde von unsern wüthenden Soldaten mit den ärgsten Schimpfworten belegt. Und doch so sehr die Disciplin auch hierunter litt, mußten wir Officiere die Leute sich erst austoben lassen und sie dann erst nur allmählich wieder in die allgewohnte feste Disciplin zurückführen.

Hatte aber der Prinz Hohenlohe sich nicht wie ein muthiger preußischer General benommen und seinem Namen gerade keine Ehre erworben, so bewies unser alter Blücher jetzt wieder durch die That, daß er das Herz auf dem rechten Flecke sitzen habe, und unter allen Umständen als ein echter und rechter preußischer Officier handeln würde. Als er die schmachvolle Hohenlohe'sche Capitulation, an welcher der unheilsvolle Obrist

von Massenbach, dieser böse Geist der damaligen Zeit, mit die Hauptsache trug, vernommen, hatte er kräftig mit der geballten Faust auf den Tisch geschlagen, seinen Zorn in einigen Dutzend der gröbsten Flüche Luft gemacht und einem französischen Obrist, der ihm eine Capitulation ebenfalls antragen wollte, gesagt, er sei kein Fürst Hohenlohe, sondern ein preußischer General und so könne bei ihm von einer Capitulation so lange seine Soldaten noch eine Brodrinde zum Verzehren und eine Patrone zum Verschießen in der Tasche hätten, keine Rede sein. So hatte er sich mit zehntausend Mann Truppen, unter denen viel Reiterei und Artillerie war, da ihm der Weg nach Stettin jetzt durch die Franzosen versperrt wurde, in das Mecklenburgische gezogen und stieß am einunddreißigsten October an dem großen Müritzsee der in Mecklenburg lag, zu uns.

Als wir hörten der alte Blücher sei gekommen und werde den Oberbefehl über das ganze Corps, was jetzt wohl an zwanzigtausend Mann stark sein mochte, übernehmen, da brachen wir Alle, Officiere wie Soldaten, in ein lautes jubelndes Hurrah aus. Mochte nun auch geschehen was da wollte, mit Schimpf und Schande gin-

gen wir sicherlich nicht unter, das war gewiß, und in dieser schweren Zeit war auch diese Ueberzeugung schon ein großer Trost für uns. Jetzt konnten wir doch auch der Welt zeigen, daß selbst 1806 nach der Jenaer Schlacht preußische Soldaten, wenn sie nur gut geführt würden, sich auch gut und herzhaft schlagen und ihrer Waffenehre, diesem höchsten Gute jedes Heeres, nicht das Mindeste vergeben würden.

Ueber die Oder konnten wir jetzt durch die so elende Hohenlohesche Capitulation nicht mehr kommen, und dies war ein furchtbares Unglück für uns, denn gerade dort hätte ein tüchtiges Corps von unserer Stärke, unserem Könige den größten Nutzen bringen können. Auch von Stralsund, um uns dort womöglich auf Handelsschiffen nach Ostpreußen einzuschiffen, waren wir schon zu weit abgedrängt, da drei französische Corps, das Soultsche, Bernadottsche und Muratsche, uns gemeinsam verfolgten. Es blieb uns daher nur übrig, entweder in die mecklenburgschen Hafenstädte Rostock und Wismar zu eilen und zu versuchen, ob wir dort Schiffe zur Einschiffung nach Ostpreußen bekommen konnten, oder bei Boitzenburg über die Elbe zu gehen, uns in den Rücken des Feindes zu werfen und dort

auf eigene Hand den kleinen Krieg zu führen, so lange es gehen wollte. Letzterer Plan war der gefährlichste und abenteuerlichste, und sagte schon deshalb dem kühnen Sinne Blücher's am meisten zu, daher beschlossen wurde ihn wo möglich auszuführen.

So standen uns denn neue Strapazen und Gefahren in endloser Reihe in Aussicht, dennoch war auch bei unserer Mannschaft die allgemeine Stimmung eine gehobene und muthige, so sehr wurde auch sie durch die kühne Zuversicht des Generals von Blücher mitfortgerissen. Gerade in diesem ganz eigenthümlichen Zauber, den sein Muth und seine auch in der schwierigsten Lage keinen Augenblick erlahmende, frische und frohe Zuversicht auf alle unter ihm stehenden Truppen ausübte, liegt das unermeßliche Verdienst was Blücher sich in allen Kriegen um die preußische Armee erworben hat; als bloßer Feldherr hat er sonst lange nicht so viel geleistet, als manche andere Generäle, und so z. B. auch York dies entschieden thaten.

Da drei französische Corps die zusammen eine Stärke von mindestens achtzig bis neunzigtausend Mann hatten, uns verfolgten, so mußten wir rastlos weiter marschiren. Da meine

Pferde noch so ziemlich kräftig waren, so hatte ich den Obrist von York gebeten, mit meiner Batterie ununterbrochen in der Nachhut bleiben zu dürfen, was mir auch bewilligt wurde. Meine braven Pommern begrüßten diese Nachricht mit einem lauten Hurrah, so gut war jetzt wieder ihre Stimmung geworden. Die ganze Nacht vom einunddreißigsten October auf den ersten November wurde nun noch in dem Städtchen Wahren geschmiedet und gearbeitet, um Räder und Lafetten nothdürftig wieder herzustellen, einem wohlhabenden Brauer ließ ich zwei starke gute Pferde gewaltsam fortnehmen und gab ihm zwei abgetriebene, ermüdete Thiere dafür, zu welchem Tausch er freilich kein vergnügtes Gesicht machte, und so marschirten wir denn am Frühmorgen des ersten November wieder fort.

Viertes Capitel.

Verschiedene Vorfälle beim Rückzug in Mecklenburg. Heftiges Gefecht in der Nossentiner Haide. Der Obrist von York und seine Jäger. Fast unausgesetzte Strapazen und Gefechte. Tapferkeit vieler einzelnen Truppentheile. Marsch nach Lübeck. Unser Einmarsch daselbst in der Nacht vom fünften bis sechsten November. Heftiges Gefecht in Lübeck am sechsten November. Erstürmung der Stadt durch die Franzosen. Meine Verwundung und Sturz mit dem Pferde. Edelmüthige Aufnahme und Pflege im Hause einer Schiffersfrau. Die Capitulation von Blücher bei Radkau. Meine Wiedergenesung und Flucht aus Lübeck in der Verkleidung eines Schiffers. Seefahrt von Warnemünde nach der Insel Usedom. Treue und Anhänglichkeit an den König in Pommern. Wanderung nach Colberg.

Sogleich am Tage unseres Abmarsches aus Wahren sollten wir wieder ein heftiges Gefecht mit den Feinden bestehen. Die Franzosen drängten im Bewußtsein ihrer mehr als fünffachen Uebermacht sehr heftig nach, und die zwei schwachen Schwadronen vom Regiment Königin-Dra=

goner welche das Städtchen bis zuletzt besetzt hielten, wurden bald geworfen und mußten sich eiligst zurückziehen. Zwei französische Cavallerieregimenter trabten uns schnell nach und ich hatte kaum noch so viel Zeit, meine fünf Geschütze abprotzen und den Feinden eine gehörige Salve geben zu lassen, die ihre Eile wenigstens einigermaßen mäßigte. Meine Geschütze wären jedoch entschieden verloren gewesen, wenn nicht jetzt der Obrist von York mit seinen Fußjägern in unübertrefflicher Kaltblütigkeit und Sicherheit das weitere Vordringen der Franzosen hingehalten hätte. Auch unsere Husaren vom Regiment Pletz unter ihrem Major von Katzeler, einem echten preußischen Reitersmann wie er sein soll, warfen sich trotz ihrer furchtbar abgetriebenen Pferde, mit aller Kraft den Franzosen entgegen und hielten sie eine Zeitlang auf. Es kamen aber immer neue französische Regimenter anmarschirt, und so mußten wir nur froh sein, daß wir endlich doch noch die große Rossentiner Haide erreichten. Hier aber setzten wir uns wieder recht fest, und der Obrist von York mit seiner unübertrefflichen Zähigkeit ließ durch seine Jäger Schritt vor Schritt den Wald vertheidigen, und auch meine Kanonen feuerten noch manchen guten Schuß auf die Fran=

zosen ab. Wahrhaftig, es war eine Lust mit welchem Eifer an diesem Tage alle unsere Truppen kämpften, und man konnte wieder so recht sehen, daß preußische Soldaten, wenn sie nur energisch angeführt würden, sich stets unter allen Umständen gut schlagen. Hatte ich bisher wohl in gar manchen düsteren Stunden an der Zukunft des preußischen Staates gezweifelt und oft gefürchtet, daß wir uns niemals wieder aus dem jetzigen Unglücke emporraffen würden, so schwand diese Aengstlichkeit von dem heutigen Tage an gänzlich wieder. Truppen, die unter solchen Umständen und nach einem ununterbrochenen Rückzuge von sechzig Meilen sich noch so muthig schlagen konnten, wie dies am heutigen Tage unsere Fußjäger und die Husaren von Pletz und Rudorf, und auch — ich darf dies ohne Ueberhebung sagen — meine braven Artilleristen thaten, konnten sich auch wenn das Glück sie nur wieder begünstigte, immerhin neue Siege erkämpfen.

So hielten wir denn am ersten November unter fortwährenden Gefechten, welche bis in die sinkende Nacht dauerten, das Vordringen des Feindes ab und konnten am Abend in aller Ruhe bivouakiren. Glücklicherweise war ein großer wohlhäbiger mecklenburgischer Ritterhof in der

Nähe, dessen Besitzer früher in unserer preußischen Armee als Rittmeister gestanden hatte und nun für die Soldaten Bier, Branntwein, Speck, Schinken und Brod in Menge, für uns Officiere Wein und kalten Braten und für die Pferde Hafer vollauf, in unser Bivouak schaffen ließ. Da schmausten und zechten wir denn nach Herzenslust, und meine Kanoniere und die Husaren von der Schwadron des Pletzschen Regiments die ich als Escorte bei mir hatte, wurden zuletzt so lustig, daß sie ihre Lieder in vollem Chor sangen. Es waren dies die ersten Lieder welche ich nach der verlorenen Schlacht am vierzehnten October von preußischen Soldaten habe singen gehört, und ich kann gar nicht beschreiben, wie mir dabei zu Muthe ward.

Noch im nächtlichen Grauen mußten wir am zweiten November wieder abmarschiren, denn für uns, die wir gleich dem Hirsche auf der Parforcejagd von einer Meute gieriger Feinde gehetzt wurden, gab es ja jetzt keine Ruh und Rast. Die erhaltene Lection am gestrigen Tage war aber zu stark gewesen, und so ließ uns der Feind am zweiten November in Ruhe. Desto heftiger war aber das Gefecht, welches wir am dritten November bei der soge-

nannten Fähre zwischen Criwitz und Schwerin hatten. Unsere Husaren vom Rudorffschen Regiment, welche jetzt die äußerste Nachhut bildeten, fochten aber mit ganz verzweifeltem Muthe und attakirten immer von Neuem wieder die weit überlegenen Feinde. Es war wirklich ein prächtiger Anblick, wie diese Husaren (die alten früheren Zietenschen) immer von Neuem wieder mit ihren schon gänzlich ermüdeten Pferden gegen den Feind anritten und ihn am Vordringen hinderten. Auch meine fünf Geschütze feuerten zwei Ladungen gegen den Feind ab; weitere Schüsse durfte ich aber nicht geben, da ich überhaupt nur noch vier Schüsse für jede Kanone bei mir führte und diese für den größten Nothfall aufsparen mußte.

Hier auf der Fähre erfuhren wir jedoch daß die Franzosen uns fast wieder den Rückzug abgeschnitten hätten, und so mußten wir denn noch in der Nacht in voller Eile abmarschiren. Unser Weg führte durch einen großen Bruch, die Lewitz genannt, der sich über zwei Meilen weit erstreckte. Wir hätten in der nächtlichen Dunkelheit die richtige Straße gar nicht gefunden, wenn nicht ein patriotisch gesinnter Holzwärter aus freien Stücken sich angeboten uns zu führen. Es war ein eigenthümlicher Marsch in der tiefen Dunkel=

heit einer Novembernacht, während Laternen und Pechfackeln, die schnell angefertigt wurden, einigermaßen die schmalen Wegspuren, welche durch die tiefen Sümpfe führten, erhellten. Dabei waren wir Alle so todmüde, daß wir uns kaum noch fortschleppen konnten, meine drei Wagen mußte ich stehen lassen, da die Bespannung vor Mattigkeit zusammenstürzte, und selbst die kräftigen Hengste vor den Kanonen mußten oft hart angetrieben werden, daß sie noch fortzogen. So hatte ich in den letzten vier Tagen auch an elf Artilleristen, theils an Wunden, theils aus Uebermüdung verloren, und die Husarenschwadron, die meine Escorte bildete, war nur noch einige vierzig Pferde, die sich kaum noch fortschleppen konnten, stark. Ueberall am Wege lagen Pferde wie Menschen, die aus Erschöpfung entweder todt zusammengestürzt, oder doch schon so ermüdet waren, daß sie sich nicht mehr fortschleppen konnten. In der Morgendämmerung kamen wir in dem großen Bauerndorfe Walsmühlen an. Die Bauern hatten alle ihre Pferde und ihr sonstiges Vieh geflüchtet, doch fanden wir noch schlechtes Bier, Brod, Branntwein und Kartoffeln. Ich ließ nun schnell in großen Waschkesseln, Kartoffeln und dann eine Biersuppe aus Bier, Brod und

Branntwein kochen, von der auch unsere Pferde einen Theil über ihr Futter gegossen erhielten. Wohl drei Stunden stärkten wir uns hier, und Menschen wie Thiere kamen dabei doch so weit wieder zu Kräften, daß sie ihren Marsch fortsetzen konnten. Da ich, wie auch alle Officiere, die bei mir waren, keinen Thaler Geld bei uns hatten, so schenkte ich dem braven Holzwärter, der uns geführt zwei große starke Pferde, sonst gute Thiere, die aber jetzt so ermüdet waren, daß sie nicht mehr fortzubringen waren, als Belohnung, worüber er sich sehr erfreut zeigte. Nur einige Stunden durften wir hier rasten, dann zwang uns trotz der äußersten Erschöpfung die harte Nothwendigkeit wieder zum Weitermarschiren. Zu unserer großen Ueberraschung kam aber jetzt ein Adjutant des Generals von Blücher, der mit dem Hauptcorps schon zwei Meilen entfernt stand, zu uns geritten, um den unerwarteten Befehl zu bringen, daß wir statt nach Boitzenburg, um dort über die Elbe zu gehen, nach Lübeck unsern Marsch richten sollten. Was den General von Blücher zu dieser Aenderung seines ursprünglichen Planes eigentlich bewogen hat, habe ich niemals so recht ergründen können. Ich glaube übrigens, es wäre besser gewesen, wenn wir statt nach Lübeck,

über die Elbe gegangen wären, denn wir hätten uns dann noch einige Tage länger halten können, obgleich wir doch unter allen Umständen verloren waren. Hätten wir über die Oder und dann nach Ostpreußen gekonnt, um uns dort mit den Russen zu vereinigen, so wären wir gerettet gewesen, vermochten wir das aber nicht, so kam es jetzt nur darauf an, uns so lange als möglich zu behaupten und der Welt zu zeigen daß preußische Truppen sobald sie nur tüchtig geführt werden, unter allen Umständen und trotz aller Noth und Drangsal mit Aufopferung für die Ehre ihrer Fahne stets kämpfen werden.

Als dem Obrist von York, der im Gefecht in der Rossentiner Haide leicht am Arme verwundet war und solchen in der Binde tragen mußte, so daß er nur mit Mühe zu Pferde sitzen konnte, dieser veränderte Plan des Generals von Blücher mitgetheilt war, schalt und murrte er in seiner verbissenen griesgrämigen Weise nicht wenig darüber. Er konnte überhaupt keinen höheren Vorgesetzten leiden, sondern murrte und tadelte über Alle und hatte stets an den Befehlen die er erhielt, Vieles auszusetzen. Und trotz dieses mißgünstigen, nichts weniger als liebenswürdigen Charakters war gerade ein Mann wie

York unter diesen Umständen von unschätzbarem Werthe für unsere Nachhut. Seine innere Festigkeit gewährte allen Schwankenden, Schlaffen und Zagenden Anhalt und Kraft, und die Leute fürchteten ihn dabei so sehr daß sie sich schon bis auf das Aeußerste anstrengten, um ja seinen Zorn, der sich aber dann auch auf die verletzendste Art Luft machte, nicht zu erregen. Dabei hielten alle Officiere wie Soldaten seines Jägerregiments ganz ungemein viel von ihrem kleinen unansehnlichen finstern Obrist, und wo er persönlich erschien, da glaubten diese grünen Burschen sich fast unüberwindlich. Er war ein ganz eigenthümlicher Mann dieser York, und es hat mir stets zur besonderen Freude gereicht, daß ich während dieses unheilsvollen Rückzuges speciell unter seinem Befehle gestanden und ihn täglich fast unausgesetzt gesehen habe. Für immer in gewöhnlichen Verhältnissen, möchte ich aber nicht gerne allzuviel mit ihm verkehren.

Nachdem wir nun einige Stunden in Walsmühlen gerastet hatten und Menschen wie Pferde wieder einigermaßen zu Kräften gekommen waren, schmetterten die Trompeten der Husaren auf's Neue zum Aufbruch. Es kostete aber immer einige Mühe und ging nicht ohne harte Worte, ja selbst

einige Knüffe und Püffe ab, bevor die Leute wieder auf die Beine und in Marsch zu bringen waren. Von der Infanterie und den Jägern blieben überall Nachzügler in Menge liegen, die so erschöpft waren, daß sie sich nicht mehr fortschleppen konnten und nun hinter die Büsche und Grabenränder krochen, um in Ruhe zu sterben. So marschirten wir denn wieder in fast grundlosen Herbstwegen den ganzen Tag fort und kamen am Abend spät in ein Bivouak, wo auch nichts mehr für uns zu haben war, da die vorausmarschirten Truppen schon Alles verzehrt hatten. Glücklicher Weise besaß ich noch einen kleinen Vorrath von Branntwein und Brod für meine Leute, woraus ich eine Art Brodsuppe kochen ließ, worauf sich denn Alle, so wie sie gingen und standen, zu Boden warfen und trotz Novembernacht und Sturm und Regen sogleich in festen Schlaf verfielen, so ermüdet waren sie. Ich selbst konnte mich auch kaum fortschleppen und bedurfte meiner ganzen geistigen Energie um so lange munter zu bleiben, daß ich überwachen konnte, wie meine Kanoniere die Pferde tränkten und fütterten, was die total erschöpften Leute sonst nur zu leicht vernachlässigt hätten. In diesem Bivouak verlor ich wieder fünf Mann und vier Pferde,,

die so erschöpft waren, daß sie nicht mehr weiter konnten und liegen bleiben mußten. Der eine Kanonier der hier liegen blieb, war ein alter weißbärtiger Veteran, der schon an fünfundvierzig Jahre unausgesetzt gedient und bereits den ganzen siebenjährigen Krieg als Artillerist mit gekämpft hatte. Bis soweit hatte der alte Rahlow, so hieß er, sich trotz einer leichten Kopfwunde fortgeschleppt, so kräftig war der Körper und energisch der Wille dieser echten pommerischen Soldatennatur. Nun aber konnte der zweiundsechzigjährige Greis nicht weiter, alle seine Kräfte waren erschöpft, und so blieb er in dem Viehstall eines Bauern liegen, um dort zu sterben. Dort hatte die mitleidige Familie den alten Greis gefunden, sich seiner hilflosen Lage erbarmt und ihn so gepflegt und gewartet, daß er allmählich wieder zu Kräften gekommen und dann noch drei Jahre in Mecklenburg als Kuhhirt auf einem Hofe geblieben ist. Im Frühling 1813, als Preußens Heldenkampf gegen Frankreich begann, meldete sich zu meinem großen Erstaunen ein ganz weißhaariger hochbejahrter, aber sonst sehr rüstiger Greis bei mir, in welchem ich den längst todtgeglaubten Rahlow erkannte, und bat um Anstellung in meiner Batterie. Trotz seines hohen

Alters, nahm ich den wackern Veteranen sehr gern, da ich seine vielbewährte Tüchtigkeit kannte. Er war nun schon über siebzig Jahre alt, aber trotzdem ein Muster eines tüchtigen Fahrkanoniers. In der Schlacht an der Katzbach hat eine französische Geschützkugel ihm beide Füße zerschmettert. Mit letzter Kraft soll er: „Hurrah, Herr Hauptmann, nun finde ich doch einen ehrlichen Soldatentod für unseren König von Preußen!" gerufen und eine Stunde darauf schon eine Leiche gewesen sein.

Am fünften November marschirten wir denn wieder weiter, machten gegen Mittag in dem Flecken Schönberg Halt, wo die Leute meiner Batterie in einem Bauernhause sich an Speck und Erbsen mal wieder recht satt essen konnten, und dann ging es fort, gegen Lübeck zu. Von den Franzosen hatten wir seit der „Fähre" nichts wieder gesehen, doch meldeten die Husarenpatrouillen vom Regiment Rudorf, die oft noch eine Stunde hinter uns zurückblieben, daß französische Truppen in großer Zahl uns unausgesetzt folgten.

In der Nacht marschirte auch meine Batterie in die alte Hansestadt Lübeck ein. Es war trotz der nächtlichen Dunkelheit ein wild bewegtes Treiben auf den Straßen, und wohl nicht allzu-

viele Einwohner werden in dieser Nacht den Schlaf gefunden haben. Auf den Plätzen brannten große Bivouaksfeuer, vor den Hausthüren standen brennende Laternen, Soldaten liefen ab und zu, um sich Lebensmittel zu verschaffen, während Patrouillen die Straßen durchzogen, um Unordnungen und Plünderungen wozu manche Leute viele Lust hatten, zu verhindern. Bevor wir in Lübeck einmarschirten, hatte ein Adjutant des Generals von Blücher uns den Befehl gebracht, daß jeder Hauptmann und Rittmeister seiner Truppe verkünden solle, daß alle Soldaten, die beim Plündern oder sonstigen Unfugmachen ertappt würden, auf der Stelle erschossen werden sollten. Wie ich hörte, sind auch einige derartige Fälle vorgekommen und besonders einige Husaren die beim Plündern ergriffen wurden, sogleich erschossen worden.

Meine gesammte Batterie ward in einem großen Ausspannwirthshaus unweit des Holstenthores durch welches wir einzogen, einquartirt. Es waren hier Lebensmittel für Menschen und Pferde in genügender Menge vorhanden, und so ließen wir es uns denn auch Alle recht wohl schmecken und warfen uns dann gegen Morgen angekleidet auf eine Streu nieder, um einen

langen Schlaf zu thun. Seit dem zehnten October hatte ich nicht mehr unter einem Dache geschlafen. Leider sollte auch diese Ruhe nicht allzu lange währen. Kaum vier Stunden hatten wir geschlafen, als schon wieder die Trompeten das Allarmsignal bliesen, und es hieß: Fort an die Geschütze. Meine Mannschaft war bald munter, die Pferde standen angeschirrt bereit, und es währte keine Viertelstunde, so rasselten meine Kanonen im raschen Trabe nach dem „Burgthore," wohin ich befehligt war. Schon knatterten die Flintenschüsse der Oswaldschen Füseliere die hier fochten, und der Kampf war bereits in vollem Gange. Der General von Oswald, ein tüchtiger Kriegsmann aus der alt=preußischen Schule, der hier befehligte, wies mich an, schnell abzuprotzen, daß ich die Straße die zum Thore führte, bestreichen könnte. Mit lautem Trommelschall und „Vive l'Empereur"=Gerufe kam auch eine französische starke Infanteriecolonne den schmalen Straßendamm der zum Thore führte, anmarschirt. Etwas wollten wir ihnen jedoch das zu schnelle Vordringen versalzen, und so erhielten sie denn eine Kartätschensalve aus meinen fünf Geschützen, daß einige Dutzend Franzosen umpurzelten, die anderen aber schleunigst Kehrt

machten. Schnell ließ ich wieder laden und hatte nun nur noch zwei Schüsse in der Protze, als wir bemerkten, daß ein Schwarm französischer Schützen durch eine trockene Stelle des Grabens und über den halbzerfallenen Wall bereits in die Seitenstraße eingedrungen war, einige Häuser am Wall besetzte und nun aus den Fenstern ein sehr verderbliches Flankenfeuer auf meine Geschütze zu unterhalten anfing. Es dauerte kaum einige Minuten, so waren mir über ein Dutzend Artilleristen und vielleicht eben so viel Pferde getödtet oder verwundet worden. Ich ließ nun aus zwei Kanonen mit Kartätschen gegen diese Häuser feuern, allein sah bald ein daß dies nichts half, und ging alsbald mit vier Kanonen, denn eine mußte ich stehen lassen, da ihre Bespannung bereits fehlte, wohl an vierhundert Schritte zurück auf einen freien Platz. In demselben Augenblicke sah ich den General von Blücher, den ich seit Wochen nicht mehr erblickt hatte, in vollem Galopp an der Spitze von zwanzig bis dreißig Officieren und einigen hundert Husaren eine lange breite Straße hinunter jagen. Es sollte, wie mir ein Officier zurief, dort baierische Cavallerie, die stets zu unseren erbittertsten Feinden im französischen Heere ge-

hört hatte, in die Stadt gedrungen sein, und der alte Blücher wollte die Bayern wieder herausjagen, was auch von ihm in sehr entschiedener Weise geschehen ist.

Kaum eine Viertelstunde hatte ich wohl auf diesem Platze gehalten und war inzwischen eifrig bemüht, meine Bespannung, an der viele Pferde schon fehlten wieder etwas zu ordnen und meine Kanonen mit den letzten Schüssen, die ich noch besaß, zu laden, als plötzlich französische Scharfschützen in ganz eigenthümlicher Uniform mit lautem Geschrei aus einer Seitenstraße hervorstürzten und ihre Gewehre auf uns abfeuerten. Ich fühlte, daß mich eine Kugel an der linken Schulter getroffen eine andere aber mein Pferd durchbohrt hatte, so daß dieses sich hoch aufbäumte, dann einige Schritte fortsprengte und bald mit mir zusammenbrach. Was nun weiter geschah davon weiß ich nichts, denn ich war betäubt unter meinem Pferde zusammengesunken. Als ich wieder zu meinem vollen Bewußtsein erwachte, war es schon vollständige Finsterniß. So gut ich konnte blickte ich um mich und erkannte, daß ich in einem großen, matt erleuchteten Raum, einer Diele oder Flur, auf einem Strohlager lag. Ich fühlte jedoch, daß

meine Schulterwunde bereits verbunden sei, auch hatte ich keine Stiefeln sondern weiche Morgenschuhe an den Füßen, und mein Kopf ruhte auf einem Federkissen. So hatten sich also jedenfalls mitleidige Menschen meiner angenommen. So weit ich es erkennen konnte, lagen noch drei bis vier Verwundete in dieser Halle, von denen Einige stöhnten, Einer aber schon im letzten Todesröcheln lag. An meinem Kopfende stand ein großer irdener Topf mit Wasser, und da mich furchtbar dürstete, trank ich solchen in einem Zuge aus, worauf ich dann wieder aus Ermattung in einen tiefen Schlaf fiel.

Als ich wieder erwachte, war es schon hell, und ich erkannte nun, daß eine alte, zwar einfach aber wohlhäbig gekleidete Bürgersfrau in dem großen Zimmer bei der Pflege der Kranken beschäftigt war. Sie reichte mir nun auch eine warme Biersuppe, die mich ungemein erquickte, und sagte dann, ich solle nur ruhig über mein Schicksal sein, ich befände mich in guter Pflege, und der Stadtwundarzt der mich gestern verbunden, habe gesagt, daß meine Wunde weiter nicht gefährlich sei und ich in einigen Wochen wieder hergestellt sein würde. Ich kann es gar nicht schildern, wie diese Worte der braven Frau

mich erfreuten. Bei all' dem Unglück hatte ich das Glück gehabt, daß mein Pferd auf den Hof eines großen Kornhändlers gelaufen und dort mit mir zusammengestürzt war. Einige Stunden soll ich dort unter dem todten Thiere gelegen haben, als die Frau eines Schiffers, der im Hinterhause des Hofes vom Kornhändler wohnte, mich gesehen und da sie noch Leben in mir entdeckt, aus Mitleid auf einen leeren Bodensaal, den sie zu einem Lazarethe für verwundete Preußen gemacht, hat tragen lassen. Dieser braven, von wahrer christlicher Nächstenliebe erfüllten Frau Schultz, die ganz unendlich viel für uns verwundete Preußen gethan hat und Tag und Nacht selbst mit Aufopferung ihrer Kräfte und ihres Geldes für uns thätig war, verdanke ich nächst der Gnade Gottes, wohl hauptsächlich die Erhaltung meines Lebens. Wahrlich, wenn ich jemals für eine Frau einige Dankbarkeit empfunden habe und sie so recht aus vollem Herzen ehre und achte, so ist es diese Schiffersfrau Schultz aus Lübeck gewesen. Mit rührender Sorgfalt pflegte sie nicht allein mich, sondern auch die drei verwundeten preußischen Soldaten, die mit mir in dem Saal lagen, und that fast mehr als ihre Kräfte gestatteten. So eine milde und werk-

thätige Frau, welche die christliche Barmherzigkeit nicht allein immer in schönen leeren Worten auf der Zunge trägt, sondern solche auch wirklich übt und selbst in eigener Trübsal, der Leiden ihrer Mitmenschen nicht vergißt, ist doch eine ungemein edle Erscheinung, und ich habe es stets für einen großen Vorzug des Schicksals angesehen, wenn ich in meiner vielbewegten Lebenslaufbahn derartigen Wesen begegnen durfte. Wie nichtig sind doch Rang und Stand und Talent oder Reichthum gegen eine solche sich selbst aufopfernde, christliche Barmherzigkeit.

In den ersten Tagen meines Aufenthaltes bei dieser Schiffersfrau, lag ich in ziemlich heftigem Wundfieber und hatte nur vereinzelte wenige Stunden, in denen ich bei klarer Besinnung war. Meine Wunde allein hätte diesen schlechten Zustand wohl nicht herbeigeführt, sondern die Folgen der unausgesetzten Strapazen der letzten Wochen und auch wohl des tiefen und bittern Schmerzes, den ich über diesen Untergang meines theuren Vaterlandes Preußen und unseres schönen Heeres, bisher mit Recht der Stolz unseres Landes, empfand, hatten zu diesem fieberhaften Zustand sehr viel mit beigetragen. War ich vom Fieber befreit, so überfiel mich stets eine fast

unwiderstehliche Schlafsucht, und es war mir geradezu unmöglich, wach und geistig munter zu bleiben. So vergingen fast vierzehn Tage, bevor ich zu einem klaren Bewußtsein dessen, was seit meinem Sturze mit dem Pferde in Lübeck vorgegangen war, gelangte. Freilich war auch Alles, was ich jetzt hören mußte, so traurig, daß ich es immer noch früh genug erfuhr. So hatte denn auch das Blüchersche Corps dem Schicksal der Vernichtung und Gefangennehmung nicht entgehen können, und alle unsere ungeheuren Anstrengungen der letzten Wochen waren vergeblich gewesen. Und doch war dies nicht der Fall! Gerade der Marsch Blücher's und unsere unausgesetzte Vertheidigung trotz aller Niederlagen und Unglücksfälle, mehrere Wochen hindurch gegen einen weit überlegenen Feind, hatten der Welt gezeigt, daß noch nicht alle Kraft und Festigkeit aus den Reihen des preußischen Heeres verschwunden war, und es nur eines tüchtigen energischen Führers bedurfte, damit unsere Armee sich stets vollkommen muthig und zuverlässig gegen die Franzosen schlagen werde. Es ist mir wohl bekannt, daß es eine Zeit förmlich Mode gewesen ist, die preußische Armee von Jena und Auerstädt mit dem giftigsten Hohne zu über-

schütten und Alles was sie gethan hat, auf das Bitterste zu tadeln. Man hat hierin ganz entschieden sehr unrecht und ungerecht gehandelt, und ich würde mich freuen, wenn diese schlichten, unparteiischen Zeilen dazu beitragen sollten, Allen, welche sie etwa lesen werden, ein richtigeres Urtheil über unsere damaligen Truppen und ihre Leistungen einzuflößen. Wohl weiß ich sehr gut, daß nur zu Vieles bei uns im Heere veraltet und schlecht geworden war und unsere ganze Organisation nicht mehr dazu taugte, einem Napoleon und seinen kriegsgeübten Schaaren stets mit Erfolg die Spitze zu bieten. Auch unter unseren oberen Heerführern waren leider nur zu viele alte abgelebte Greise, die für den Großvaterstuhl, die Schlafmütze auf dem Kopfe und die irdene Thonpfeife in der Hand, nicht aber mehr für den Sattel des Streitrosses, den Säbel in kräftiger Faust, an der Spitze muthiger Truppen paßten, oder es waren eitle Schwätzer und Theoretiker, die wohl kritisiren aber nicht handeln konnten, und alle derartigen Menschen, denen unser König nur zu sehr sein Vertrauen schenkte, mußten freilich unermeßliches Verderben über unser Heer und somit auch unser Land bringen. Was aber die einzelnen Regimenter

betrifft, so haben sich solche, mit Ausnahme mancher polnischer Soldaten aus Westpreußen und vieler zwangsweise ausgehobenen Münsteraner und Hannoveraner, von denen freilich auch nicht zu verlangen war, daß sie schon ein reges Gefühl für unsere altpreußische Waffenehre in der Brust tragen sollten, stets gut und zuverlässig geschlagen, sobald sie nur tüchtig angeführt wurden. Ich glaube schwerlich, daß selbst französische oder nun gar sächsische und rheinbündlerische Truppen einen derartigen Rückzug nach einer total verlorenen Schlacht, umgeben von Unglücksfällen aller Art, und allen möglichen Strapazen und Beschwerden ausgesetzt, in der Weise gemacht haben würden, wie unser Corps dies unter dem alten General von Blücher unausgesetzt über drei volle Wochen hindurch von Auerstädt bis Lübeck gethan hat. Und so rechne ich es auch jetzt noch mir zur gleichen Ehre an, während des Rückzuges eine Batterie geführt und in Ordnung erhalten zu haben, als in der Schlacht bei Leipzig mit ein Kämpfer gewesen zu sein, und hoffe, daß alle meine Nachkommen mein Andenken deshalb in gleicher Weise ehren und uns Soldaten von Jena nnd Auerstädt gegen alle ungerechten Vorwürfe mannhaft vertheidigen werden.

Was noch bei dieser Unglücksnachricht über die Capitulation unseres Corps, welche ich jetzt auf meinem Krankenlager in Lübeck erfuhr, mich besonders tröstete, war die mannhafte Weise, mit welcher unser General von Blücher solche abgeschlossen hatte. Hatte er es doch durchzusetzen vermocht, daß er unter die Capitulationsurkunde schreiben durfte: „Ich capitulire nur weil ich keine Patronen mehr zum Verschießen und kein Brod mehr zum Essen für meine Mannschaft habe." Wie ungemein vortheilhaft sticht diese Blüchersche Capitulation bei Ratkau gegen die des kleinmüthigen kopflosen Prinzen Hohenlohe bei Prenzlau, oder gar gegen die feige verrätherische Uebergabe von Magdeburg, Stettin, Spandau und anderen Festungen ab. Wahrhaftig, gerade in solch schlimmen Zeiten zeigt es sich so recht was ein Mann ist und welch' ungeheuren Werth solcher besitzt.

Was aus den Ueberresten meiner Batterie geworden war, konnte ich jetzt vorerst nicht in Erfahrung bringen. Später erfuhr ich jedoch, daß noch drei Geschütze mit zusammen fünfunddreißig Mann sich aus Lübeck gerettet und dann in dieser Capitulation von Blücher mit aufgenommen worden; alle übrigen Artilleristen waren theils getödtet, verwundet oder einzeln ge-

fangen genommen worden. Manche dieser gefangenen Artilleristen haben sich selbst wieder ranzionirt und nach Ostpreußen oder Colberg durchgeschlagen, um dort auf's Neue dann gegen die Franzosen diese bitter gehaßten Feinde unseres Königs, zu kämpfen.

Es ist mir in späteren Jahren noch oft die Freude zu Theil geworden, einzelnen Artilleristen, welche damals bei meiner Batterie standen, wieder zu begegnen. Stets habe ich mich wahrhaft darüber gefreut, auf das Kameradschaftlichste mit ihnen verkehrt und, bedurften sie meiner Unterstützung, ihnen diese mit Rath und That gewährt, soweit dies nur irgend in meinen Kräften stand. Nichts kettet doch die Menschen so fest für das ganze Leben zusammen, als die Erinnerung gemeinsam mit einander bestandener Gefahren; diese Erfahrung habe ich auch hierbei wieder so recht gemacht. Von den zwei wackeren Officieren die ich bis zuletzt noch bei meiner Batterie hatte, und die beide mit bei Rakau gefangen genommen wurden, ist der eine sehr bald nachher in Folge der gehabten Ueberanstrengungen gestorben, der andere dient jetzt noch als ein braver Artillerie-Officier Seiner Majestät unserem Könige, und hat auch während der

Feldzüge von 1813—1815 eine Batterie mit vieler Auszeichnung geführt.

Aber auch was ich sonst in Lübeck erfuhr, war wahrlich nicht erfreulich. Obgleich die Stadt selbst doch ganz unschuldig daran war, daß wir Preußen uns darin vertheidigten, hatten die Franzosen dort nach ihrer Einnahme auf eine Weise gehauset, wie es die Kroaten im dreißigjährigen Kriege in Magdeburg auch nicht viel ärger gethan haben können. Plünderungen, Mordthaten und Nothzucht waren von den entfesselten französischen Soldaten in Menge verübt worden und das Wohl ganzer unschuldiger Familien dadurch für immer vernichtet. Meine Wirthin hatte persönlich nicht viel gelitten, weil das Haus was sie bewohnte, sehr versteckt auf einem Hinterhofe lag, aber ihre Erzählungen von den Gräuelthaten, die sie mit angesehen oder gehört hatte, klangen schrecklich. Und das sind doch dieselben Franzosen, welche sich immer so rühmen, an der Spitze der Civilisation zu marschiren, stets die Worte Freiheit und Brüderlichkeit im Munde führen und auf uns Preußen als halbe Barbaren herabsehen.

Die sehr abgelegene Lage des Speichers, in dem ich mit meinen verwundeten Gefährten lag,

hatte auch das große Glück, daß die Franzosen, von denen die ganze Stadt noch voll war, sich weiter nicht um uns bekümmert und somit nicht zu Kriegsgefangenen gemacht hatten. Freilich konnte, in dem Raume nicht geheizt werden und so war es ziemlich unbehaglich darin, aber gern ertrug ich diese vorübergehende Unbequemlichkeit, wenn ich nur dadurch dem für mich so schrecklichen Loose der Gefangenschaft entging. Da unsere Wirthin nicht Betten genug für uns hatte, so lagen wir Alle zwar nur auf einem Strohlager, doch war dies durch Decken und eine Unterlage von großen Segeln so bequem gemacht, daß es sich ganz behaglich darauf schlief.

So wie ich in Lübeck erst einigermaßen wieder zu Kräften gekommen war, schrieb ich auch an mein liebes, treues Weib in Aurich, bei der meine Gedanken so oft weilten, und meldete ihr alle die letzten Ereignisse, die mich betroffen hatten. Dieser Brief, dessen Besorgung zur Post meine Wirthin übernahm, ist auch richtig in die Hände meiner Frau gekommen, die übrigen Briefe jedoch, welche ich seit den letzten sieben Wochen an sie abgesandt hatte, sind verloren gegangen. So hat die arme Frau über neun Wochen keine Zeile von mir erhalten und längere Zeit in der

peinlichsten Ungewißheit über mein Schicksal schweben müssen. Ja, ein Brigadeschreiber, ein elender Feigling der in einer Tour von Auerstädt bis Aurich geflohen war wo seine Eltern lebten, hat dort die Nachricht verbreitet, er wisse es ganz gewiß, daß ich mitsammt meiner ganzen Batterie in die Luft geflogen sei. Da nun gar keine Nachricht von mir kam, hat meine arme, schwergeprüfte Frau zuletzt an dies alberne Mährchen geglaubt, sich schon als eine Wittwe betrachtet, Wittwentrauer angelegt und viele, viele Schmerzensthränen vergossen gehabt. So hat denn mein Brief aus Lübeck, wenn er sonst wahrlich auch keine frohen Nachrichten brachte, doch eine ungemein große Freude erregt, da er von meinem Leben und daß ich mich verhältnißmäßig auch außer Gefahr befinde, Kunde gab.

Ueber sechs Wochen hatte ich jetzt bei dieser braven Schifferfrau Schultz in Lübeck, deren Andenken ich stets mit der größten Freundschaft bewahrt habe, in Quartier gelegen und war von ihr auf das Beste verpflegt worden. Da fühlte ich, daß meine Wunde geheilt und meine Gesundheit wieder so gekräftigt war, um zu jeder neuen Strapaze bereit zu sein. So wie mein körperliches Befinden wieder gut war, ließ es mir

auch keine Ruhe, und Tag und Nacht quälte mich der Gedanke, wie ich aus Lübeck fort und wieder zu dem Heere meines Königs kommen könne. Ich wußte, daß in Colberg und Ostpreußen noch preußische Truppen ständen, und so war es nun mein eifrigstes Bestreben, wo möglich mich dahin durchzuschleichen und in ihren Reihen auf's Neue gegen die Feinde meines Königs und Vaterlandes zu kämpfen. Zwar mußte ich, um von Lübeck bis nach Colberg oder Danzig zu kommen, mich durch die ganzen französischen Truppen die in Mecklenburg und Pommern garnisonirten, hindurchschleichen, allein trotzdem hoffte ich, daß mir dies mit Ausdauer und Geschick gelingen würde. Glücklicher Weise besaß ich noch an fünfzig Friedrichsd'or, die ich in einem Gürtel um den Leib trug, und konnte somit auch meiner braven Wirthin einen kleinen Ersatz für ihre Mühe geben. Zwar weigerte sie sich anfänglich, irgendwie Geld von mir anzunehmen, und ließ sich nur zuletzt mit vieler Mühe acht Goldstücke als Ersatz für ihre Auslagen aufnöthigen. Den tüchtigen Stadtwundarzt, der mich so gut geheilt hatte, belohnte ich auch und ließ mir dann von meiner Wirthin einen warmen, vollständigen Schifferanzug besorgen. So hoffte ich in der

Verkleidung eines Steuermannes mich durch Mecklenburg durchschleichen zu können, zumal ich von meinem Aufenthalte in Stettin her, wo ich viel und gerne mit den Schiffscapitainen verkehrt hatte, die Sitten und Sprechweise der Schiffer genau kannte.

Unter den preußischen Soldaten, die mit mir von der Frau Schultz verpflegt waren, befand sich auch ein Unterofficier von den Blücherschen Husaren, der schon ebenfalls von seiner Wunde vollständig geheilt war. Er war ein wohlhabender Bauernsohn von der Insel Wollin, ein sehr braver, tüchtiger Mensch, so recht zum Husaren geeignet. Der bat mich nun dringend, ihn doch jetzt mitzunehmen, und da ich dachte, daß nicht allein dem Heere unseres Königs ein braver Soldat dadurch zugeführt werde, sondern auch die Gefahren der Reise sich von zwei Mann leichter als von einem ertragen ließen, so willigte ich in sein Begehren und kaufte ihm ebenfalls einen Matrosenanzug. Zu meiner Freude besaß unsere gute Wirthin auch noch zwei alte Seepässe für einen preußischen Steuermann und Matrosen, und durch einige Fälschungen und Radirungen wurden solche so zugerichtet, daß sie für ein nicht allzu geübtes Auge so ziemlich auf

uns paßten. So wanderte ich denn an einem ziemlich freundlichen Januartage des Jahres 1807 mit frischen Kräften aus Lübeck fort, begleitet von den besten Segenswünschen der edelmüthigen Frau Schultz, von welcher der Abschied mir wirklich ungemein schwer ward, so viel Gutes hatte sie uns erwiesen. Leider ist die wackere Frau im Sommer 1815 schon gestorben, und so konnte ich ihr das unendlich viele Gute was sie an mir gethan, nicht mehr vergelten. Ihr Andenken hat aber stets bei mir in den höchsten Ehren gestanden, und hoffentlich wird dies auch in meiner ganzen Familie immer der Fall sein.

Es war mein Plan mich sammt meinem Gefährten längs der ganzen pommerschen und mecklenburgschen Seeküste bis nach Colberg durchzuschleichen. Wir wollten alle Orte, in denen französische Besatzung stand, möglichst zu vermeiden suchen und hatten uns deshalb in zwei großen leinenen Quersäcken, die wir über den Rücken hängten, einen Vorrath von Lebensmitteln und auch einige Wäsche mitgenommen. Wurden wir nach Stand und Reisezweck gefragt, so wollten wir antworten, daß wir pommersche Seeleute wären, unser Schiff in Holland verloren hätten und zu Fuß in unsere Heimath reisten.

An dem Thore von Lübeck wurden wir zwar von einem französischen Korporal der Wache angehalten, doch warf dieser nur einen flüchtigen Blick auf unsere alten Seepässe die er wahrscheinlich doch nicht lesen konnte, und ließ uns dann ungehindert ziehen. So waren wir denn vorläufig der Gefahr in französische Gefangenschaft zu gerathen, die während unserer ganzen Anwesenheit in Lübeck über uns geschwebt hatte, entgangen, und es war ein ungemein fröhliches Gefühl, mit dem ich, sammt meinem wackeren Gefährten, in Gottes freier Natur dahin wanderte. War uns Beiden doch so leicht um das Herz, daß wir schon so weit wieder gekommen waren, daß wir unwillkürlich auf einer Stelle des Weges wo uns Niemand hören konnte, in ein lautes, freudiges Hurrah ausbrachen.

So kamen wir denn auch glücklich über die mecklenburgische Grenze und übernachteten in einem Kruge des kleinen Fleckens Dassow, ohne weiter angehalten zu sein. Da wir Beide plattdeutsch sprachen und viele Seemannsausdrücke und Flüche gebrauchten, auf welche wir uns unterwegs ordentlich einlernten, so hielten uns die Leute allgemein für pommersche Matrosen, thaten sich in unserer Gegenwart keinen Zwang

an, sondern schimpften gehörig über die Franzosen los, worin wir auch mit einfielen. Diese allgemeine Abneigung gegen die Franzosen, welche ich in ganz Mecklenburg und an der pommerschen Ostseeküste traf, that meinem Herzen sehr wohl. Freilich mußte ich auch leider gar manchen harten Tadel über Preußen schweigend mit anhören, ja selbst den Leuten in meinem Innern nicht ganz Unrecht darin geben, obgleich dies mich doch bitter kränkte. Am Abend des zweiten Tages, wo wir in einem Dorfkruge unweit von Wismar übernachteten, mußte ich noch eine große Besorgniß ausstehen. Ich weiß nicht aus welchem Grunde wir dem Dorfkrüger verdächtig geworden waren; kurz er forderte uns die Pässe ab und trug solche zu dem Rittergutsbesitzer, damit dieser sie genauer prüfen sollte. Der Gutsbesitzer hatte die Fälschungen und Radirungen entdeckt und schickte nun seinen Jäger nach dem Krug, damit der uns arretiren und zu ihm zu einem Verhöre bringen solle. Ich muß gestehen daß mir bei diesem Gange etwas unbehaglich zu Muthe war, denn wenn wir wirklich arretirt, ja vielleicht sogar an die Franzosen ausgeliefert wurden, so mußte die Kriegsgefangenschaft unser Loos sein. Der Gutsbesitzer, ein alter Herr von Adel,

schnauzte uns Beide zuerst in sehr grobem Tone an, hielt mir die umgeänderten Zahlen in meinem Passe vor Augen, schien uns für Vagabunden oder gar für Mitglieder einer Räuberbande, welche Mecklenburg damals unsicher machte, zu halten und wollte uns schon in das Gefängniß werfen und am andern Morgen an das Gericht in Wismar abliefern lassen. Glücklicher Weise bemerkte ich während dieser für mich höchst peinlichen Scene, daß an den Wänden der Stube mehrere Porträts in preußischer Soldatenuniform hingen, ja entdeckte auch zuletzt das Porträt des Gutsbesitzers selbst in der Uniform des alten Kyau'schen Kürassierregiments. Ich frug nun den Gutsbesitzer ob er früher vielleicht ein preußischer Officier gewesen sei, und als er dies mit einem derben Fluch über meine vorlaute Frage und was mich dies anginge, bejahte, entdeckte ich ihm ohne Umschweife meinen und meines Gefährten Stand. Anfänglich war der alte Herr freilich noch etwas mißtrauisch und richtete manche Frage an uns, um die Wahrheit unserer Angaben zu prüfen, als ich ihn aber zuletzt doch davon überzeugte, ja auch eine an mich gerichtete Ordre des Obristen von York die ich noch verborgen bei mir trug, gezeigt hatte, da änderte

er nun auch sogleich sein Benehmen. Er nannte mich „Herr Kamerad,“ schüttelte mir die Hand und verschwor sich unter sehr kräftigen Flüchen, es würde der dümmste Streich seines Lebens gewesen sein, wenn er uns habe arretiren lassen und dadurch vielleicht veranlaßt, daß wir in die Kriegsgefangenschaft dieser millionenmalverfluchten französischen Spitzbuben wie er sich ausdrückte, gefallen wären. Es wurde nun Wein und alle möglichen guten Speisen geholt, wir mußten bei dem Alten eine treffliche Abendmahlzeit einnehmen und viel trinken, und erhielten auch ein gutes Nachtlager, wie ich solches seit meinem Abmarsch in das Feld noch nicht wieder gehabt hatte. Die gastfreundliche Einladung, noch einige Tage auf dem Gutshofe zu verweilen, lehnte ich aber ab, theils weil die Gegend nicht sicher war, da in Wismar noch eine französische Garnison stand, die häufig Patrouillen umher schickte, mehr aber noch, weil sowohl ich wie auch mein Gefährte der Unterofficier, es kaum erwarten konnten, so bald als möglich wieder unter den preußischen Fahnen gegen die Franzosen zu fechten. Wir nahmen am andern Morgen noch einen herzlichen Abschied von diesem wackern echt preußisch gesinnten Rittergutsbesitzer in Mecklen-

burg, der auch darauf bestand daß er uns in seinem Schlitten bis nach dem Hafenflecken Warnemünde fahren lassen wolle. Er rieth uns nämlich, nicht über Rostock und dem Damgartner-Paß nach Pommern zu gehen, weil hier eine sehr scharfe Fremdencontrolle von den Franzosen ausgeübt würde, sondern wo möglich zu versuchen, daß wir in Warnemünde ein großes Seeboot erhielten, um damit bis an die pommersche Küste zu segeln. Der Strohschlitten mit den vier kräftigen Braunen in dem der Gutsbesitzer uns nach Warnemünde fahren ließ, war auch noch mit gefüllten Eßkobern, in denen Schinken, Würste und ähnliche gute Speisen waren, bedacht, und auch ein Flaschenkorb mit einem Dutzend Flaschen französischen Bordeauxwein, oder „Rothspon", wie sie in Mecklenburg sagen, nicht vergessen.

In Warnemünde kamen wir am Spätabend an, denn die Landwege welche wir fuhren, waren vom Schnee ganz verweht, und kehrten in einer Schifferherberge ein. Am andern Morgen bemühte ich mich mit Hülfe des Wirthes, ein geeignetes Boot zur Fahrt nach der Insel Usedom zu finden, doch hielt dies schwer, da eine solche Reise in jetziger Jahreszeit sehr ge-

fährlich und beschwerlich war. Endlich fanden sich für den Preis von zwölf Friedrichsd'ors, von denen die Hälfte sogleich, die andere Hälfte bei der Landung auf Usedom ausgezahlt werden sollte, zwei alte verwetterte Seeleute bereit, die Fahrt zu unternehmen, und noch an demselben Abend segelten wir in einer großen Steinschluup, die eine Art von kleiner Kajüte hatte, freilich nicht größer als ein Hundeloch, da es heller Mondschein und ein günstiger Seewind war, ab. Wir segelten stets längs der Küste hin und landeten am Morgen bei einem Dorfe auf dem Fischlande, wo wir uns mit warmen Getränken und Speisen wieder aufthauten, denn die Nacht im scharfen Winde auf offenem Boote war äußerst kalt gewesen. Abwechselnd hielten immer der eine Warnemünder und entweder ich oder der Unterofficier die Wache, während die zwei anderen dann in große mit Heu gefüllte Säcke die wir mitgenommen hatten, krochen und sich eng zusammengedrängt in die kleine Kajüte preßten, um sich so besser erwärmen und einige Stunden schlafen zu können. Auf diese Weise brachten wir vier Tage auf dem Wasser zu, bis wir endlich glücklich auf der Insel Usedom landeten. Es war eine höchst beschwerliche Fahrt, und wir

mußten von Kälte und zuletzt Schneegestöber viel leiden, allein da wir Alle sehr abgehärtete, an Wind und Wetter gewöhnte Menschen waren und es uns an kräftigen Speisen und gutem Grog oder Wein nicht fehlte, so fochten uns diese Strapazen weiter nicht sonderlich viel an. Bei dieser Fahrt erkannte ich so recht wieder, welchen großen Nutzen mir meine frühere abgehärtete Lebensweise und auch die vielfache Uebung, welche ich in Stettin bei unseren ausgedehnten Wasserfahrten erlangt hatte, gewährte. Wahrlich, ein Officier kann in der Weise niemals genug thun und sollte jede Gelegenheit sich möglichst viel abzuhärten, ja benutzen.

In Usedom empfingen unsere warnemünder Seeleute ihre Bezahlung und noch ein Goldstück außerdem als Extrabelohnung, worüber sie sehr schmunzelten, und sich dann unverzüglich wieder auf die Heimfahrt machten. Ich selbst aber begrüßte mit unbeschreiblicher Freude den Boden meines preußischen Vaterlandes wieder und dankte so recht inbrünstig aus vollem Herzen meinen Schöpfer, daß seine starke Hand mich bisher beschützt und so weit wieder hergestellt hatte, um meinem Könige auf's Neue mit den Waffen in

der Hand zu dienen, wie dies Pflicht und Gewissen mir geboten.

Auf die dringende Einladung meines Gefährten des Husarenunterofficiers, den ich bei dieser ganzen Fahrt so recht aus vollem Herzen achten und schätzen gelernt hatte, da er ein kreuzbraver Soldat durch und durch war, wanderte ich jetzt mit ihm nach dem Bauerngehöft seines Vaters, das wir am nächsten Tage auch erreichten. Das war aber eine unendlich große Freude der Eltern und Geschwister, als sie den todt geglaubten Sohn und Bruder, von denen sie seit Monaten nichts mehr gehört hatten, nun plötzlich frisch und gesund in das Haus treten sahen. Besonders die alte Mutter, so eine recht würdige, einfache, schlichte und fromme Bauersfrau, konnte sich von ihrem Lieblingssohn kaum wieder trennen und zeigte dabei eine Feinheit des Gefühls und einen so zarten weiblichen Sinn, wie ich dies nicht oft selbst bei den vornehmsten und gebildet sein wollenden Frauen kaum gefunden hatte.

Zwei Tage blieb ich bei dieser trefflichen, echt pommerschen Bauernfamilie die mich als hochgeehrten Gast auf das Beste verpflegte, dann drängte es mich mit unwiderstehlicher Kraft fort,

um sobald als möglich nach der Festung Colberg zu eilen. Hatte ich hier doch mit vollständiger Gewißheit erfahren, daß in dieser Festung noch unsere preußische Fahne wehte und auch Detachements der Colberger Garnison oft viele Streifzüge in Pommern hinein unternahmen und den Franzosen dabei den empfindlichsten Schaden zufügten. Mir brannte der Boden förmlich unter den Füßen, bis ich mich diesen Truppen anschließen und wieder fechten konnte.

Auch der Unterofficier der Blücherschen Husaren zauderte keinen Augenblick, schon nach zwei Tagen wieder Vater und Mutter und das sichere behagliche Haus zu verlassen, um sich auf's Neue den Wechselfällen eines blutigen und wie es nur zu sehr den Anschein hatte, dabei hoffnungslosen Krieges auszusetzen. „Mein Sohn Wilhelm ist ja Soldat und hat unserem Könige dem Soldateneid zugeschworen, und so ist es ja nur seine Pflicht und Schuldigkeit, auch bis zum letzten Augenblick bei den Truppen zu bleiben. Wenn wir pommerschen Bauern jetzt im Unglücke unsern guten König verlassen und ihm nicht unsere Söhne gerne geben wollten um für ihn in den Krieg zu ziehen, wer sollte ihm dann wohl treu bleiben?“ sagte der alte Bauer, als seine Frau

von ihrem Mutterherzen hingerissen, sich zu der Aeußerung verleiten ließ, es wäre doch gut, wenn Wilhelm jetzt bei ihnen zu Hause bleiben könnte.

Der Abschied des Elternpaares von dem abermals scheidenden und in den Kampf ziehenden Sohne war so einfach würdig und großartig in Denk- und Handelsweise, wie dies in der gepriesensten römischen Heroen- oder der deutschen Ritterzeit auch nicht mehr der Fall gewesen sein kann. Und doch waren dies Alle nur einfache pommersche Bauersleute, und die ganze Handlung geschah auf einem abgelegenen Bauernhause der Insel Usedom. Bei dieser Gelegenheit lernte ich so recht wieder erkennen, welche prächtige echt frische Kraft und unvertilgbare Treue und Liebe für unsern König in dem Bauernstand unserer altpreußischen Provinzen noch liegt, und ich freute mich, daß auch ich ein Sohn dieser Gegenden war und mein Vater als einfacher Lehrer in Pommern gelebt und gewirkt hatte.

Zwar noch unter mannichfachen Mühen und Beschwerden, aber im Ganzen doch ohne weitere Abenteuer gelang es mir und meinem Gefährten, dem Unterofficier, uns längst der Seeküste bis nach der Festung Colberg durchzuschleichen. Am

zehnten Februar langten wir bei den ersten preußischen Vorposten bei Colberg an, und es war ein unbeschreiblich stolzes Gefühl für mich, als ich zuerst wieder Truppen unseres Heeres in vollen Waffen und bereit, jede Stunde gegen die Feinde zu kämpfen, sah. Inbrünstig dankte ich meinem Schöpfer, daß seine Gnade mich nun auch wieder hierher geführt hatte.

Fünftes Capitel.

Die Festung Colberg und der Beginn ihrer Belagerung. Rittmeister von Schill und sein Corps. Der alte Bürger Nettelbeck und seine so überaus verdienstvolle Thätigkeit. Ich erhalte den Befehl über die Geschütze der Bastion „Lauenburg". Unser neuer Commandant, der Major von Gneisenau und seine nähere Charakteristik. Heftige Belagerung durch die Franzosen. Verschiedene Vorfälle bei dieser Belagerung. Wackeres Benehmen der Bürgerschaft. Schlechte Hülfsmitlel in der Festung. Ueberaus starkes Bombardement am ersten und zweiten Juli. Meine Verletzung durch ein Stück eines zersprungenen Geschützes.

Die Festung Colberg ist freilich nur klein und ihre strategische Lage weiter von keiner sonderlichen Wichtigkeit, und so konnte es eigentlich auf den ferneren Gang des ganzen Krieges von keiner entscheidenden Bedeutung sein, ob sie von den Franzosen erobert oder von uns Preußen behauptet wurde. Und dennoch halte ich diese anhaltende Vertheidigung Colbergs von der aller=

größten Bedeutung, selbst für das fernere Geschick Preußens. Es ward der Welt doch dadurch so recht bewiesen, daß noch nicht alle Kraft und Tüchtigkeit aus dem preußischen Heere geschwunden sei und es nur eines energischen Anführers bedurfte, damit unsere Truppen, selbst unter den schwierigsten Verhältnissen, unter allen Umständen auf das Muthigste kämpften und einem weit überlegenen Feinde den erfolgreichsten Widerstand leisteten. An den Zug Blücher, der Vertheidigung von Colberg unter Gneisenau, und Graudenz unter Courbière, wie an manchen kühnen Thaten unserer Truppen in Ostpreußen, konnten altpreußische Herzen sich doch wieder aufrichten und Trost und Muth für eine bessere Zukunft gewinnen. Auch das Benehmen fast der gesammten Bürgerschaft von Colberg war musterhaft und gab ein hell leuchtendes Beispiel von Patriotismus und Aufopferung für das Vaterland, was in der jetzigen trüben Zeit, in der selbst ein nur zu großer Theil der Bevölkerung von Berlin, der Hauptstadt des Landes, sich so erbärmlich benommen hatte und die Banquierssöhne sogar dem Kaiser Napoleon freiwillig eine berittene Ehrengarde bildeten, doppelt erfreuen mußte. Was die Bürgerschaft von

Colberg im Frühling 1807 gethan hat, war ein Vorläufer von dem was das preußische Volk in seiner überwiegenden Mehrheit später in den Jahren 1813 und 1814 that.

Als ich selbst in Colberg ankam, sah es ziemlich traurig daselbst aus. Der Commandant Obrist von Loucadon war zwar persönlich ein braver und ehrenwerther, aber dabei altersschwacher, in pedantische, unnütze Formen eingezwängter und energieloser Mann, und daher in keiner Hinsicht für den ungemein wichtigen und verantwortlichen Posten, den er jetzt einnahm, geeignet. Auch die Vertheidigungsanstalten der Festung waren ungenügend und die Besatzung theils zu schwach, theils auch aus manchen ungeeigneten Leuten, die nicht viel taugten, zusammengesetzt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, wenn die Franzosen schon jetzt eine ernsthafte Belagerung unternommen hätten, sie die Festung sehr bald in ihre Gewalt bekommen haben würden. Dies unterließen unsere Feinde glücklicher Weise, theils weil sie glaubten daß sie Colberg ohnehin bald genug nehmen könnten, sobald sie nur eine kräftige Anstalt dazu machten, theils aber auch, weil es fast unmöglich war, in den grundlosen pommerschen Landwegen während des Win-

ters die schweren Kanonen, die zu einer ernsthaften Belagerung nothwendig waren, herbei zu schaffen. So ward die Festung jetzt nur cernirt und von dem Verkehr mit dem übrigen Lande möglichst abgeschnitten.

Es hatten sich aber einzelne Officiere und Soldaten von allen möglichen Truppengattungen unseres Heeres, die durch Verwundungen, Gefangenschaft oder sonstige Zufälligkeiten von ihren eigentlichen Regimentern abgeschnitten waren, jetzt nach Colberg begeben, um hier den Kampf gegen die so bitter gehaßten Franzosen mit möglichster Energie fortzusetzen. Unter diesen hierher versprengten Officieren befand sich auch der Rittmeister von Schill, vom Regiment Königin-Dragoner, der sich als Parteigänger 1809 durch sein tragisches Ende einen so bekannten Namen erworben hat. Ich habe Herrn von Schill noch als jungen Officier, während ich in Stettin in Garnison stand, recht gut gekannt und viel mit ihm verkehrt, und kam auch jetzt in Colberg, im Anfange fast in täglichen Verkehr mit ihm, so daß ich mir wohl ein Urtheil über seine Persönlichkeit anmaßen darf. Der Herr von Schill war ein ganz eigenthümlicher Mensch, der sehr schwer beurtheilt werden

konnte und zuletzt häufig zu stark überschätzt, mitunter aber auch zu sehr unterschätzt wurde. Es lag stets ein eigenthümlicher Zug von Träumerei und ein Hang, phantastischen Luftgebilden nachzuhängen, in ihm, der mit seiner sonstigen derben Art und seiner Neigung zur Flasche und zum Kartenspiel sehr in Widerspruch stand. Schon als junger Lieutenant schloß er sich oft wochenlang ein und trieb irgend ein Studium, was für ihn nicht den mindesten praktischen Nutzen hatte, dann warf er plötzlich wieder Bücher und Papiere fort, und kam kaum aus dem Wirthshause und verbrachte ganze Nächte hinter der Flasche, so daß er eigentlich trotz aller seiner Arbeiten gar keine reellen Kenntnisse besaß und kaum einen halbwegs richtigen Brief schreiben konnte. Auch den Dienst vernachlässigte er sehr, und obgleich er gut ritt und ein äußerst muthiger Soldat war, so soll er doch stets nur ein recht mittelmäßiger Cavallerieofficier, der kaum eine Schwadron, geschweige denn ein Regiment richtig zu führen verstand, gewesen sein. Eine Sucht, um jeden Preis von sich reden zu machen, und eine große persönliche Eitelkeit waren stets bei ihm vorherrschend, und es gab keinen so toll verwegenen, abenteuerlichen und gefährlichen

Streich, den er nicht sogleich ausführte, wenn er hoffen durfte, dadurch so recht in aller Leute Mund zu kommen. Als Kamerad war er sehr launenhaft, übelnehmisch und sehr streitsüchtig, so daß er viele Duelle hatte, dabei aber auch wieder treu, aufopfernd bis zur Selbstvergessenheit, zuverlässig, muthig, und wenn man ihn nur richtig zu nehmen wußte, sehr leicht zu lenken und zu beherrschen, so daß er stets viele wahre Freunde besaß.

Hier in Colberg war der Rittmeister von Schill als Parteigänger von dem allergrößten Nutzen und hat entschieden die wichtigsten Dienste geleistet, obgleich er auch manche Confusionen anrichtete und sich zum Beispiel zum Commandanten der Festung nicht im Allermindesten geeignet haben würde. Ein wirklich fanatischer Franzosenhaß beseelte ihn, und wenn wir preußische Officiere alle, den Kaiser Napoleon und seine Schaaren auch bitter haßten und wahrlich alle Ursachen dazu hatten, so kam in der Intensivität dieses Hasses doch Niemand ihm gleich. Sonst fand ich meinen alten Kameraden, den hier wieder zu sehen, ich mich herzlich freute, sehr düster im Gemüthe und dann oft wieder von einer wilden Lustigkeit. Es hieß, daß er eine

unglückliche Liebe im Herzen trage, ja Einige wollten sogar wissen, daß dies zu unserer schönen, liebreizenden Königin Luise von Preußen der Fall sei. Sein Thatendrang war ein wahrhaft rastloser, ja, wäre es nach ihm gegangen und hätten die Pferde und Menschen seiner Truppen es ausgehalten, so wäre er niemals zur Ruhe gekommen und Tag und Nacht draußen im Felde gewesen, um nur ja den Feinden möglichst zu schaden. Die Schaar, die er gebildet hatte und die seinen Namen trug, bestand aus einigen hundert Reitern und eben so vielen Infanteristen. Es waren größtentheils selbstranzionirte Soldaten aus allen möglichen Regimentern; in der Regel muthige und kräftige Männer, die auch von tüchtigen Officieren befehligt wurden und so trotz ihrer schlechten Bewaffnung, Bekleidung und auch nur mangelhaften Disciplin im kleinen Kriege sehr Tüchtiges leisteten. Der Unterofficier von den Blücher'schen Husaren, der mit mir von Lübeck gekommen war, trat sogleich bei diesen Schill'schen Reitern ein und wußte sich als tüchtiger Cavallerist sehr bald eine geachtete Stellung daselbst zu verschaffen. Dieser äußerst brave Mann, so recht das Muster eines guten Unterofficiers wie er sein soll, hat später noch den aben=

teuerlichen Zug des Schill nach Stralsund mitgemacht, ist dann wieder in das alte pommersche Husarenregiment eingetreten, erwarb sich 1814 das eiserne Kreuz und dient jetzt noch als Zahlmeister mit dem Lieutenantscharakter im Regiment. Ich habe mich stets gefreut, wenn ich dem braven Manne hin und wieder im ferneren Leben begegnen und ihm dann so recht von Herzen die Hand drücken konnte, denn gerade solche Männer wie er gereichen unserem preußischen Volke wie Heere zur Zierde und bilden mit die festeste Stütze des Staates.

Um nun auf Schill zurückzukommen, mit dem ich auch in Colberg wieder viel verkehrte, denn trotz seiner mancherlei Ueberspanntheiten zog mich doch sein wackeres echt preußisches Herz und sein tüchtiger Sinn zu ihm, so freute ich mich sehr, daß Seine Majestät unser König ihn für sein Benehmen so glänzend belohnte und nach dem Tilsiter Frieden ganz außer der Tour zum Major und Commandeur eines Regiments beförderte. Gerade solche außergewöhnliche Verdienste, wie Schill sie in dieser trüben Zeit entwickelte, verdienten auch eine außergewöhnliche Belohnung.

Ueber das kopflose Unternehmen des Majors

von Schill und seinen unbesonnenen Zug im Jahr 1809 nach Stralsund war ich mit vollem Rechte sehr erzürnt. Er sündigte dadurch gegen eine der ersten Pflichten jedes Soldaten, die Disciplin und gab ein äußerst schlechtes Beispiel, was glücklicher Weise ohne weitere Nachahmung blieb. Was sollte auch wohl aus unserem preußischen Vaterlande werden, wenn jeder beliebige Regimentscommandeur das Recht hätte, sein Regiment auf eigene Faust zu irgend einem abenteuerlichen Unternehmen zu führen und ohne Genehmigung seines Herrn und Königs den Krieg zu erklären? Es muß als ein wahres Glück betrachtet werden, daß Schill, der das Thörichte seines Zuges bald eingesehen hatte und nun in Stralsund den Soldatentod selbst suchte, diesen auch gefunden hat und so, hoch zu Roß, den Säbel in der Faust, durch eine feindliche Kugel sein Leben verlor. Ein besseres Loos konnte er unmöglich noch finden, denn wäre er in Napoleon's Hände gefallen, so hätte dieser ihn zweifellos erschießen lassen, während hingegen der König von Preußen ihn ganz entschieden vor ein Kriegsgericht gestellt und dieses ihn zur Cassation und langjährigen Festungshaft, wenn nicht gar zum Tode, verurtheilt haben würde, sobald

er in preußische Gewalt gekommen. Diesem Allen entging er nun durch seinen Reitertod.

Uebrigens ward der Major von Schill im Jahre 1809 auch nur durch fremde Anreizung zu diesem so höchst unbesonnenen Zuge, der unsern König so leicht in das größte Verderben hätte stürzen können, verleitet. Es gab in Berlin eine geheime Partei, die Schill, der in seinem ganzen Leben nichts weniger wie ein klarer, politisch irgendwie zurechnungsfähiger Kopf gewesen war, nur so als unbewußtes Werkzeug gebrauchte und ihn als Fühler benutzte um zu probiren, wie denn eigentlich die politischen Zustände in Norddeutschland beschaffen wären. Ja, es gab damals manche Stimmen, die sogar behaupten wollten, daß französische geheime Agenten im Stillen dabei thätig gewesen wären, denn Napoleon habe gehofft, daß Preußen sich vielleicht sogar durch diesen Schill'schen Zug zu einem Kampfe gegen Frankreich hinreißen lassen könnte und ihm so die erwünschteste Gelegenheit gebe es vollends zu vernichten. Ich persönlich bin gewiß stets ein so eifriger Franzosenhasser, wie nur je ein Mensch gewesen, und habe den Tag kaum erwarten können, an dem es mir vergönnt war, den ersten Schuß gegen diese

Feinde meines Königs und Vaterlandes abzufeuern, aber meine Einsicht mußte mir doch sagen, daß 1809 noch nicht die rechte Zeit für den Ausbruch dieses Krieges gekommen sei und wir in jeder Hinsicht viel zu schwach, Napoleon aber noch zu allmächtig für uns war. Preußen hätte 1809 bei dem besten Willen nicht 100,000 Mann nur irgendwie brauchbare Soldaten in das Feld stellen können, und der große Soldatenkaiser Napoleon gebot damals noch über ungleich mächtigere militärische Hülfsmittel aller Art.

Wenn ich also auch als preußischer Officier und wahrer Patriot das kopflose Unternehmen des Majors von Schill im Jahre 1809 entschieden mißbilligen mußte, so habe ich sein Andenken doch stets in hohen Ehren gehalten und bewahre mehrere eigenhändige kleine Briefe die er mir während der Belagerung von Colberg schrieb, noch jetzt als eine sehr werthvolle Erinnerung auf.

Noch einen früheren Bekannten, an dem ich mit vollem Rechte die größte Freude haben konnte, traf ich jetzt in Colberg; das war der alte Ehrenmann Joachim Nettelbeck, ein wahres Muster eines echten und rechten Bürgers, wie solcher jedem Staate und jeder Stadt zur höchsten Zierde

gereicht. Mein seliger Vater, der ja längere Zeit in Colberg gelebt, und für diese alte gute Stadt stets eine besondere Vorliebe gehegt hatte, war in seiner Jugend ein Lehrer von dem Joachim Nettelbeck gewesen und hatte diesem als Junge, Privatstunden ertheilt. Von dieser Zeit her hatte Nettelbeck, der inzwischen ein tüchtiger Schiffscapitain geworden war, stets noch eine große Anhänglichkeit an meinen seligen Vater bewahrt und uns wiederholt auch in Stargard besucht. Ich war damals zwar noch ein wilder Junge gewesen, hatte mich aber immer ungemein gefreut, wenn dieser gutmüthige, lustige Schiffscapitain, oder wie die Führer der Kauffahrteischiffe damals allgemein noch genannt wurden, „Schiffer" Nettelbeck unser Haus besuchte. Er wußte so hübsche Geschichten von allen seinen Abenteuern und gefährlichen Fahrten zur See und in ferne Länder zu erzählen, brachte uns wiederholt seltene Muscheln und andere Raritäten mit und schnitzte uns auch einmal, da er durch ein Fußübel mehrere Tage bei uns in Stargard zurückgehalten wurde, ein hölzernes Schiff mit vollen Segeln.

Zwar waren jetzt wohl über zwanzig Jahre vergangen, seit ich den Schiffer Nettelbeck, der

inzwischen schon ein Sechziger geworden war und als Brauer und Branntweinbrenner in seiner Vaterstadt Colberg lebte, nicht mehr gesehen hatte, allein es war doch mit mein erster Gang nach meiner Ankunft in der Festung, ihn aufzusuchen. Er erkannte in dem langbärtigen Artilleriehauptmann den ungezogenen Jungen Wilhelm, der früher so oft auf seinen Knieen gesessen hatte, zwar nicht sogleich, allein um so herzlicher und aufrichtiger war seine Freude, als ich ihm meinen Namen genannt und den Zweck, weshalb ich nach Colberg gekommen war, angegeben hatte, und selten wohl habe ich einen kräftigeren und aufrichtiger gemeinten Händedruck empfangen als gerade von ihm. Während meines ganzen Aufenthaltes in Colberg verkehrte ich nun gerne und viel mit dem alten Nettelbeck und habe manche äußerst nützliche Rathschläge von ihm empfangen. Er war ein Mann, dem Kopf und Herz auf dem rechten Flecke saßen und der in allen Verhältnissen des Lebens sich große Achtung zu verschaffen und eine nicht geringe Geltung zu erwerben wußte. Bei der Vertheidigung der Festung zeichnete er sich im höchsten Grade aus und erwarb sich ein großes Verdienst. Tag und Nacht fast war er unausgesetzt thätig und

scheute weder die größten persönlichen Gefahren, noch die empfindlichsten pecuniären Opfer oder gar die unausgesetzten Anstrengungen und Strapazen, die er übrigens bei seiner großen vielgeübten körperlichen Abhärtung trotz seiner hohen Jahre mit Leichtigkeit ertrug, wenn es galt, der Vertheidigung zu nützen. Ein recht preußisches Herz voll wahrer Liebe für seinen König und sein Vaterland schlug in seiner Brust, und dabei war er kein Mann, der diese patriotische Gesinnung nur in leeren Worten zeigte, sondern solche auch stets durch wahre Thaten bethätigte. Da der alte Nettelbeck unter der Bürgerschaft von Colberg großes Ansehen besaß, so wirkte sein Beispiel ungemein belebend und anfeuernd auf alle Uebrigen, und ich habe die feste Ueberzeugung, daß ohne ihn die Haltung der Bürger nicht eine so musterhafte gewesen sein würde, als sie es nun glücklicher Weise, der Stadt zum ewigen Ruhme — mit ganz geringen Ausnahmen gewesen ist. Daß übrigens der alte Herr nicht auch einzelne Fehler besaß, will ich nicht leugnen. Er war mitunter wohl etwas zu hitzig und unüberlegt, zu rechthaberisch und wollte sich auch in Sachen mischen, von denen er nun einmal nichts verstehen konnte. So entsinne ich mich

noch, daß er mir einmal Vorschriften machen wollte, auf welche Weise ich eine Batterie aufstellen sollte. Ich lachte aber, faßte seine Hand und sagte: „Nichts für ungut alter Freund, davon verstehen Sie nichts. Wenn es gilt, ein Schiff von der Rhede in den Hafen zu bringen, da sind Sie der rechte Mann, und ich werde mich nie erdreisten, dazwischen hinein zu sprechen, aber die Aufstellung von Landbatterien ist nun einmal mein Handwerk was ich gelernt zu haben hoffe." Er faßte sich bald, sah mich dann schweigend eine Weile an, schob seine runde Pelzmütze verdrießlich etwas bei Seite und meinte: „Sie mögen wohl recht haben, lieber Hauptmann," worauf er fortging. So schlecht sich übrigens Nettelbeck mit dem unfähigen, pedantischen, mit ganz unberechtigtem Stolze auf alle Bürger herabblickenden Obristen von Loucadou vertrug, so vortrefflich stand er sich später sogleich mit dem neuen Commandanten, dem Major von Gneisenau. Dieser erkannte mit richtigem Scharfblick alsbald die vielen trefflichen Eigenschaften des Mannes und wußte sie für den gemeinsamen Zweck der Vertheidigung, auf das Beste zu benutzen. Und so ist es denn meine aufrichtige Ueberzeugung, daß dieser frühere Schiffer und damalige Brauer

und Brenner Joachim Nettelbeck sich um die Vertheidigung von Colberg ganz ungemein große Verdienste erworben hat und sein Name stets mit den höchsten Ehren genannt werden muß, wenn die Geschichte dieser denkwürdigen Belagerung geschildert wird. Möge es unserem Preußenlande in den Stunden der Gefahr nur niemals an vielen solchen thatkräftigen, wahrhaft patriotisch gesinnten Männern fehlen; wir werden dann in einem gerechten Kriege selbst auch die Uebermacht eines Feindes nicht zu scheuen haben.

Mir persönlich ging es sogleich bei meiner Ankunft in Colberg ziemlich schlecht. Ich hatte mir doch wohl bei meiner Flucht aus Lübeck schon größere Körperkräfte wieder zugetraut, als ich nach meinem Wundlager noch besitzen mochte, und mich in der sehr beschwerlichen Seefahrt von Warnemünde bis nach der Insel Usedom stark erkältet; kurz ich verfiel schon am zweiten Tage hier in ein heftiges Fieber, was mich über sechs Wochen auf das Krankenbett niederwarf, und mein Leben wiederholt ernstlich gefährdet haben soll. Glücklicher Weise hatte der alte Nettelbeck mir ein kleines stilles Stübchen bei einer armen, aber sehr braven Schneidersfrau verschafft,

die mich treulich pflegte, und da ich eigentlich eine starke Körperconstitution besaß, auch ein geschickter Arzt mich behandelte, so genas ich früher, als ich dies selbst mitunter wohl gehofft hatte. Es war mir übrigens ungemein niederdrückend, gerade jetzt wo mein König so dringend kräftige Officiere gebrauchte und ich so gerne gegen die Feinde gekämpft hätte, unthätig auf dem Siechenlager bleiben zu müssen, und ich bat in den vielen einsamen Stunden die ich hier zubrachte, gar oft Gott in heißem Gebete, daß seine Gnade mich baldigst möge genesen lassen, damit ich meiner Pflicht als Officier genügen könne. Und wie oft gedachte ich dann meiner lieben treuen Gattin, die ja der größte Schatz meines Lebens war und nun in Kummer und Weh im fernen Ostfriesland leben mußte, und von der ich seit dem September vorigen Jahres noch nicht die mindeste Nachricht empfangan hatte.

Am zwölften April war ich endlich so weit wiedergenesen, daß ich mich zu dienstlichen Verrichtungen melden konnte, obgleich freilich meine Körperschwäche noch sehr groß war und ich mich bei längeren Gängen eines Stockes zur Stütze bedienen mußte.

Die Besatzung von Colberg bestand damals aus ungefähr viertausend Mann, unter denen sich freilich manche unzuverlässige Polen, die jede Gelegenheit zum Desertiren benutzten, befanden. Glücklicher Weise waren aber auch tüchtige pommersche Truppen in der Stadt, und es befanden sich eine Menge sehr gute Officiere daselbst. So war der zweite Commandant, Hauptmann von Waldenfels, der bei dieser Belagerung auch den Soldatentod fand, ein sehr energischer, überaus kriegstüchtiger Mann, der freilich von zu großem persönlichen Ehrgeiz beherrscht wurde, so daß er sich mit Niemand vertragen konnte. Ein überaus braver Officier, der in jeder Hinsicht als ein wahres Muster von Tüchtigkeit gelten konnte, war der Hauptmann von Steinmetz, der das schwache pommersche Reservebataillon commandirte, das im April zur Verstärkung unserer Besatzung von Danzig aus zur See ankam.

Hätte ich meinem persönlichen Wunsche folgen dürfen, so wäre mir der Antrag Schill's, vier Geschütze reitender Artillerie, die er in seinem Corps schon zusammengebracht hatte, zu commandiren, entschieden der erwünschteste gewesen. Bei solchem Commando hätte ich eine

unausgesetzte Thätigkeit im freien Felde gefunden und fast täglich Gelegenheit gehabt, mich mit den Franzosen in blutigem Kampfe messen zu können. Unter den jetzigen trüben Zeitverhältnissen konnte ich nichts dringender als dies wünschen. Allein zu einer solchen rastlosen Thätigkeit draußen im freien Felde, wie sie dieser Dienst im Schill'schen fliegenden Corps welches bald hier, bald dort war, erforderte, war ich körperlich noch viel zu schwach. Ich konnte kaum eine Stunde allein gehen, ohne mich auszuruhen, wie viel weniger daran denken, oft vierundzwanzig Stunden im Sattel zu sitzen, was ein Officier der Schill'schen reitenden Artillerie sehr häufig mußte. So nahm ich denn das Commando über die verschiedenen Festungsgeschütze, welche auf der rechten Wallseite standen, an, obgleich dies ein in jeder Hinsicht höchst unangenehmer und dabei undankbarer Posten war. Alle diese Festungsgeschütze bestanden auch schlechtem Eisen und waren so schwach, daß sie sämmtlich keine volle Ladung mehr aushielten. Trotzdem, daß sie nicht mehr als dreiviertel oder theilweise sogar nur eine halbe Ladung erhielten, sprangen von diesen dreißig Geschützen während der Belagerung doch achtzehn Stück und tödteten

oder verstümmelten einige zwanzig Artilleristen. Ward ich zuletzt doch selbst von einem schweren Eisenstück einer solchen zerspringenden Kanone so hart an der Brust getroffen, daß ich über vier Jahre lang halb Invalide blieb und meine volle Gesundheit niemals wieder seitdem erhalten habe. Die Lafetten, auf denen diese alten verrosteten Eisenröhre lagen, die seit der letzten Belagerung im siebenjährigen Kriege nicht mehr gebraucht worden waren, und in denen vielfach die Vögel genistet hatten, waren so verfault, daß sie keinen Schuß mehr aushalten konnten. Ich mußte daher in der Eile, aus Bauholz plumpe Blocklafetten zusammenschlagen lassen, die wenigstens nothdürftig ihren Dienst thaten, obgleich die Geschütze dadurch ganz unbeweglich wurden. An Munition fehlte es sehr, und besonders das Pulver, welches jahrelang in den feuchten Kasematten gelegen hatte, ohne umgepackt zu sein, war so naß, daß es nicht mehr explodirte; es mußte erst auf Leinewandtücher in der Sonne getrocknet werden, was eine sehr mühsame, ja selbst gefährliche Arbeit war, und wobei es ungemein an seiner Triebkraft verlor. Als Bedienungsmannschaft bei diesen dreißig Geschützen hatte ich dreißig Artilleristen von der Festungs=

artillerie-Compagnie. Es waren zwar manche alte brave Veteranen darunter, erprobte Ehrenmänner, denen unter ihrer groben Kommißuniform ein echt preußisches muthiges Soldatenherz schlug, aber Viele waren auch schon zu altersschwach und abgelebt, um den Dienst bei den Geschützen gehörig versehen zu können. Andere waren in dem langen Garnisonsleben Trunkenbolde oder sonst unbrauchbare Menschen geworden. Zur Bedienung der Geschütze waren mir außerdem hundert Infanteristen zugetheilt worden. Auch hierunter befanden sich manche rohe, höchst unzuverlässige Kerle, die zu dem Dienste bei den Geschützen gar keine Neigung hatten und nur durch den strengsten Zwang einigermaßen in Ordnung gehalten werden konnten. Auch an brauchbaren Unterofficieren fehlte es sehr, wie ich denn auch nur einen halb invaliden Zuglieutenant, einen sonst zwar sehr braven und bewährten Mann, der aber leider schon fast stocktaub war, als Officier erhielt. So hatte ich denn sehr viele und oft nicht gerade sonderlich angenehme Geschäfte und kam Tag und Nacht kaum von meinem Walle herunter. Ich hatte mir eine kleine Bretterhütte erbauen lassen, in der ich des Nachts schlief und bei Tage oft viele Stun-

den auf einem alten Lehnstuhl bei meinen Geschützen saß, da mir das Stehen noch zu schwer fiel, um so die verschiedenen Arbeiten die erforderlich waren, zu überwachen.

Mitte April begann nun die eigentliche Belagerung der Festung, die von dem französischen Marschall Mortier geleitet wurde. Er befehligte ein Corps von nahe an zehntausend Mann, theils national-französische Truppen, theils Italiener und süddeutsche Rheinbundestruppen. Letztere zeichneten sich leider durch ihre Roheit und vielfache Brutalitäten, welche sie in ganz Preußen ausübten, auf eine eben nicht vortheilhafte Weise vor den Franzosen aus und haben gerade kein gutes Andenken bei uns zurückgelassen.

Die Hauptkämpfe im April fanden an den Außenwerken statt, und ward besonders an der sogenannten Maikuhle, an der Mündung der Persante in das Meer, wo Schill'sche Infanterie lag, und an dem Außenwerk der Wolfsberg genannt, stark und mit abwechselndem Erfolge gekämpft. So hörte ich auf meinem Walle zwar häufig starken Kanonendonner, kam aber selbst noch nicht in das Gefecht und fand noch keine Gelegenheit, meine alten Kanonen feuern zu

lassen. Nur aus zwei alten Haubitzen, die hier ebenfalls standen, ließ ich einige Wurfgeschosse auf die feindlichen Stellungen abfeuern, doch zweifele ich daß die Kugeln den mindesten Schaden daselbst gethan haben.

Ende April traf zu unserer allgemeinen Freude auch der neue Commandant, den der König geschickt hatte der Major von Gneisenau, bei uns ein. Ich befand mich in der Abenddämmerung gerade wie gewöhnlich auf dem Walle und sah zu, wie meine Artilleristen ein Geschützrohr auf einer plumpen Blocklafette befestigten, als mich ein Officier im langen Mantel, den Mantelkragen des starken Regens wegen hoch aufgeschlagen, der mir persönlich unbekannt war, mit den Worten anredete: „Glauben Sie wohl, daß Colberg sich gegen eine langwierige Belagerung wird halten können?“ Ich erwiderte: „Gewiß, wenn wir einen neuen energischen Commandanten, der mit Einsicht und Entschlossenheit hier den Befehl führt, erhalten, — sonst freilich nicht.“ „An Herz und Willen dafür soll es nicht fehlen, und verleiht Gott uns seinen Schutz, so hoffe ich, daß die Franzosen hier niemals einziehen werden, — ich bin der von Sr. Majestät hier neu ernannte Commandant, Major von

Gneisenau," erwiderte dieser Officier, indem er mir die Hand reichte."

Das war nun eine sehr große Freude für mich, denn der Ruf den der Major von Gneisenau in unserem Heere besaß, war jetzt schon ein überaus vortrefflicher und so durfte ich mit Recht hoffen, daß die Vertheidigung von Colberg von Neuem auf die energischeste Weise geführt würde. Wahrlich, einen tüchtigeren, für diesen Posten in jeder Hinsicht mehr geeigneten Officier als diesen Mann hätte unser König uns nun und nimmermehr hierhersenden können; das sah ich schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft ein. Es war gleichsam, als ob mit dem neuen Commandanten auch sogleich ein ganz neues Leben in unsere Festung eingezogen war und Alles einen ganz andern, frischeren Geist athmete. Das Erste was der Major von Gneisenau nun that, war, sich das Vertrauen der Bürgerschaft zu erwerben und diese mit neuem Muthe zu erfüllen. Der Oberst von Loucadou in seiner hochmüthig befehlenden Weise hatte Alles gethan um die Bürger von sich abzustoßen, zu beleidigen und ihren Eifer erlahmen zu machen. Wahrlich, wäre die pommersche Tüchtigkeit vieler Bürger von Colberg

nicht eine so vortreffliche gewesen, und hätte der belebende Einfluß den Nettelbeck äußerte, nicht immer das Böse was der alte Loucadou that, wieder ausgeglichen, so hätte die Bürgerschaft zuletzt in ihrem patriotischen Eifer doch nachgelassen, und damit wäre die Uebergabe der Festung wahrscheinlich erfolgt. Das ward nun durch Herrn von Gneisenau gleich ganz anders. Auch auf die Garnison äußerte er schon alsbald den besten Einfluß und es war gleichsam als ob selbst die rohesten polnischen Soldaten es fühlten, daß jetzt ein sehr entschiedenerer Commandant als der frühere hier commandire und von nun an Jedermann seine volle Schuldigkeit thun müsse. Mehrere ärgerliche Streitigkeiten und unberechtigte Eifersüchteleien der einzelnen Officiere, unter denen das Ganze sehr litt, wußte der Major sogleich zu unterdrücken und Jeden in seine Schranke die ihm gebührte, zurückzuweisen. Dabei zeichnete er sich durch einen seltenen militärischen Scharfblick aus, erkannte stets den richtigen Augenblick, der für das Handeln am geeignetsten war, wußte die Schwächen der Feinde zu benutzen, unsere eigenen aber möglichst zu verbergen, war kaltblütig in der Gefahr, ruhig und gefaßt im Unglück und nicht übermü=

thig und leichtsinnig verwegen, wenn uns das Glück bisweilen zu begünstigen schien. Er war ein selten begabter Officier, der schon jetzt in den kleinen Verhältnissen zu Colberg zeigte, was sich später in einem so großartigen Wirkungskreise, wie er solchen zum unermeßlichen Heile Preußens in den Jahren von 1813—15 fand, mit Recht von ihm erwarten ließ. Hätten Stettin, Magdeburg, Spandau und andere Festungen solche Commandanten wie den Major von Gneisenau gehabt, nun und nimmermehr hätten sie sich so schmachvoll ergeben und wäre ein so begabter Officier Generalstabsofficier des Herzogs von Braunschweig gewesen, so hätte das Unglück bei Jena und Auerstädt sich schwerlich ereignet; dies ist meine feste Ueberzeugung. Und ebenso tüchtig wie als Soldat war der Major von Gneisenau auch als Mensch. Er besaß einen milden versöhnlichen Charakter, zeigte sich fern von jeder kleinlichen Eitelkeit und unberechtigtem Egoismus, war sanft in seinem Urtheile und gerecht in seinen Handlungen, und obgleich er der Strenge der Disciplin nicht das Mindeste vergab und unerbittlich strafen konnte wenn es sein mußte, so ehrte er doch in dem geringsten Soldaten seinen Mitmenschen und betrachtete ihn

als seinen Kameraden. Dabei war er von christlicher Frömmigkeit erfüllt, ehrte stets die Gebote Gottes und versäumte selbst während der Belagerung, wenn ihm nur irgend wie die Zeit dies erlaubte, so leicht des Sonntags den Gottesdienst nicht.

So war der Eindruck, den mir der Major von Gneisenau als Commandant von Colberg während der Belagerung machte, und obgleich ich in den Feldzügen von 1813—15 ihm ungleich ferner stand und gar nicht mehr mit ihm in persönliche Berührungen kam, so steigerte sich doch meine Ueberzeugung von seinem hohen Werth immer mehr. Es war eine große Gnade Gottes für die wir Preußen alle gar nicht dankbar genug sein können, daß er unserem armen, so tief niedergebeugten Vaterlande gerade zur Zeit seines größten Elendes solche Männer, wie Gneisenau einer war, verliehen hat, denn vorzugsweise sie bildeten die festen Stützen, an denen wir Uebrigen uns wieder aufzurichten vermochten.

Während des Monats Mai fanden nun die Hauptkämpfe um die Schanzen des Wolfsberges statt, die von den Feinden wiederholt mit aller Macht angegriffen, von unseren Pommern denen die Vertheidigung anvertraut war, aber mit än-

ßerster Standhaftigkeit vertheidigt wurden. Ich persönlich kam hiebei nicht mit in das Gefecht, hatte aber sonst fast Tag und Nacht unaufhörlich zu thun, da mir die Oberaufsicht über die sehr schwierige Anfertigung der Artilleriemunition mit übergeben ward.

In den letzten Tagen des Monats Mai und Anfang Juni kam der Feind mit seinen Laufgräben immer mehr an uns heran, und besonders die Schanzen des Wolfsberges wurden hart bedrängt. Jetzt mußte ich auch mit meinen Festungsgeschützen auf den Wall häufig feuern lassen, allein bei der nothgedrungenen schwachen Ladung glaube ich kaum daß unsere Kugeln dem Feinde gerade sonderlichen Schaden zugefügt haben werden. Leider sprangen nur zu häufig welche von unseren Geschützen, und manch' braver Soldat verlor durch die umherfliegenden Stücke das Leben oder doch seine gesunden Gliedmaßen. Wir hatten einzelne Geschütze die so schlecht waren, daß ich beim Abfeuern die Mannschaft vorher erst immer hinter eine aus starken doppelten eichenen Latten gezimmerte Schutzwand, die auf Rädern herbeigeschoben wurde, treten ließ, damit bei dem nur zu häufigen Springen die Sprengstücke keinen Schaden anrichten konn-

ten. Musterhaft war jetzt wirklich aber die Vertheidigung des Wolfsberges, in welchem ein tapferer Hauptmann, von Bülow, den Oberbefehl führte, und die Besatzung desselben zeigte so recht, was preußische Soldaten zu leisten vermögen, wenn sie nur einigermaßen tüchtig commandirt werden. Als endlich die Schanze total zerstört und die Geschütze demontirt waren, übergab der Hauptmann von Bülow am elften Juni das nicht mehr zu vertheidigende Werk gegen die Bedingung, daß er mit dem schwachen Häuflein der übriggebliebenen Vertheidiger, mit Wehr und Waffen frei in die Stadt abziehen könne. Was nur Truppen zu leisten vermögen, das haben diese pommerschen Soldaten die den Wolfsberg so lange unverzagt vertheidigten, bis das Ganze nur ein zusammengeschossener Erdhaufen war, in der That geleistet. Ehre sei ihnen dafür bis auf die spätesten Zeiten.

Nachdem die Feinde, größtentheils deutsche Rheinbundstruppen, die hier verwandt wurden, da die Franzosen diese als Kanonenfutter für gut hielten, sich im Wolfsberg festgesetzt hatten, kamen sie der Festung nun schon so nahe gerückt, daß ihre Geschosse bis in die Stadt selbst flogen. So begann denn nun auch für meine

Wallkanonen täglich eine immer größere Thätigkeit, und wir mußten tüchtig feuern. Wenn nur unsere Kanonen und unsere Munition besser gewesen, so hätte dies stete Geschieße mir viel Vergnügen gewährt, aber mit schlechten Geschützen scharf feuern zu müssen, ist für den Artilleristen ebenso peinlich, als wenn ein Infanterist mit einem gewöhnlich versagenden Gewehr tirailliren, oder ein Cavallerist auf einem halb lahmen Pferde attaquiren soll.

Durch den unübertrefflichen Muth unseres Grenadier Bataillons unter seinem tapfern Hauptmann von Waldenfels, wurde der Wolfsberg in einer stürmischen dunkeln Nacht noch einmal von den unsrigen erobert und die feindliche Besatzung gefangen genommen. Leider verlor der Hauptmann von Waldenfels bei dieser Gelegenheit sein Leben, was ein großer Verlust für die preußische Armee war, denn er gehörte mit zu unseren kühnsten und energischesten und dabei auch kenntnißreichsten jüngeren Officieren, obgleich sein ungemessener persönlicher Ehrgeiz und ein etwas arrogantes Auftreten ihn sonst gerade nicht sehr beliebt machten. Lange konnten wir freilich den Wolfsberg nicht behaupten, und die Feinde besetzten ihn bald wieder, doch hatten diese

vielen Ausfälle welche unsere Garnison jetzt beständig unternahm, dem französischen General Mortier gezeigt, welch kühner Geist unsere Besatzung beseelte, so daß er jetzt ungemein vorsichtig und langsam in seinen Belagerungsarbeiten fortschritt. Leider hatten die Franzosen treffliche, vielgeübte Ingenieurs-Officiere, requirirten aus ganz Pommern zahlreiche ländliche Arbeiter zum Schanzen und geboten über eine starke und gute Artillerie und so rückten sie uns denn immer näher. Dazu sandte der Kaiser Napoleon, dem es verdroß, daß das kleine Colberg noch immer solchen hartnäckigen Widerstand leistete, immer neue Truppen zum Belagerungscorps, so daß bald an sechzehntausend Mann uns gegenüberstanden. Auch ward der Marschall Mortier, mit dem der Kaiser nicht zufrieden schien, abberufen und durch den sehr tüchtigen General Loison im Oberbefehl ersetzt.

Wiederholt hatten die in die Stadt geworfenen feindlichen Granaten schon gezündet, und nur durch die Thätigkeit der Bürger, welche die Löschanstalten trotz aller feindlichen Geschosse trefflich besorgten, wurden größere Feuersbrünste verhindert. Bei der Leitung dieser Löschanstalten zeichnete sich besonders mein alter Freund Net-

telbeck auf das Rühmlichste aus. Er war trotz seines hohen Alters Tag und Nacht fast auf den Beinen und gewiß stets da zu finden, wo die Gefahr am größten war. Ein Vortheil für uns war es, daß in Colberg viele Seeleute wohnten, die fast immer muthige, gewandte, starke und an ein gemeinsames Arbeiten auf Commando gewöhnte Menschen sind.

Immer näher rückten nun in den letzten Tagen des Juni die Belagerer, und immer heftiger und für uns schädlicher ward ihr Feuer. Wir verloren jetzt viele Leute und besonders auch Officiere, die gewöhnlich, wie es ja die Ehrenpflicht jedes braven preußischen Officiers ist, stets an den gefährlichsten Stellen zu finden waren. Auch in meiner Bedienungsmannschaft bei den Geschützen, hatte ich jetzt fast täglich Verluste, und zwar theils durch die feindlichen Geschosse, theils aber auch durch das Zerspringen der eigenen Kanonen. Ich erhielt aber jetzt an dreißig bis vierzig junge Bürgersöhne aus der Stadt, fast durchweg Matrosen, zum Ersatz, die sich bald an die Arbeiten bei den Kanonen gewöhnten und auch die besten Dienste leisteten, zumal ich jetzt eine sehr treffliche Unterstützung an sechzehn sehr brauchbaren Artillerie-Unter-

officieren, die nach Colberg gekommen waren, bekam. Zu meiner großen Freude erhielt ich jetzt auch zwei recht gute englische Haubitzen, mit denen ich manchen wirksamen Schuß gegen die Feinde richten konnte. So verging denn unter fortgesetzter hartnäckiger Vertheidigung von unserer Seite der ganze Monat Juni, und obgleich der Feind immer weiter vordrang, so machten wir ihm doch Schritt vor Schritt das Terrain streitig.

Ein sehr blutiger Tag war der erste Juli, an dem der General Loison mit starker Macht die Maikuhle angriff und solche auch zuletzt eroberte. Der Rittmeister von Schill war nicht mehr in Colberg, sondern schwärmte mit seiner Cavallerie in Pommern umher, und die Schill'sche Infanterie welche die Maikuhle besetzt hielt, schlug sich an diesem Tage lange nicht so gut, als man dies eigentlich von ihr hätte erwarten sollen. Es waren manche rüde und undisciplinirte Kerle bei dieser Infanterie, und auch von den Officieren ließen Einzelne gar manches zu wünschen übrig, und so war die Schill'sche Infanterie im Ganzen doch nicht so gut, als manche andere, mehr disciplinirte Bataillone welche wir in der Festung besaßen.

Da der Major von Gneisenau einsah, daß die ausgedehnten Vorstädte um Colberg doch nicht mehr von uns vertheidigt werden konnten, so wurden manche Häuser, deren Besetzung den Feinden Vortheil gebracht haben würde, jetzt von uns selbst in Brand gesteckt. Es ist dies stets ein sehr trauriges Geschäft für jeden Soldaten, wenn er die friedlichen Wohnungen seiner eigenen Mitbürger in Brand stecken muß, und doch erforderte jetzt die Nothwendigkeit, daß wir dies ausführen mußten.

Das feindliche Bombardement dauerte fast den ganzen ersten Juli mit ungeschwächter Kraft fort, und auch wir antworteten von den Wällen so viel wir mit unseren schlechten Geschützen nur vermochten. Ich selbst ließ es mir nicht nehmen, die Haubitzen gewöhnlich eigenhändig zu richten, und ich glaube, daß ich manchen guten Schuß der sicher traf, an dem Tage gethan habe. Freilich verlor ich auch mehrere Leute, und eine feindliche Bombe die mitten zwischen der Bedienungsmannschaft einer Kanone platzte, zerschmetterte mir fünf Artilleristen, und darunter einen alten prächtigen Veteranen, Namens Mühlow, der schon den ganzen siebenjährigen Krieg als Bombardier mitgemacht hatte. Ich war an diesem Tage

von dem Gekrache der unaufhörlich in der Luft umherfliegenden feindlichen Geschosse und dem Gebonner meiner eigenen Kanonen mit denen ich feuern ließ, so lange nur die Röhre es aushalten wollten, so taub geworden, daß ich am Abend kaum noch ein Wort verstehen konnte, dabei sah ich schwarz wie ein Schornsteinfeger von all' dem Pulverschleim aus, meine alte Uniform die ich mir in Colberg wieder gekauft hatte, hing in Fetzen am Leibe, und ich blutete an der Hand stark aus einem Streifriß, den mir der Splitter einer Lafette gemacht hatte. In diesem Zustande sah mich der Major von Gneisenau, der am Nachmittag mitten im heftigsten Feuer alle Wälle inspicirte. Er reichte mir die Hand und sagte lachend: „Brav so, mein lieber Hauptmann, Sie tragen ja die beste Paradeuniform des Artilleristen.“ Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als eine Bombe ungefähr sechs Schritte von uns niederfiel und sich in den Boden einwühlte. Ich riß schnell den Major etwas zurück, als die Bombe sprang, ein Splitter davon mir den Hut vom Kopfe schleuderte und uns Beide über und über mit Erde bewarf. „Das war ein böser Gruß!“ lachte der Major von Gneisenau,

indem er so gut als möglich seine Uniform etwas von der Erde wieder reinigte.

An diesem ersten Juli war ich sechsunddreißig volle Stunden auf den Füßen und unausgesetzt bei meinen Geschützen. Ich war so ermattet, daß ich eine halbe Flasche Rum welche mir der alte Nettelbeck sandte, fast auf einen Zug austrank, um mich zu stärken, und als am Abend endlich das Bombardement aufhörte, fiel ich todtmüde neben der Haubitze nieder und schlief auf dem nassen Erdboden einen mehrstündigen festen Schlaf.

In der Nacht des ersten auf den zweiten Juli fing in der kaum grauenden Morgendämmerung das feindliche Bombardement abermals mit verstärkten Kräften an. Es war wirklich oft als ob die Hölle um einen tobte, so schwirrte und krachte und donnerte und blitzte es von allen Seiten um uns, und ich verlor wieder mehrere tüchtige Leute. Auf Befehl des Majors von Gneisenau mußten wir nur sehr langsam wieder feuern, um unsere Munition zu sparen, da man ja nicht wissen könnte, wie lange die Belagerung noch dauern würde, und wir nicht allzu viel brauchbares Pulver noch besaßen. Der General Loison hatte am

ersten Juli einen Parlamentär an den Major von Gneisenau mit sehr ehrenvollen Capitulationsbedingungen abgesandt, und da dieser Antrag, wie man von einem Manne, wie unser Commandant war, mit Entschiedenheit annehmen durfte, eine kurze abschlägige Antwort erhielt, so rächte der französische Obergeneral, den es sehr verdroß daß er die Festung nicht einnehmen konnte, sich jetzt durch dies vermehrte Bombardement. In der Nacht brannte es an neun bis zehn verschiedenen Orten, doch wurden die Flammen immer wieder rechtzeitig gelöscht, und allein in die Marienkirche schlugen an zwanzig feindliche Bomben ein. An diesem Tage wurden auch viele Bürger, Weiber und Kinder, die sich in die Keller ihrer Häuser verkrochen hatten, von den durch alle Läden schlagenden Bomben getödtet oder arg verwundet. Und doch ward all' dies Blut ganz unnütz vergossen, da ja schon am achtundzwanzigsten Juni der Waffenstillstand, dem dann bald dieser traurige Frieden von Tilsit folgen sollte, von unserem Könige mit dem Kaiser Napoleon abgeschlossen war. Mit ihrer bekannten Hinterlist hatten jedoch die Franzosen den preußischen Officier, der die Nachricht von dem Abschluß dieses Waffenstillstandes und den

Befehl zur Einstellung der Feindseligkeiten nach Colberg bringen sollte, mehrere Tage absichtlich zurückgehalten, um ja vorher die Einnahme der Festung zu bewirken und sich dann damit brüsten zu können. Dank der Gnade Gottes, der Tüchtigkeit unseres Majors von Gneisenau und der Besatzung und Bürger der Stadt, gelang dieser schändliche Plan jedoch nicht, und es blieb der Festung Colberg der schöne Ruhm der Unbesiegbarkeit.

Mir persönlich sollte es am zweiten Juli in aller Frühe noch recht schlecht ergehen. Ein altes eisernes Geschütz, dem ich schon lange nicht mehr viel zugetraut hatte, ward von einem jungen Artilleristen früher, als ich den Befehl dazu gegeben und mich davon entfernt hatte, mit einer Zündschnur abgefeuert. Das Rohr zersprang, und ein großes Hinterstück traf mich, der ich ungefähr nur acht bis zehn Schritte seitwärts davon stehen mochte, mit solcher Gewalt vor die Brust, daß ich sogleich zusammenstürzte und mir das Blut aus dem Munde floß. Zwar versuchte ich mich wieder aufzurichten, da ich äußerlich eigentlich keine Wunde bekommen hatte, allein es wollte nicht gehen, ich taumelte bald wieder zurück und mußte

mich auf eine Bank tragen lassen, wo die Artilleristen mich hinlegten. Einige Stunden blieb ich dort liegen, und obgleich ich sehr heftige Schmerzen im Innern meiner Brust fühlte und wohl empfand, daß mir ein Blutgefäß dort gerissen sein mußte, so wollte ich meinen Platz auf dem Walle doch nicht gerne verlassen und ertheilte so gut ich konnte mit schwacher Stimme noch einige Anordnungen.

Gegen Mittag dieses Tages, wo das Bombardement der Feinde eine längere Pause zu machen schien, wurde ich zuletzt immer schwächer und verlor allmählich das Bewußtsein. So viel entsinne ich mich noch, daß ich die Artilleristen bat, mich in eine Kasematte der Bastion Lauenburg, auf der die Geschütze, die ich befehligte, standen, zu tragen, mich dort auf ein Strohlager zu legen und dann wo möglich den mir schon von früher Jugendzeit bekannten Arzt vom Grenadierbataillon von Waldenfels, einen sehr geschickten Mediciner, zu holen.

Am späten Nachmittag kam auch dieser Arzt, ließ mir zur Ader und schröpfte meine Brust, worauf ich große Erleichterung verspürte und dann in einen wirklich todtenartigen festen Schlaf verfiel. Ich glaube, wenn sämmtliche Geschütze

von ganz Colberg unmittelbar neben meinen Ohren losgebrannt wären, so würde ich nicht davon erwacht sein, so müde und ermattet war ich.

Als ich am Morgen des dritten Juli die Augen aufschlug, stand der alte Nettelbeck in meiner Casematte und rief mir zu: „Freuen Sie sich lieber Hauptmann, Colberg ist gerettet, unser König hat einen Waffenstillstand mit den Franzosen abgeschlossen. Die Belagerung hat schon aufgehört, und der Major von Gneisenau wird heute Mittag in das französische Lager hinausreiten, um mit dem General Loison das Nähere zu verabreden."

Das waren gar freudige Worte des alten Nettelbeck, die prächtig an mein Ohr klangen, und so schwach ich mich auch noch fühlte, so richtete ich mich doch vom Lager auf, und rief: „Hurrah mein alter, lieber Freund, welch' frohe Botschaft bringen Sie mir hier." Freilich ahnte ich damals den Schrecken und die Trauer, welche dieser Tilsiter Frieden über unser armes Preußenland bringen sollte, noch nicht in seinem vollen Umfange, und so überwog für den Augenblick wenigstens, die Freude über die Rettung Colbergs alle anderen Hintergedanken. Kein Arzt der Welt hätte mir eine Medicin ver-

schreiben können, welche eine so wohlthätige Wirkung auf meinen Körper ausübte, als diese Worte Nettelbeck's.

Da meine Anwesenheit auf dem Walle nun nicht mehr erforderlich war, so ließ ich mich durch zwei Artilleristen in die Wohnung der Schneiderwittwe bei der ich zuerst krank gelegen hatte, geleiten, um dort abermals ein neues Krankenlager zu halten. Daß ich ein solches nothwendig haben würde, fühlte ich bald, denn wenn mein Zustand auch, wie mir der Arzt gesagt hatte, weiter nicht gefährlich war, so brauchte ich doch selbst im günstigsten Falle längere Zeit, wenn ich vollständig wieder genesen wollte.

Die Straßen von Colberg, durch welche ich jetzt auf den Arm von zwei Soldaten gestützt, langsam hindurch wankte, boten einen äußerst belebten Anblick dar. Aus allen Häusern waren sämmtliche Bewohner in das Freie geeilt und erfüllten die Luft mit den Freudenausrufungen: „Hurrah, es ist Frieden — die Belagerung hat aufgehört, — wir sind gerettet", und ähnlichen Worten. Alle Noth und Angst, die so eben erst überstanden waren, und alles Elend, was die kommende Zeit gewiß bringen mußte, denn sowohl die gesammte Bürgerschaft, wie auch jeder

Einzelne hatten durch diese Belagerung ungemein gelitten, wurden in diesem ersten Freudenrausch gänzlich vergessen, so sehr erfüllte das Gefühl der Sicherheit, der sich jetzt Alle nach so langer, banger Zeit ungestört hingeben durften, die Gemüther. Ganz eigenthümlich kam meinem Ohre, das in den letzten Wochen ja fast an ein beständiges Krachen der Geschütze und das Sausen der Bomben gewöhnt war, die Ruhe und Stille, die in der Luft herrschte, jetzt vor.

Was meine Augen auf diesem Gange durch die Stadt sahen, war freilich nicht erfreulich. Eine Menge von Häusern war theils abgebrannt, theils durch die einschlagenden schweren Geschosse so verwüstet, daß sie fast Ruinen glichen und bei ihrer ohnehin nur leichten Bauart mit dem Einsturze drohten. Auf den Dächern und vor den Lucken der Keller, in denen viele Bewohner in den letzten Wochen des heftigen Bombardements fast beständig gewohnt hatten, lag Dung oder Erde hoch aufgeschichtet, um das Durchschlagen der Bomben zu verhindern. In vielen Straßen war das Pflaster aufgerissen, damit die Bomben sich in dem weichen Erdboden besser einwühlen und so weniger Schaden zufügen sollten, und oft sah man tiefe Löcher,

welche die schweren Geschosse hier eingewühlt hatten. Fensterscheiben fand man in ganz Colberg kaum eine einzige unzerbrochen, so stark war oft die Erschütterung gewesen, und auch Gläser und Topfgeschirr war größtentheils zerstört worden.

Durch alle diese verwüsteten und oft fast unwegsamen Straßen, die trotzdem jetzt von jauchzenden und in laute Freudenausrufungen ausbrechenden Menschen jedes Alters und Geschlechtes wimmelten, wankte ich nach dem Häuslein meiner armen Schneiderwittwe. Die Kammer, in der ich zuerst krank gelegen hatte, war inzwischen durch eine einschlagende Bombe zerstört worden, doch fand ich glücklicher Weise in einem alten Hintergebäude, das ursprünglich freilich zu einem Kuhstall eingerichtet gewesen war, ein ruhiges Plätzchen und ein stilles Lager, und mehr bedurfte ich ja vorläufig nicht.

Das Erste übrigens was ich hier that, war, mit Bleistift auf einem groben Blatte Papier einen Brief an meine geliebte Frau nach Aurich zu schreiben und ihr meine letzten Erlebnisse und jetzige abermalige Verletzung mitzutheilen. War doch jetzt der Weg nach Ostfriesland wieder offen, und so durfte ich hoffen, daß auch dies Schreiben richtig an seine Adresse ankommen

würde, was auch der Fall gewesen ist. Kaum war mein Brief vollendet und sicheren Händen anvertraut, so mußte ich auch mein Lager wieder aufsuchen und habe noch manche schmerzensvolle Tage, ja Wochen daselbst zubringen müssen.

So war die mehr als viermonatliche glückliche Vertheidigung der Festung Colberg gegen einen weit überlegenen, mit allem Belagerungsmaterial trefflich ausgerüsteten Feind. Sie gereicht Allen, welche je noch ihrem Range und ihren Kräften daran Theil nehmen durften, unbedingt zur Ehre, und ich preise es noch jetzt als einen Vorzug des Schicksals, daß es auch mir vergönnt wurde, mich unter diese Zahl .rechnen zu dürfen.

Ward doch hier wieder ein unleugbares Beispiel gegeben, daß selbst im Jahr 1807 Preußens Heer und Volk auch den standhaftesten Widerstand selbst gegen die größte feindliche Uebermacht zu leisten im Stande waren, sobald nur energische, wirklich tüchtige Männer sich an die Spitze der Kämpfenden stellten.

War aber das Verdienst, welches sich viele Officiere, Soldaten und dann auch weit aus der größte Theil der Bürgerschaft, den alten Nettelbeck an der Spitze, bei dieser langwierigen Vertheidigung der schlecht armirten Festung oft unter

den allerungünstigsten Umständen erworben hatten, ein sehr großes, so wurden sie auch Alle möglichst reichlich dafür belohnt. Zwar war die Vertheilung so zahlreicher Orden, wie dies leider jetzt allmählich immer mehr zuzunehmen und dadurch den wirklichen Werth aller Ehrenzeichen so sehr zu verringern beginnt, damals noch nicht eingeführt, allein manche Krieger und auch einzelne Bürger und darunter vor Allen Nettelbeck wurden durch ihren König auch mit solchen sichtbaren Zeichen seiner huldvollen Anerkennung ihrer Verdienste, geschmückt. Durften doch Alle, welche hier während der Belagerung von Colberg Orden oder Medaillen erhielten, sich das eigene Zeugniß geben, daß sie solche wohl verdient hatten. Was nutzt aber wohl der glänzendste Orden der Welt und welchen Werth kann solcher wohl für den eigenen Besitzer haben, wenn dieser sich nicht selbst das Zeugniß zu geben vermag, daß er ihn nun auch in Wirklichkeit verdient habe? Wahrlich, wenn ich so manche Hofschranzen, die ihr ganzes Leben hindurch nichts Anderes gethan haben, als in den Vorzimmern umher zu antischambriren, mit den höchsten Ordenssternen geschmückt sehe, oder die Brust von Officieren, die während ihres Dienstes nie-

mals im feindlichen Feuer gewesen sind, mit so vielen Kreuzen und Sternen behangen finde, daß sie kaum noch Platz neben einander haben, so kann ich ein Gefühl des Spottes, oft freilich auch des Bedauerns darüber nicht unterdrücken. Wüßten doch nur die Monarchen, wie sehr sie durch eine Verleihung von Orden oft an wirklich nutzlose Individuen, deren wirklichen Werth verringern, sie würden wahrlich ungleich sparsamer mit deren Vertheilung verfahren, als dies jetzt leider nur zu oft geschieht.

Außer Orden und Medaillen gab es aber noch manche andere Belohnungen für Alle, die sich bei der Vertheidigung von Colberg besonders ausgezeichnet hatten. Zwar hatte dieser unheilsvolle Tilsiter Frieden unser armes, tief in den Staub getretenes Preußenland mit so hohen Kriegsschulden und Abgaben und Contributionen aller Art, so übermäßig belastet, daß unserm geliebten König, Friedrich Wilhelm III. kaum die Geldmittel übrig blieben, um seinen eigenen Hofstaat und Haushalt, selbst bei der größten Sparsamkeit nur einigermaßen anständig und der Königlichen Würde entsprechend durchzuführen, aber so viel er dies nur irgend vermochte, sandte er später nach Colberg auch pecuniäre Un=

terstützungen. Zuerst ward der gesammten Bürgerschaft der Stadt, ihr Antheil an der großen Kriegscontribution, welche Pommern aufbringen mußte, erlassen, und dies war schon eine sehr bedeutende Unterstützung. Manche Bürger, denen die Häuser verbraunt oder sonst zerstört waren, erhielten das zum Wiederaufbau nöthige Bauholz aus den Königlichen Forsten umsonst, ja Andere wurden auch sogar mit unverzinslichen Darlehen auf eine gewisse Reihe von Jahren unterstützt. Freilich mußte hierbei auf das Sparsamste verfahren werden, denn wie gesagt, in den Kassen des Staates, wie in denen des Königs herrschte leider eine nur zu große Leere, und Geld war in den Jahren von 1807—15 eine sehr seltene Sache im ganzen Preußenlande. Hatten doch Napoleon und seine Franzosen und mehr fast noch seine lieben treuen Verbündeten die Baiern und Würtemberger, dafür gesorgt, daß nicht allzu viel Geld bei uns zurückblieb, sondern alles, was sie nur zusammenraffen konnten, in ihre Heimath geschleppt. So ist denn freilich manch' wackerer Colberger Bürger durch diese Belagerung um den größten Theil seines oft schwer erworbenen Vermögens gekommen und noch jetzt (im Jahr 1818), wo ich diese Zeilen

schreibe, hat die Stadt sich von den Leiden des Krieges nicht gänzlich wieder zu erholen vermocht. Theilt sie hierin doch ein gleiches Schicksal mit fast allen übrigen Orten unseres preußischen Vaterlandes, denn es werden nur sehr wenige Personen der verschiedensten Stände bei uns leben, die nicht durch die Leiden der Jahre 1806—13 und durch die ungeheuren Opfer in den Jahren 1813—15 einen sehr bedeutenden Theil ihres Vermögens verloren haben.

Eine besondere, wenn auch natürlich bei der großen Sparsamkeit, welche der Staat beobachten mußte, nicht sehr große Pension erhielt der wackere Joachim Nettelbeck für sich und seine Familie. Wenn je eine Pension eine verdiente war, und man nur hätte wünschen können, daß sie weit höher ausgefallen, als es jetzt geschah, so war es diese. Selten habe ich in meinem ganzen vielbewegten Leben, das mich ja mit Tausenden von Personen der verschiedensten Stände zusammenführte, einen Mann kennen gelernt, dem ich so von ganzem vollem Herzen ehren und achten mußte, wie diesen alten früheren Schiffer und spätern Brauer und Brenner Nettelbeck. Er war das Muster eines echten und rechten Patrioten, wie er sein soll, und

ein nachahmungswerthes Beispiel der wahren und höchsten Bürgertugend. Seine Verdienste bei dieser Vertheidigung von Colberg waren ganz unermeßlich groß, da er nicht allein bei Tag und Nacht unermüdlich thätig war, überall mit Rath und That half und selbst bei den beschwerlichsten und gefährlichsten Arbeiten und so besonders auch bei dem Löschen der durch die feindlichen Geschosse entstandenen vielfachen Feuersbrünste selbst Hand mit anlegte, so wirkte sein Beispiel auch sonst ungemein belebend und anfeuernd auf die gesammte übrige Bürgerschaft. Wo nur irgendwie Schlaffheit oder selbst, wie dies besonders anfänglich noch unter dem alten, unfähigen Obrist von Loucadou mitunter der Fall war, Verzagtheit sich zeigte, da trat der alte Nettelbeck gewiß dazwischen, und seine feurigen, aus der reinsten Vaterlandsliebe und dem edelsten Patriotismus entspringenden Worte, wußten die Lauen und Schwachen anzufeuern, die Unzufriedenen zu beschwichtigen und selbst manche Feige zu ermuthigen. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß ohne Nettelbeck's muthige Handlung die Festung Colberg, schon bevor der Major von Gneisenau von unserm Könige zum Commandanten gesandt wurde und das Commando übernahm, an die Fran=

zosen übergeben worden wäre. Ein Beispiel von Aufopferung und Thatkraft, an dem sich selbst in dieser trüben Zeit manch' altpreußisches Herz so recht erfreuen durfte, wäre dadurch weniger gewesen, die Reihe jener so überaus kläglichen und erbärmlichen Uebergaben von Festungen, die leider einen so dunklen Fleck auf unserer sonst so hellglänzenden preußischen Kriegsgeschichte bilden, aber noch sogar vermehrt worden.

Auch Nettelbeck hatte an seinem kleinen Vermögen, das er sich größtentheils sehr schwer und durch langjährige saure Arbeit erworben, einen bedeutenden Theil bei dieser Belagerung eingebüßt. Er hatte mit der größten Freigebigkeit unausgesetzt aus seinen eigenen Mitteln Brod, Branntwein, Bier und verschiedene kräftige Speisen, nicht allein an die Soldaten der Garnison, sondern auch an arme hülfsbedürftige Bürger vertheilt und allein mehrere tausend Thaler für solche freiwillige Unterstützungen ausgegeben. So war die ihm durch die Gnade unseres Königs verliehene kleine Pension nur zu gerechtfertigt.

Ich erfreue mich jetzt noch mitunter des Wiedersehens des alten wackern Bürgers Nettelbeck, und es ist stets eine große Freude für mich, wenn ich ihm seine treue, durch Arbeit gehärtete

Hand, die so viel Gutes in dem langen Erdenleben gethan, niemals aber einer schlechten Handlung gedient hat, so recht herzlich drücken kann. Mögen die Nachkommen meines Geschlechtes, wenn sie etwa diese Zeilen lesen sollten, sich ein nachahmungswerthes Beispiel an Joachim Nettelbeck nehmen. Nicht allein der Soldat ist dazu berufen, für seinen König und sein preußisches Vaterland zu kämpfen und in den Tagen der Bedrängniß sein Leben und Alles was er sonst noch besitzt, mit Freuden zu opfern, sondern auch jeder Staatsbürger, welchem Stande er auch immerhin angehören mag, soll je nach Fähigkeiten und Kräften dafür zu streben und kein Opfer zu scheuen suchen, daß sein Vaterland groß und geachtet dastehe und einen vollgültigen Ehrenplatz in den Reihen der Völker Europas einnehme. Wie ich selbst der Sohn eines Lehrers und aus einer einfachen Bürgersfamilie hervorgegangen bin, so werden auch nicht alle meine Nachkommen nur die Uniform des Officiers tragen, sondern als Geistliche, Beamte, Lehrer, Kaufleute, Landwirthe oder welche nützliche Beschäftigung sie nun immerhin ergreifen wollen, sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben suchen. Was sie aber auch sein mögen, darauf

kommt es wahrlich lange nicht so viel an, sondern wie sie dies sein werden, und der Mann im einfachen Bürgerrock, der schlicht und recht alle seine Pflichten gegen seine Familie, seine Mitbürger, seinen König und sein preußisches Vaterland erfüllt, verdient eine ungleich höhere Achtung als manche ordensgeschmückte vornehme Excellenz, die in ihrem ganzen langen Leben auch niemals nur eine einzige edle Handlung gethan und ihren Mitbürgern wie dem Vaterlande, Nutzen gebracht hat.

Von den Officieren, die sich in Colberg besonders hervorgethan hatten, ward der Rittmeister von Schill ausgezeichnet belohnt, da er ganz außer der Tour zum Major befördert, ja sogar mit der Führung eines neugebildeten Regiments geehrt wurde. Ueber die vielen Verdienste Schill's, — aber auch über seine spätere unbesonnene, ja selbst frevelhafte Handlung, auf eigene Faust und ohne den Befehl seines Herrn und Königs dem er Treue und Gehorsam zugeschworen hatte, an Napoleon den Krieg erklären zu wollen, habe ich mich bereits früher ausgesprochen. Sein trauriges Ende konnte allen, allzu ehrgeizigen, in höchster Unbesonnenheit vergessenden Officieren, daß Treue und Gehorsam zu den

ersten Pflichten jedes braven Soldaten gehören, zum warnenden Beispiele dienen.

Unter den Infanterieofficieren des sogenannten „Schillschen Corps" hatte sich besonders auch ein guter näherer Bekannter von mir, der Hauptmann von Petersdorf so ausgezeichnet, daß er besonders belohnt wurde. In den Feldzügen von 1813—15 erwarb sich dieser Petersdorf dadurch einen bekannten Namen, daß er als Major die Infanterie des vielgenannten Lützowschen Corps, bei welchem auch der edle Dichter Theodor Körner als Officier diente, geführt hat. Allzu viele große Thaten hat zwar dies Lützowsche Corps nicht ausgeübt, woran theils wohl der Umstand, daß es zufälligerweise dem Wallmodischen Heere, das stets nur an der Unter-Elbe einen kleinen Krieg führte, zugetheilt wurde, theils aber auch seine etwas lockere Disciplin und die Ungebundenheit vieler Soldaten und Unkenntniß mancher Officiere vom Dienst schuld sein mochten. Auch mein alter Freund Petersdorf war zwar muthig wie ein Löwe und dabei brav, edelmüthig und sonder Arg und Falsch; kurz, ein Ehrenmann in der höchsten Bedeutung des Wortes, aber zu einem selbstständigen Führer, und nun gar eines solchen Freicorps nicht sonderlich geeignet. Er war nun

einmal nicht praktisch genug, nahm manche Sache in einer gewissen genialen Weise zu leicht, hielt nicht strenge genug auf Ordnung und Disciplin und verstand nicht, die Faulen und Unzuverlässigen, die in jeder zahlreichen Mannschaft vorhanden sein werden, mit der gehörigen Strenge zu ihrer Pflicht anzuhalten. So leistete auch seine Compagnie vom Schillschen Corps während dieser Belagerung von Colberg lange das nicht, was sie eigentlich hätte leisten sollen, obgleich er stets als ein Held an der Spitze seiner Leute focht. Es war 1813 in Breslau anfänglich die Absicht gewesen, das Lützowsche Corps mit einer Batterie leichter reitender Artillerie zu versehen, und Lützow selbst, den ich von langen Zeiten her persönlich kannte und auch in vieler Hinsicht ungemein schätze, hatte an mich geschrieben mit der Anfrage, ob ich wohl geneigt sei, die Bildung und Führung einer solchen Batterie zu übernehmen. Ich hatte dies aber sogleich ganz entschieden abgelehnt, da ich keine große Vorliebe für alle Corps, die eine verschiedene Organisation von dem regulären Heere und dabei gewöhnlich lockere Disciplin besitzen, hege. Sollte später im Laufe der Zeiten Einer meiner Nachkommen, der diese Zeilen liest, in den Fall gerathen, sein

Vaterland in den Stunden der Gefahr mit den Waffen in der Hand vertheidigen zu müssen, so gebe ich ihm den wohlgemeinten Rath, womöglich in ein bestimmtes Regiment des regulären Heeres, nicht aber in ein besonderes nach abweichenden Principien organisirtes Corps, einzutreten. Er wird in letzterem schwerlich so viele Gelegenheit zu wirklichen Kämpfen und ernsthaften, dem Vaterlande wahrhaften Nutzen bringenden Thaten, als im ersteren finden.

Wie ich schon erwähnte, hatte aber nach meiner festen Ueberzeugung der Major von Gneisenau das Hauptverdienst bei der Vertheidigung von Colberg, und hätte der König nicht gerade ihn zur rechten Zeit als Commandanten dahin gesandt, so glaube ich, daß sich die Festung nicht gehalten haben würde. Hier in Colberg gründete Gneisenau zuerst seinen großen militärischen Ruhm und erwarb sich eine so allgemeine, fest begründete und wohlverdiente Anerkennung, daß auch seine Feinde und Neider — und wo hätte es einem großen Manne wohl jemals an solchen gefehlt? — über sein späteres außerordentlich schnelles Avancement verstummen mußten. Und welch' Unglück wäre es für unser ganzes Preußenland gewesen, hätte Gneisenau nicht in den Jahren

1807—13 so Vieles für die bessere zeitgemäße Organisation unseres Heeres wirken und dann später 1813—15 als es endlich zum Hauptkampfe kam und es sich um ein Sein oder Nichtsein unseres Landes handelte, in seiner Stellung beim alten Blücher den größten Einfluß auf die gesammte Führung des Kampfes gewinnen können.

Mir persönlich war es auch eine große Freude, daß jetzt alsbald nach der Beendigung der Belagerung, als nur erst der Zugang in die Stadt wieder frei wurde, mein jüngster Bruder Theodor nach Colberg kam. Von edlem, wahrhaft christlichem Eifer getrieben, hatte er sogleich im Beginn des Jahres 1807, als es auch in Pommern an Lazarethen mit Tausenden von Kranken und Verwundeten leider nicht fehlte, sich freiwillig als Geistlicher für diese Anstalten gemeldet und mit dem größten Segen in diesem zwar so schweren und Opfer aller Art fordernden, aber dafür auch herrlich lohnenden Berufe gewirkt. So war er denn auch jetzt nach Colberg gekommen, da er mit Recht annehmen konnte, daß es in einer Festung, die über vier Monate eine so schwierige Belagerung ausgehalten hatte, nicht an Leidenden aller Art fehlen würde, die sich nach seiner geistlichen Hülfe bringend sehnten.

Von dem alten Nettelbeck hatte er meine Anwesenheit hier erfahren von der er nichts wußte, und trat nun in mein kleines Kämmerlein an mein Krankenlager. Da ich meinen Bruder Theodor seit dem Jahre 1796 also in zwölf Jahren nicht mehr gesehen hatte, so erkannte ich ihn anfänglich gar nicht wieder, und um desto größer war daher meine Freude, als er mir seinen Namen nannte. Hätte die Schwäche des Körpers mich nicht an mein Siechenlager gefesselt, so wäre ich vor Jubel dem geliebten Bruder um den Hals gefallen, so aber mußte ich mich damit begnügen, sein Gesicht, als er sich zu mir niederbeugte, recht herzlich zu küssen. Die Gegenwart meines Bruders war mir ein ungemein großer Trost, und seine Ermahnungen, nicht an der Gnade Gottes zu verzweifeln und Alles was unser Schöpfer in seiner Allweisheit sowohl über unser ganzes menschliches Geschlecht wie auch über jeden Einzelnen zu verhängen für gut findet, in christlicher Demuth zu ertragen, gewährten mir eine unendliche innere Beruhigung. Ist schon der Beruf jedes wahren Predigers ein hoher und herrlicher, so ist es der eines Feldpredigers, der wirklich oft den schweren Pflichten seines Amtes mit Pflichttreue nachkommt, in noch

weit höherem Grade. Wer wie ich oft Gelegenheit hatte, diese Männer mitten auf den mit Leichen und Verstümmelten aller Art bedeckten blutigen Schlachtfeldern oder was häufig noch grausiger ist, in den mit verderblichen Miasmen angefüllten überhäuften Feldlazarethen wirken zu sehen, rastlos thätig die Verwundeten zu trösten und zu stärken, und die Sterbenden durch den heiligen Segen der Kirche zu ihrem letzten schweren Gange aus diesem Erdenleben vorzubereiten, der kann nur mit der aller innigsten Achtung und Verehrung jedem wahren Feldprediger begegnen. Wahrlich, es giebt keine Männer, denen ich so aus vollster Brust meine Hochachtung zolle, als solchen Predigern, die nicht blos durch schöne leere Worte, sondern auch wirkliche Thaten ihr Amt verwalten.

Leider konnte mein Bruder Theodor nur zwei Wochen in Colberg bleiben und ward dann durch die Pflichten seines Berufes wieder in andere Orte geführt, so daß ich seinen tröstenden Umgang nur zu bald entbehren mußte.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Aus alten Tagebüchern.

Dritter Band.



Aus alten Tagebüchern.

Im Anschluß an

„Eine deutsche Bürgerfamilie,"

bearbeitet

von

Julius von Wickede.

Dritter Band.

Jena,

Hermann Costenoble.

1868.

M.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Erstes Capitel.

Zweites Capitel.

Seite

Viertes Capitel.

Fünftes Capitel.

Erstes Capitel.

Verhältnisse in Colberg nach der Belagerung. Ankunft meiner Frau. Ich trete wegen geschwächter Gesundheit in Wartegeld. Traurige Verhältnisse in ganz Pommern. Aufenthalt bei meinem Schwager dem Landprediger. Die gänzliche Umgestaltung unserer Armee und deren wohlthätige Folgen. Die Anstrengungen und Schwierigkeiten der Militärcommission. Der General von Scharnhorst und seine großen Verdienste um Preußen. Errichtung einer militärischen Bildungsanstalt in Stargard. Mein Leben von 1809—1812 daselbst. Wiederanstellung in den activen Dienst und Uebernahme eines Artilleriedepots in Königsberg. Die französische Armee auf ihrem Marsche nach Rußland. Der Kaiser Napoleon.

So war denn dieser unheilsvolle Frieden von Tilsit geschlossen und mein armes Vaterland Preußen von einem harten, schonungslosen Eroberer auf das tiefste gedemüthigt, ja bis zur Vernichtung in den Staub getreten. Der stolze Staat Friedrich's des Großen schien für immer

vernichtet zu sein, und was allen Feinden dieses Königs, Russen und Oesterreichern, Franzosen und Schweden, der kleinen Reichscontingentler gar nicht zu gedenken, in sieben langen Kriegsjahren nicht gelungen war, unser Preußen wieder zu einem kleinen unbedeutenden Staate untergeordneten Ranges herabzudrücken, das hatte Napoleon mit seiner wahrhaft gigantischen Kraft und seinem außergewöhnlichen Feldherrntalente in einem einzigen Feldzuge erreicht. Und mit welch giftigem Hohn und schonungslosem Spott fielen die vielen Gegner Preußens, jetzt über unser Land, unser Heer, ja selbst über unsern König her. Die gehässigsten Lügen und infamsten Verleumdungen wurden nicht gespart, um die ohnehin schon schweren Verschuldungen, die, wie nicht zu leugnen, von den verschiedensten Seiten begangen waren, womöglich noch recht zu vergrößern, mit den grellsten Farben auszuschmücken und dann auf die geschäftigste Weise in die weitesten Kreise der Oeffentlichkeit zu bringen. Selbst infame Schufte, die leider sogar die unverdiente Ehre genossen hatten, unsere preußische Officiersuniform tragen zu dürfen, ja sogar von unserem König früher persönlich ausgezeichnet waren, vergaßen jetzt, wo es uns schlecht ging, alle Scham und Scheu

so weit, daß sie unter die Pamphletisten gingen und die giftigsten und größtentheils lügenhaftesten Brochüren schrieben, wie z. B. dieser Oberst von Massenbach zu seiner ewigen Schmach dies gethan hat. Und wie erbärmlich zeigten sich jetzt wo das Unglück hereingebrochen war, auch nur zu viele Bewohner unseres eigenen Landes. Frauen und Mädchen, selbst aus den vornehmsten Ständen, die früher wohl gar über uns bürgerliche Officiere spöttisch die Nase gerümpft hatten und es unpassend gefunden, daß wir sogar zu Hof eingeladen wurden, warfen sich jetzt ohne Zucht und Sitte den Franzosen als Geliebte in die Arme, emancipirte Weiber in Berlin, besonders von der jüdischen Finanzwelt, rühmten sich schamlos daß französische Generäle zu ihren Hausfreunden gehörten, und elegante Berliner, junge Kaufmannssöhne, verkleideten sich als möglichst bunte Husaren, rechneten es sich zur höchsten Ehre an, in solchem Aufzuge neben dem Wagen des Kaisers Napoleon, ja selbst seiner Marschälle hertraben zu dürfen und ließen sich von den altgedienten französischen Officieren wegen dieser komisch verächtlichen Nachäffung des Soldatenwesens verlachen. Ja, es zeigten sich in diesen Jahren viele, sehr viele Erbärmlichkeiten aller

Art im Lande Preußen, und kein Stand durfte sich davon freisprechen, eine Menge verächtliche Subjecte in seinen Reihen zu zählen. Mußte Gott der Herr doch sechs schwere Jahre voller Prüfungen und Leiden aller Art über unser Preußenland verhängen, damit dies Unglück die Menschen bessere und die Noth sie zur Erkennung ihrer vielen Begehungs- und Unterlassungssünden zwinge.

Am besten und festesten hielten sich in dieser Zeit der Trübsal, in der man so recht die Menschen nach ihrem wahren Werthe erkennen konnte, die Bauern und Kleinbürger der kleineren Städte in unseren altpreußischen Provinzen, dann der größte Theil des Landadels, der einfach und schlicht und recht auf seinen Gütern lebte, die Geistlichkeit und, wie selbstverständlich, der ehrenwerthe und glücklicher Weise doch auch weit größte Theil unserer Officiere. Unter allen diesen Theilen der Bevölkerung, wenn sie auch vielleicht weniger mit äußeren Glücksgütern gesegnet und nicht so modern philosophisch-ästhetisch gebildet sein mochten, als manche Bewohner unserer Großstädte sich so gern den Anschein geben wollten, herrschten die guten altpreußischen Tugenden der Sitteneinfachheit, strengen Religiosität und unbedingten

Liebe und Verehrung für unsern König, noch in ihrem vollen Umfange, sie trauerten tief in ihrem Herzen über das große Unglück, das ihr geliebtes Vaterland getroffen hatte, fügten sich nur mit äußerstem Widerstreben und durch den härtesten Zwang angehalten den Anordnungen der Franzosen, hofften mit Zuversicht auf eine bessere Aenderung der Verhältnisse und schwuren in ihrem Innern — ohne je allen unnützen Geheimbündnissen und kleinlichen Verschwörungen anzugehören — so wie die Aussicht zu einem neuen Kampfe vorhanden sein und unser König sie zu den Waffen rufen sollte, dann auch mit äußerster Aufbietung aller Kräfte und schonungsloser Hingabe ihres Gutes und Blutes, für die Ehre unserer alten schwarz-weißen Fahne zu kämpfen. Und was diese einfachen und schlichten Männer, ohne die mindesten schwülstigen Redensarten zu machen und sich in weitschweifigen Proclamationen zu gefallen, damals sich selbst versprachen, das haben sie auch in den Jahren 1813—14 treu und redlich gehalten. Ja, es gab doch noch einen tüchtigen Kern eines ehrenwerthen Volkes in unserem Preußen, an diesem Gedanken mußte man sich trotz aller trüben Erfahrungen, die man in dieser Unglückszeit nur allzuhäufig machte, wieder

stärken und aufrichten, und so die Hoffnung auf das Bessere niemals sinken lassen.

Mir persönlich ging es nun freilich ziemlich schlecht. Ich mußte fast noch den ganzen Sommer bis in den September hinein in Colberg auf dem Krankenlager zubringen, da meine verletzte Brust gar nicht wieder gesunden wollte. Es hatten sich innerliche Blutungen und Entzündungen, denen die Aerzte allerlei gelehrte Namen gaben, eingestellt, und ich wurde mit vielen Medicamenten, Blutegeln und Pflastern nicht wenig geplagt. Mehr als alle diese Arzeneien half mir aber — wie ich die feste Ueberzeugung hege — die Ankunft meiner lieben treuen Frau, die im September endlich bei mir eintraf. Trotz der so weiten und beschwerlichen, ja selbst wegen der vielen im Lande umhermarschirenden französischen und Rheinbundstruppen, die zahlreiche Marodeurs hatten, sehr gefährlichen Reise, denn die Landstraßen waren äußerst unsicher und Raubanfälle gehörten nicht zu den Seltenheiten, von Aurich nach Colberg, hatte mein liebes Weib nicht gezaubert, zu mir zu eilen und mich zu pflegen, sobald sie nur eine halbwegs passende Reisegelegenheit gefunden. Welch ein kostbarer Schatz, eine edle, treue Ehegattin ist, lernte ich in dieser trüben

Zeit der Noth und Kümmernisse aller Art, so recht in seinem vollen Werthe erkennen, und ich habe meinem Gott oft im inbrünstigen Gebet so recht aus vollem Grunde meines Herzens dafür gedankt, daß seine Gnade mir solch ein Kleinod beschieden hat.

Die Festung Colberg mit ihren vielen halbzerstörten Häusern, den nur zu sehr angefüllten Lazarethen und der Noth und Trübsal, die sich als traurige, aber unvermeidliche Folge dieser langen hartnäckigen Vertheidigung in nur zu vielen Familien eingestellt hatte, bot einen nichts weniger als angenehmen Aufenthalt. Dazu hatte auch der zum Oberstlieutenant beförderte Gneisenau die Stadt verlassen, da unser König seine Thätigkeit an einer ungleich wichtigeren Stelle mit Recht für weit nothwendiger hielt, als im Frieden die Commandantenstelle von Colberg zu versehen. Zwei Tage vor seiner Abreise besuchte mich noch dieser so selten tüchtige und großartige Mann, für den meine Verehrung immer höher stieg, je näher ich ihn jetzt kennen lernte und immer mehr übersehen konnte, was er Alles für die Vertheidigung der ihm anvertrauten Festung geleistet hatte. Er weilte fast ein halbes Stündchen an meinem Lager und suchte mich auf das

Beste zu trösten, versprach mir seine fernere Verwendung, wenn ich solche bedürfen sollte, und reichte mir zum Abschied noch recht freundlich die Hand.

Mein alter Freund Nettelbeck, der bei dieser Belagerung auch einen großen Theil seines sauer verdienten Vermögens einbüßte, war jetzt mit Geschäften aller Art so überhäuft und sein Rath und seine Hülfe wurden von den verschiedensten Seiten so sehr in Anspruch genommen, daß er mich auch nur sehr selten und dann nur auf flüchtige Augenblicke besuchen konnte. So war ich denn oft lange Stunden allein in meinem Kämmerlein, litt nicht wenige Langeweile, denn eine passende Lectüre vermochte ich in der halbzerstörten Stadt auch fast gar nicht aufzutreiben, und konnte um so mehr meinen eigenen Gedanken eine ungestörte Audienz geben. Und wie trübe waren diese! Mir wollte sich nach keiner Seite hin eine erfreuliche Aussicht zeigen, und oft drang eine Hiobspost über die andere in mein Ohr. Auch in Colberg selbst fehlte es nicht an sehr ärgerlichen Vorfällen. Ueber mehrere Officiere, besonders von der Schill'schen Infanterie, die sich am ersten Juli in der Maikuhle theilweise so erbärmlich geschlagen hatte, mußte

ein Kriegsgericht abgehalten werden, und so schwach ich mich mich fühlte, mußte ich selbst einmal an einem Stocke in die Sitzung dieses Gerichtes hinschleichen, um der Wahrheit gemäß ein sehr erschwerendes Zeugniß gegen einen solchen Officier abzulegen. Es ist dies stets etwas sehr Trauriges, aber doch eine unumstößliche Pflicht, und sobald der Dienst des Königs und die Ehre unserer Fahne dabei in Frage steht, muß jede humane Rücksicht gänzlich schweigen und die unbedingteste Rücksichtslosigkeit eintreten. Auch an Zwistigkeiten unter den einzelnen Truppentheilen, die sich Mancherlei gegenseitig vorwarfen oder das Meiste und Beste gethan haben wollten, fehlte es nicht, und selbst mit der wackern Bürgerschaft waren durch die Tactlosigkeit des jetzigen zweiten Commandanten, der zwar ein äußerst muthiger Officier, aber sonst sehr heftig und schroff war, einige Mißhelligkeiten entstanden.

So wie meine liebe Frau daher erst bei mir war, suchte ich sobald als möglich aus Colberg fortzukommen und ging in ein einsames Stranddorf auf der Insel Usedom, wo ich mich bei einem Förster einmiethete. Die frische Seeluft und auch der Gebrauch einiger Seebäder die ich trotz der vorgerückten Jahreszeit noch nahm, kräftigten

mich ungemein, so daß ich Ende October mich als so ziemlich wieder hergestellt betrachten konnte. Zu meinem unbeschreiblichen Kummer machte ich aber jetzt die Entdeckung, daß meine Gesundheit sehr gelitten hatte und ich, vorerst wenigstens, gar nicht daran denken konnte als Officier wieder Dienst zu thun. Ich versuchte zu reiten und bestieg ein Pferd, allein sowie ich nur einige hundert Schritte getrabt hatte, fühlte ich ein so heftiges Stechen in der Brust, daß ich eiligst wieder absteigen mußte. Eben so schlecht fast sah es mit dem Marschiren zu Fuß aus, denn sobald ich etwas rasch ging, verlor ich bald den Athem und konnte nicht weiter. Unter solchen Umständen blieb mir freilich nichts Anderes übrig, als zu bitten, daß ich wenigstens vorläufig auf Wartegeld gestellt würde. Es war dies zwar äußerst traurig für mich, und meine Hand zitterte förmlich vor innerer Aufregung, als ich dies Gesuch, mich auf Wartegeld zustellen, an Se. Majestät unsern König schrieb, und als ich das Schreiben eigenhändig der Post übergab, da füllte sich — und ich schäme mich dessen gar nicht — mein Auge mit Thränen. Mit voller Hingebung war ich von Jugend auf Soldat gewesen und hatte die Uniform meines Königs so recht mit Liebe und

Lust getragen. Und nun gerade in meinem kräftigsten Lebensalter, wo ich noch gehofft hatte, recht viele Dienste meinem Vaterlande leisten zu können, sollte ich dies stolze Ehrenkleid für immer ablegen und vielleicht noch lange Jahre in Dürftigkeit, Geschäftslosigkeit und Kränklichkeit mich hinschleppen. Das war eine gar trübe Aussicht, und es gab wohl Augenblicke in denen ich wünschte, daß das Stück des zerspringenden Geschützes, welches in Colberg meine Brust getroffen hatte, mir zugleich den Kopf zerschmettert und so mein Leben geendet haben möge. Wenn ich aber dann das zwar von Sorgen und Kummer um mich, gebleichte Gesicht meiner treuen Gattin sah und dabei gedachte, was dies edle Wesen mir schon Alles geopfert hatte, und mit welcher nie rastenden Hingebung, wie nur die wahre Liebe solche einflößen kann, sie bei Tag und Nacht um mich sorgte, dann schämte ich mich dieses schwächlichen Mißmuths und nahm mir vor, stark und kräftig zu sein und wie es dem Manne geziemt, auch gegen alle Bedrängnisse, die ein unfreundliches Schicksal etwa über mich verhängen sollte, mit aller Standhaftigkeit anzukämpfen. War ich doch jetzt Gatte und Vater, und mein Leben gehörte nicht mehr mir allein, sondern ich hatte

auch Pflichten gegen andere theure Angehörige zu erfüllen.

Im Januar des Jahres 1808 erhielt ich ein Cabinetsschreiben von Sr. Majestät unserem Könige aus Memel, in welchem in sehr gnädiger Weise mein Gesuch genehmigt und ich vorläufig auf die nächsten drei Jahre mit jährlich dreihundert Thaler Wartegeld, zur Disposition gestellt wurde. Nach drei Jahren sollte mein Gesundheitszustand abermals geprüft und dann entschieden werden, ob ich wieder eintreten könnte oder gänzlich pensionirt werden müßte. Da ich auf ein höheres Wartegeld bei den äußerst bedrängten finanziellen Verhältnissen des Staates, keinen Anspruch machen konnte, so war ich jetzt gezwungen, ein sehr beschränktes Leben zu führen. Mein unbedeutendes väterliches Erbtheil hatte ich früher schon im Dienste ausgeben müssen, und das ohnehin nicht große Vermögen meiner Frau, war in Ostfriesland fest angelegt und in der jetzigen schweren Zeit, die in ganz Deutschland herrschte, konnte ich oft kaum die Zinsen davon erhalten. So mußte ich denn freilich von jetzt an jeden Groschen sehr sparsam zu Rathe ziehen, wenn ich überhaupt nur halbwegs anständig und redlich, ohne

mich in Schulden zu stürzen, leben wollte, zumal ich bald Aussicht hatte, daß meine Familie sich wieder vermehren würde.

Den Winter des Jahres 1808 brachte ich bei meinem lieben Schwager, der meine älteste Schwester Clara geheirathet hatte, auf dem Lande zu. Der hatte jetzt eine sehr gute Landpfarre nicht weit von Anclam bekommen, und das geräumige, wenn auch mit Stroh gedeckte Pfarrhaus besaß auch noch Quartier für uns. Die Stille und Ruhe, und das glückliche Familienleben in diesem Pfarrhause machten einen unbeschreiblich wohlthuenden Eindruck auf mich, und es war mir dort so behaglich, wie seit Jahren nicht mehr der Fall gewesen. Und doch hatte auch hier, wie im ganzen Preußenland die Sorge ihren Einzug gehalten. Nicht allein, daß sich durch diese Kriegszeiten die Einnahmen meines Schwagers fast um den dritten Theil verminderten, so hatten sich auch seine Ausgaben fast um die Hälfte gesteigert. Einquartierungen, Requisitionen und Contributionen aller Art, wollten kein Ende nehmen, und die Kriegssteuern die Alle jetzt zahlen mußten, verschlangen dabei keinen geringen Theil der baaren Einnahmen. Dabei wimmelte das Land von Bettlern und be-

sonders auch von entlassenen Invaliden, die Jeder, sobald er nur ein einigermaßen mildthätiges Herz besaß, unmöglich wieder hungrig aus dem Hause schicken konnte. Jeden Mittag kochte meine Schwester einen großen Kessel voll Suppe aus Kohl und Kartoffeln, mit Speck gefettet, von der jeder Arme dann einen gehauften Teller voll nebst einem Schnitt Brod erhielt, und oft wollte dieser Speisevorrath noch nicht recht ausreichen.

Daß unter so bedrängten Verhältnissen jede unnöthige Ausgabe im Pfarrhause sorgfältig vermieden werden mußte, war natürlich. Höchstens zwei- bis dreimal in der Woche kam Fleisch oder Wurst auf den Mittagstisch, sonst wurde dieser nur mit Suppe und Gemüse besetzt; als Getränk diente nur selbstgebrautes Dünnbier oder Buttermilch, und ihren Ausgabenetat für Bücher, Vergnügungen und Toilettengegenstände hatten sowohl mein Schwager wie auch seine Frau auf das Allerdürftigste beschränkt. So war es damals aber in ganz Pommern, und Jeder mußte sich mit dem Allernothwendigsten begnügen und alle Luxusausgaben unbedingt vermeiden, wenn er nur einigermaßen auskommen wollte. Sind mir doch ganz wohlhabende Rittergutsbesitzer bekannt

gewesen, die sonst in guten Jahren eine reine Einnahme von fünf- bis sechstausend Thaler. hatten und sich jetzt so einschränken mußten, daß sie kaum alle Sonntag-Mittag ein Glas Wein trinken konnten. Dabei fehlte es auf den größeren Gütern besonders auch an Vieh und gar an brauchbaren Pferden zur Ackerbestellung, da die Franzosen und mehr noch die deutschen Rheinbundstruppen diese alle mit fortgenommen, oder sonst doch durch ihre übermäßigen Requisitionsfuhren gänzlich verdorben hatten. Ja, es war eine sehr schwere Zeit, die Gott der Herr in seinem Strafgericht, in den Jahren von 1807—13 über alle östlichen Provinzen Preußens verhängt hatte, und nur wer solche so recht durchmachen mußte, wie dies bei mir der Fall war, wird es aus Erfahrung wissen was sowohl jeder Einzelne wie auch das gesammte Volk damals Alles leiden und dulden mußte.

Und doch entwickelte sich in diesen Jahren der Noth und des Kummers und Elendes, von dem weder unser armer so schwer geprüfter König in seinem Schlosse, wie der niedrigste Bauer oder Fischer in seiner Hütte verschont blieb, der Keim zu dem Ruhme und der Größe unseres theuren Vaterlandes, die in den nächst-

folgenden Kriegsjahren ganz Europa in ein gerechtes Erstaunen versetzten. In allen Zweigen des staatlichen Lebens wurden jetzt die wohlthätigsten Reformen eingeführt, und Verbesserungen die man früher kaum für möglich gehalten hätte, fanden nunmehr in einer bewunderswürdigen Schnelligkeit nicht allein ihre Entstehung, sondern auch allgemeine Durchführung. Ich selbst, als ein einfacher, schlichter Soldat, maße mir natürlich kein Urtheil an über alle die vielen Neuerungen die jetzt fast in allen staatlichen Einrichtungen angeordnet wurden, und weiß nicht, ob solche überall ihren Zweck erfüllten oder auch mitunter wohl verfehlten. Meine Beurtheilung kann sich nur auf Alles was jetzt in der Organisation unseres Heeres, die von Grund aus verändert wurde, geschah, beschränken, denn hierüber glaube ich eine competente Stimme abgeben zu dürfen. Was aber hierin von der neugebildeten Militärcommission Alles geschah, und welche Reformen unsere Heereseinrichtungen erlitten, war eben so großartig wie erfreulich und konnte trotz aller Drangsale der Zeit, jedes wahrhaft preußische Herz mit lautem Jubel erfüllen. Wenn ich selbst jetzt auch leider nicht mehr als ein activer Officier meinem Könige

diente und die Uniform unseres Heeres nicht trug, so vernahm ich doch stets mit der äußersten Spannung alle Nachrichten über die vielen wichtigen Veränderungen, welche der König nach den reiflich erwogenen Vorschlägen dieser Militärcommission einzuführen befohlen hatte. Zuerst erfüllte es mich mit großer Freude, daß von nun an die vielen körperlichen Züchtigungen der gemeinen Soldaten, welche bisher noch immer bei manchen Truppentheilen stattgefunden hatten, auf das Aeußerste beschränkt und nur für einzelne ganz unverbesserliche Subjecte beibehalten werden sollten. Zwar wurde schon bei vielen Corps sehr wenig geprügelt, und manche höhere Befehlshaber, so z. B. auch der alte würdige Feldmarschall von Möllendorf, dann der Generallieutenant von Blücher und von York, von Gneisenau, von Grolmann, von Bülow und manche Andere waren sehr dagegen, daß die Soldaten anders als im äußersten Nothfall mit Stockschlägen behandelt werden durften. Allein in manchen Regimentern, deren Befehlshaber entweder schwache und unfähige oder rohe und brutale Menschen waren, wurde leider immer noch allzu stark geprügelt, und die Stockschläge regneten oft wegen der nichtigsten Ursachen sehr

heftig auf die armen geplagten Soldaten herab, ohne daß damit auch nur das mindeste günstige Resultat irgend einer Art erreicht wurde. Im Gegentheil sogar, konnte man sicher annehmen, daß in den Regimentern, Bataillonen oder Compagnien, in denen am meisten geprügelt wurde, die schlechteste Disciplin herrschte, die Haltung im Felde die schwächste war und die meisten Desertions- und Insubordinationsfälle oder andere grobe Vergehen vorkamen. Ich selbst, so sehr strenge ich auch mit Recht auf die unbeugsamste Disciplin hielt, denn solche ist das festeste Fundament jedes kriegstüchtigen Heeres, und so unnachsichtig ich jedes Vergehen gegen die Militärgesetze bestrafte, habe in meiner Batterie stets so wenig als möglich und nur in den äußersten Nothfällen prügeln lassen. Hatte ich aber einzelne so verwilderte Burschen, daß gar keine anderen Strafen als gehörige Schläge sie in Ordnung halten konnte, und solche Subjecte fanden sich leider immer einige vor, dann ließ ich sie gewöhnlich auf meine Stube kommen und hieb sie eigenhändig mit der flachen Klinge so windelweich, daß sie sich kaum rühren konnten, worauf dann die Sache abgemacht war.

Eine zweite sehr wohlthätige Reform in

unserem Heere die ich mit großer gerechter Freude begrüßte, war die Einführung von strengen Prüfungen für die Officiere. Zwar kann man ein äußerst muthiger Soldat, ja selbst vortrefflicher General sein, ohne allzu viele theoretische Kenntnisse zu besitzen, wie z. B. der alte Blücher, der kaum einige Zeilen richtig schreiben konnte, und manche berühmte Marschälle Napoleon's, die ebenfalls kaum zu lesen oder zu schreiben vermochten, bewiesen haben, allein daß man jetzt bei uns in Preußen anfing, von dem Officiersstande vermehrte Kenntnisse zu fordern, und im Frieden die Ernennung zum Officier allein von dem Bestehen einer bestimmten Prüfung abhängig machte, war doch ein ungemein großer, erfreulicher Fortschritt. Es hatte bisher in den meisten adeligen und dann in vielen Officiersfamilien die Sitte geherrscht, daß alle jungen Söhne, die aus Dummheit oder Faulheit nichts lernen konnten oder wollten, in die Uniform der Junker gesteckt wurden und nun nach einigen Jahren Dienstzeit, zu Lieutenants avancirten. Auf diese Weise hatten wir eine Menge Officiere im Heere, die oft zwar streng rechtlich, diensteifrig und muthig, dabei aber gänzlich unwissend und roh waren und sich in ihrer Bildung weiter

nicht viel von den gewöhnlichen Unterofficieren unterschieden. Solche Officiere die dazu oft im Frieden aus Langweile und weil sie sich geistig gar nicht zu beschäftigen verstanden, allerlei Excesse verübten und gegen die friedlichen Bürger insolent und brutal auftraten, gereichten unserem Officiersstande in keiner Hinsicht zur Ehre und Nutzen, und daß durch die neu eingeführten Examina die fernere Anstellung derartiger Herren verhindert wurde, war gewiß ein Vorzug den jeder Officier der strenge auf die Ehre seines Standes hielt, mit Freuden begrüßen mußte. Wir Officiere bei der Artillerie, hatten zwar bisher stets schon Prüfungen in den Wissenschaften unserer Waffe bestehen müssen, und weil ein Artillerieofficier schon immer Manches wissen muß, so waren wir vor dem Eintritte allzu dummer Herren verschont geblieben, allein auch bei uns war es sehr erwünscht, daß fortan eine allgemeinere Bildung gefordert wurde.

Auch für alle sonstigen Fälle des Lebens, in welche ein Officier wenn er durch irgend einen Umstand veranlaßt seinen Abschied erhält, so leicht gerathen kann, ist es ungemein erwünscht, daß er eine allgemeine Bildung, die ihn für verschiedene Berufszweige befähigt, besitzt. Mögen

diese aus vielfacher Erfahrung entsproßenen Ansichten bei allen jüngeren Leuten unserer Familie welche meine Tagebücher etwa lesen sollten, und von denen Viele, wie ich dringend hoffe, sich dem ehrenvollen Berufe, ihrem Könige und Vaterlande als Officier zu dienen, widmen wollen, offene Ohren finden und sie solche dann auch beherzigen. Es kann sicherlich unserer Familie nur zur größten Ehre gereichen, wenn recht viele geistig gebildete und tüchtige Officiere des preußischen Heeres auch für alle fernere Zeiten aus ihr hervorgehen werden.

Die tief eingreifendste Veränderung aber, welche jetzt die Organisation unseres Heeres erlitt, war die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht der Söhne aller Stände, selbst nicht mit Ausnahme des Adels. Bisher hatten außer den angeworbenen Ausländern und den vielfachen Taugenichtsen aus allen Familien, die man zur Strafe in die Uniform steckte, in der Hoffnung, daß die strenge Disciplin des Heeres sie bessern würde, die Regimenter ihre Ergänzungen fast nur aus den jungen Söhnen des Landvolkes, welches der Conscription unterworfen war, erhalten. Zwar gaben diese kräftigen, willigen, abgehärteten und treuergebenen Bauernburschen

aus den alten Provinzen unseres Staates, die besten Soldaten ab, die ein Officier in jeder Hinsicht sich nur wünschen konnte, allein wenn von nun an auch mehr junge Leute aus allen möglichen Ständen in die Regimenter traten, so konnte dies nur von dem vortheilhaftesten Einfluß auf deren ganze Zusammensetzung sein. Schon die Geringschätzung, mit welcher bisher alle vornehmeren Klassen, ja selbst einfache bemittelte Bürgersleute, auf die Uniform des gemeinen Soldaten herabgeblickt hatten, mußte sogleich aufhören, ja sogar sich in das Gegentheil umwandeln, wenn nun alle ihre Söhne ohne Ausnahme, den gleichen Rock tragen sollten. Dies allein schon war ein ungemein großer Vorzug dieses neuen Systems. Ein anderer war aber der, daß fortan die freiwillige Anwerbung von Ausländern ganz wegfallen sollte. Zwar erhielten wir durch diese Anwerbung im Auslande manche kräftige, tüchtige Kerle von verwegenem Muthe, welche, durch die strengste Disciplin im Zaum gehalten, sehr gute Soldaten abgaben, und viele Tausende von ihnen haben auf allen Schlachtfeldern freudig ihr Blut für die Ehre unserer schwarz-weißen Fahne vergossen. Die Zahl der Taugenichtse und verkommenen

Subjecte aus aller Herren Länder die wir durch diese Anwerbung erhielten, überwog aber bei Weitem die der wirklich guten Soldaten, und es ward nur dadurch zu viel Schund was zu nichts taugte, in unsere Regimenter gebracht. Sowohl in den Feldzügen von 1792—94, wie auch 1806—7 machte ich die Erfahrung, daß alle Soldaten, welche desertirten, Insubordinationsvergehen begingen, Plünderungen versuchten und umhermarodirten, größtentheils entweder angeworbene Ausländer oder zwangsweise ausgehobene Rekruten aus den neupreußischen Landestheilen in Polen, Hannover und Münster waren. Von den pommerschen Soldaten meiner Batterie ist mir 1806 kein Mann desertirt, sondern Alle blieben, treu und bis auf den Tod ergeben, bis zum letzten Augenblick bei mir.

Wenn nun auch diese wichtigen, tief eingreifenden Reformen in unserer Heeresorganisation von der Militärcommission Seiner Majestät unserem Könige vorgeschlagen und von diesem nach gründlicher Prüfung genehmigt und zur Einführung anbefohlen wurden, so erhoben sich doch gar mancherlei Schwierigkeiten, bis sie auch wirklich vollständig in das Leben traten. Besonders die Einführung der allgemeinen Dienstpflicht

erregte das größte Mißvergnügen bei allen Ständen, die wirklich davon betroffen wurden. Gar manche Bürgerfamilien hatten sich wirklich, als ob ihre Söhne von nun an für immer der Schande anheim gefallen wären, wenn sie einige Jahre die Uniform eines gemeinen Soldaten anziehen mußten. Die Väter brummten und fluchten, die Mütter heulten und schnatterten, und gar die respectiven heimlichen oder öffentlichen Bräute wollten sich die Aengleins fast ausweinen, wenn es hieß, daß ihr Sohn oder Anverlobter für das Heer als Rekrut ausgehoben wurde. An Reclamationen und sonstigen Mitteln aller Art, um solch' hartem Schicksal zu entgehen, fehlte es nicht, und die Officiere welche in der Aushebungscommission waren, hatten in den ersten Jahren einen wirklich schweren Stand und konnten sicher sein, daß sie von allen Seiten mit den finstersten Gesichtern angesehen wurden, wenn sie wirklich nach Pflicht und Gewissen verfahren wollten. Erst das Jahr 1813 hat diese allgemeine Dienstpflicht fest in dem preußischen Volke eingebürgert und wirklich populär gemacht; bis dahin war das Gesetz ein äußerst verhaßtes, das nur von zu vielen Seiten zu umgehen gesucht wurde. Selbst Leute die sonst immer dem An-

scheine nach vor Patriotismus überflossen und ihren Versicherungen gemäß gerne jedes Opfer für ihr Vaterland bringen wollten, scheuten sich nicht die schmutzigsten und betrügerischesten Mittel zu ergreifen, wenn sie ihre Söhne dadurch von dem Militärdienst losschwindeln konnten. Patriotismus in Worten und Patriotismus in wirklichen Thaten und Opfern, sind nun einmal zwei sehr verschiedene Dinge; diese Erfahrung konnte ich wie so oft in meinem Leben, auch recht wieder in den Jahren von 1807—13 machen.

Waren nun besonders die gebildeteren und wohlhabenderen Bürger in den Städten mit der Erführung der allgemeinen Wehrpflicht im höchsten Grade unzufrieden, so brummten und fluchten viele ältere Officiere in nicht minder hohem Grade über die anderen Reformen. Daß jetzt die körperlichen Strafen auf ein Minimum beschränkt sein sollten, schien Manchen dieser alten ergrauten Herren, die von unserem großen Friedrich nur das, wie er sich räusperte und spukte, sonst aber wahrlich nicht das Mindeste gelernt hatten, ein unerhörter Eingriff in ihre Standesbefugnisse zu sein. In ihren beschränkten Köpfen konnten und wollten sie es nicht fassen, daß auch ohne Stockschläge und Spießruthen bei den Sol=

daten sehr gut eine strenge Disciplin im Heere einzuführen sei, und hätte man ihren Worten Gehör geschenkt, so wäre durch diese verschiedenen neuen Reformen die Armee Preußens nun für immer vollständig vernichtet worden. Dabei machte ich die Erfahrung, daß gerade manche Officiere, welche sich 1806—7 am mittelmäßigsten benommen und am schnellsten den Kopf verloren hatten, und deren Truppen sich am Frühesten auflösten und die meisten Marodeure und Deserteure hatten, jetzt die wüthesten Eiferer gegen die Aufhörungen der körperlichen Züchtigungen waren und sich am unsinnigsten gebehrdeten.

Fluchten und tobten nun manche unverständige Officiere daß fortan der Stock nicht mehr gebraucht werden dürfte, so zogen viele Junker gar klägliche Gesichter, weil sie fortan nun etwas lernen mußten, um sich das Officiersportepee zu verdienen. Das wollte den vielen Dummköpfen aus vornehmen Familien, welche bisher den Officiersstand als ein Privilegium für ihre Unwissenheit angesehen hatten gar nicht recht einleuchten, daß sie fortan ebenso wie die Juristen, Mediciner und Theologen, bestimmte Examinas machen sollten, bevor sie das Patent erhielten. Und nun gar oft die lieben Eltern und beson-

ders die Mütter, die es vorher so behaglich gefunden, daß ihre Söhnleins in Dummheit und Unwissenheit aufwachsen durften und dennoch sicher sein konnten, daß ihnen das Officierspatent nicht entging, wenn sie nur aus adeligen oder Officiersfamilien stammten, etwas Vermögen hatten und die sonstigen Eigenschaften besaßen. Fortan hieß es: Lerne und arbeite, oder du wirst nichts, und selbst der Sohn des vornehmsten Generals konnte nicht Officier werden, wenn er seine Prüfungen nicht bestanden hatte. Es kamen, besonders in den ersten Jahren eine Menge äußerst komischer Vorfälle bei diesen Prüfungen vor, und die Examinationscommission mußte oft von den eigentlich vorgeschriebenen Anforderungen viel ablassen, weil es zu hart gewesen wäre, von den jungen Leuten die vorher gar nicht darauf vorbereitet waren, nun plötzlich alle diese Kenntnisse die einmal verlangt wurden, zu fordern.

Glücklicher Weise besaß unser König die Festigkeit, strenge darauf zu sehen, daß diese nach reiflicher Erwägung nun einmal befohlenen wichtigen Veränderungen in der Reorganisation unseres Heeres, nun auch trotz alles Widerspruches von den verschiedensten Seiten, entschieden durchgeführt wurden. Hatte er doch eingesehen, daß die Wie-

dererhebung unseres Vaterlandes fast lediglich von der Reorganisation unserer Armee abhinge und kein Opfer gescheut werden dürfe, um diese nun auch vollständig durchzuführen. Der Hauptschöpfer aller dieser wichtigen Veränderungen und das thätigste und einflußreichste Mitglied der neu ernannten Militärcommission, war unbedingt der General von Scharnhorst. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß mein geliebtes Vaterland Preußen diesem aus hannöverschen Diensten zu uns herübergetretenen wackeren Mann ganz unendlich viel verdankt, und die Erhebung von 1813 ohne seine rastlose aufopfernde Thätigkeit in den Jahren 1807—13, wodurch allein unser Heer so kriegstüchtig wurde, nun und nimmermehr gelungen sein würde. Möge jeder wahre Preuße und nun vor Allem jeder preußische Officier, das Andenken dieses seltenen Mannes im höchsten Grade achten und ehren, allen Angehörigen unserer Familie aber kann ich es nicht dringend genug an das Herz legen, stets den Namen Scharnhorst mit der höchsten Verehrung zu nennen.

Ich persönlich habe dem General von Scharnhorst, der ursprünglich ein schlichter Bauernsohn aus dem Hannöverschen war, stets sehr ferne

gestanden und ihn nur einige Male flüchtig in meinem Leben gesprochen, um desto unbefangener ist daher die hohe Verehrung, welche ich unausgesetzt für ihn hegte und sicherlich auch bis an das Ende meiner Tage bewahren werde. Zwar war Herr von Scharnhorst bei unserem Zuge durch Mecklenburg fortwährend im Hauptquartier des Generals von Blücher, allein da dieses sich bei der Avantgarde befand, meine Batterie jedoch stets der Nachhut zugetheilt wurde, so bekam ich ihn fast niemals zu Gesicht. Nur bei unserem Einmarsche in Lübeck in der Nacht auf den sechsten November, hielt er am Thor wo ein großes Wachtfeuer angezündet war, um die Gegend zu erhellen und so die einmarschirenden Truppen besser mustern zu können, und sagte zu mir: „Ihre Batterie ist verhältnißmäßig noch ganz gut im Stande, dafür daß Sie stets bei der Nachhut waren; Sie müssen strenge aufgepaßt und keine Vernachlässigung geduldet haben mein bester Herr Hauptmann.“ Da der damalige Obrist von Scharnhorst selbst ein Artillerist war und früher im Kurfürstlich hannöverschen Heere lange Jahre eine Batterie befehligt hatte, also die vielen Schwierigkeiten die es darbietet solche bei einem eiligen Rückzug immer gut im

Stande zu halten, am besten beurtheilen konnte, freute mich solch' ein Lob besonders aus seinem Munde, doppelt. Ueberhaupt kann ich nicht leugnen, daß ich im Geheimen oft stolz darauf war, daß ein so seltener Mann wie Scharnhorst gerade meiner Waffe der Artillerie, die sonst leider in Preußen stets manche Vernachlässigungen erfuhr, angehörte und unausgesetzt ein sehr eifriger Artillerist geblieben ist.

Im Jahre 1813, als die edle Saat die der Genannte mit so regem, trotz aller zahllosen schweren Hindernisse nie erlahmendem Eifer ausgestreut hatte, endlich aufgehen sollte, und auch er selbst noch die goldene Morgenröthe einer besseren Zukunft erblicken konnte, bis leider die bei Lützen erhaltene Wunde seinem Leben — zu Preußens unermeßlichem Nachtheil, — ein so frühzeitiges Ende machte, sah ich ihn auch nur ganz flüchtig und hatte nur ein einziges Mal Gelegenheit, eine längere Meldung bei ihm zu machen. Sein einfaches, männliches Wesen und die anspruchslose Würde die sein ganzes Benehmen charakterisirte, machten einen so tiefen Eindruck auf mich, daß ich durch die Nachricht seines Todes doppelt betrübt wurde.

Nächst Scharnhorst waren Gneisenau, Boyen

und Bülow die Hauptmitglieder dieser Militär-Commission, die so unendlich viel für unsere preußische Armee geleistet hat. Der alte General von Blücher wenn sein scharfer Verstand ihm auch sagte, daß nur zu Vieles in unserem Heere bisher veraltet gewesen und einer gründlichen Umänderung dringend bedürftig sei, paßte doch seinem ganzen Wesen nicht zu den Arbeiten einer derartigen Behörde. Im Gegentheil brummte er über Manches, machte sich lustig, daß von nun an die Officiere theoretische Kenntnisse erwerben und Prüfungen bestehen sollten, und meinte, daß er fortan wohl nur lauter gelehrte Professoren und keine guten Reiter mehr bei seinem Husarenregimente erhalten würde. Mit seinem Gebrumme war es aber eigentlich nicht so böse gemeint, sondern im Gegentheil hatte Blücher sogar in seinem Innern viele Achtung vor wirklicher Gelehrsamkeit, wie ich aus mehreren Beispielen selbst weiß, wenn ihm freilich die bloßen theoretischen Phrasenmacher à la Massenbach und Pfuel, mit vollem Rechte gründlich verleidet waren. Auch hegte der Alte viel zu viel Anhänglichkeit für Gneisenau und mehr wohl noch für Scharnhorst, als daß er einem Werke, dessen Hauptschöpfer gerade diese beiden

Männer waren, wirklich feind sein sollte, wenn ihm auch hin und wieder manches Neue vielleicht unbequem sein mochte. Der Obrist von York war viel zu mißgünstig auf irgend ein fremdes Verdienst und zu sehr geneigt Allem was nicht von ihm selbst gethan oder doch wenigstens ausgegangen war, gehässig entgegen zu treten, auch dazu ein persönlicher Gegner von Gneisenau, Scharnhorst und Boyen, die ihm zu liberal gesinnt waren, als daß er sich nicht dieser ganzen Organisation feindlich gegenüber gestellt haben sollte, soweit er dies nur vermochte. Schade, daß York so viele nichts weniger als liebenswürdige und gute Seiten in seinem Charakter besaß, wodurch er sich persönlich so unangenehm machte; sein eiserner Wille und seine entschieden große militärische Tüchtigkeit hätten ihm sonst ungleich mehr Freunde erwerben müssen, als er in der That besaß. Er war ein Mann, den man in den Stunden der äußersten Gefahr sehr gern herbeiholte, denn bei ihm hieß es durch oder untergehen und wenn er nicht mehr retten konnte, vermochte dies gewiß Keiner mehr, von dem man sich aber sonst wieder möglichst fern zu halten suchte.

Da meine Brust während des Winter von

1808, trotz des gesunden Aufenthaltes bei meinem Schwager auf dem Lande, wieder häufig geschmerzt hatte, so zog ich im Sommer dieses Jahres mit meiner lieben Frau, die mir in den Stunden des Schmerzens und des Leidens stets eine unermüdet treue Pflegerin war, abermals an die See, um Seebäder zu nehmen und Seeluft zu athmen. Beides bekam mir auch ganz vortrefflich und im Herbst 1808 befand ich mich so ziemlich wieder hergestellt, obgleich ich freilich noch keinen activen Dienst bei der Artillerie hätte verrichten können. Um aber mich jetzt schon ganz auf die faule Bärenhaut zu legen, fühlte ich mich doch noch zu jung, und da ich bei der allmählich zunehmenden Vermehrung meiner Familie und der großen Theurung die jetzt in ganz Preußen herrschte, mit den dreihundertdreißig Thalern jährliches Wartegeld welche ich erhielt, nicht auskommen konnte, so faßte ich den Entschluß, nach irgend einer andern Beschäftigung zu suchen, in der ich mir auf eine anständige Weise einen Nebenverdienst verschaffen könne. Nach vielfachen Berathungen mit meinen Verwandten und Freunden in Pommern, ward endlich der Beschluß gefaßt, daß ich nach Stargard ziehen und dort Knaben und Jüng-

linge in Pension nehmen sollte, um diese für den Militärberuf vorzubereiten. Da jetzt ja erhöhte Kenntnisse von allen Officieraspiranten verlangt wurden, so fehlte es sehr an militärisch gebildeten Lehrern, welche Knaben von fünfzehn bis siebzehn Jahren dazu vorbereiten konnten. So zog ich denn im Herbst des Jahres 1808 in meine liebe alte Vaterstadt Stargard, für welche ich immer ein besonderes Interesse bewahrt hatte, miethete ein ziemlich geräumiges Quartier mit einem großen Garten daneben und begann zu Neujahr 1809 ein Pensionat zu eröffnen. Da ich glücklicher Weise einen guten Namen, sowohl in Pommern wie auch in unserm Heere besaß und meine Freunde mich empfahlen, so gelang es mir, sechs Knaben von auswärts sogleich in mein Pensionat zu bekommen, während noch drei bis vier andere, deren Eltern in der Stadt wohnten, an den Unterrichtsstunden Theil nahmen. Dies genügte für den Anfang vollkommen, da ich ohnehin auch nicht mehr Räumlichkeiten als um zwölf Schüler aufzunehmen besaß. Den Unterricht in der Mathematik, Planzeichnen, vaterländischen Geschichte und der französischen Sprache ertheilte ich selbst, während die Religions-, Geographie-, Geschichts- und

deutschen Sprachstunden von einigen Lehrern des Gymnasiums in Stargard gegeben wurden.

Wenn ich auch anfänglich nicht ohne Zweifel gewesen war, theils wie es mir dem alt gedienten Officier behagen würde, jetzt plötzlich ein Schulmeister zu werden, theils aber auch ob ich die Fähigkeiten dazu besaß, um solchen Unterricht zu ertheilen, so schwanden doch schon nach den ersten Wochen alle diese Zweifel fast gänzlich. Es mochte sein, daß doch noch von meinem seligen Vater her, der mit voller Lust ein Lehrer gewesen war, echtes Lehrerblut in meinen Adern fließen mußte, denn das Unterrichtgeben gewährte mir wirklich Vergnügen. Auch ich selbst mußte wohl dazu befähigt sein, Unterricht zu geben, denn ich hatte die frohe Genugthuung, daß meine Schüler nicht allein gerne meine Stunden besuchten, sondern auch ihre Kenntnisse darin vermehrten. Was konnte ich also wohl mehr verlangen?

Ich beschränkte mich aber nicht allein darauf, den mir anvertrauten Zöglingen die genügenden Kenntnisse für ihren Militärberuf beizubringen, so daß sie in der Regel ihre Officiersprüfungen mit Ehren bestehen konnten, sondern suchte sie auch sonst geistig wie körperlich für den Ehren-

stand, dem sie ihre Kräfte weihen wollten, möglichst auszubilden. So flößte ich ihnen den wahrhaft militärischen Geist der unbedingten Treue und Ergebenheit für ihren Fürsten und künftigen Kriegsherrn, den König von Preußen, ein und ermahnte sie die Lehren der strengen Disciplin, der unbedingten Subordination, der Ehrenhaftigkeit, Standhaftigkeit und steten Ausdauer in allen Gefahren und Beschwerden, wie solche der Beruf des Kriegers so leicht herbeiführt, keinen Augenblick zu vergessen. Ich sagte ihnen, welche hohen Rechte die Officiersuniform Jedem, der die Ehre habe sie tragen zu dürfen, zwar verleihe, welche Pflichten dafür aber auch wieder von ihnen gefordert würden und wie sie sich bestreben müßten, in Allem und Jedem unbedingte Vorbilder für die unter ihnen stehenden Soldaten abzugeben. Dabei ermahnte ich sie aber auch zugleich auf das dringendste, niemals die Pflichten der Menschlichkeit zu vergessen, stets ihren Untergebenen ein wahrhaft für sie sorgender, sich ihrer mit Rath und That annehmender Vorgesetzter zu sein, sich jeglicher Brutalitäten zu enthalten und nicht mit übermüthigem, ungerechtfertigtem Stolz auf alle andern Stände herabzublicken. Auch vor Schuldenmachen, Hang

zum Spielen, Trinken und Umhertreiben mit liederlichen Frauenzimmern, diesen gefährlichen Klippen für junge Officiere, an denen so Viele mit Leib und Seele zu Grunde gehen, warnte ich Alle die mir anvertraut wurden, auf das Inbrünstigste. In körperlicher Hinsicht suchte ich meine Zöglinge so viel als möglich abzuhärten, gewöhnte sie an eine strenge Lebensweise, schützte sie vor Verweichlichung, und suchte sie zu guten Schwimmern, Fechtern, Schützen, Fußgängern und so viel es anging auch Reitern auszubilden.

Bei dieser Erziehungsmethode hatte ich das große Glück, daß ich wirklich viele tüchtige, junge Leute für den Officiersberuf ausbildete. Gar Manche meiner Zöglinge sind in den Kriegsjahren von 1812—15 in ihrem Berufe, geblieben und vergossen ihr Blut für die Ehre ihrer Fahne, Andere dienen noch in verschiedenen Chargen in der Armee, oder leben allgemein geachtet in Pension. Nur sehr Wenige meiner Zöglinge mißriethen und konnten entweder aus Dummheit oder Unwissenheit das Officier-Examen nicht bestehen, oder betrugen sich als Officiere so schlecht, daß sie wieder aus dem Dienst entlassen werden mußten.

So lebte ich auf diese Weise vom Anfang des Jahres 1809 bis 1812 ziemlich ruhig in Stargard und habe während dieser Zeit wohl einige dreißig junge Leute als Zöglinge gehabt. Meine Gesundheit hatte sich wieder gebessert, und ich fühlte mich körperlich kräftig, und meine Beschäftigung, die mir so viel pecuniären Ueberschuß abwarf daß ich einfach und ohne Sorgen leben konnte, behagte mir ganz. So hätte ich denn recht froh meine Tage verbringen können, wenn dies überhaupt in jener Zeit einem Patrioten, der ein wahrhaft preußisches Herz in seiner Brust trug, möglich gewesen wäre. Der Uebermuth der Franzosen und ihres Kaisers Napoleon gegen unser armes Land, verminderte sich in allen diesen Jahren nicht im mindesten, sondern nahm eher zu, und es schien mitunter fast, als ob man in Paris die Absicht hege, das Königreich Preußen ganz von der Landkarte zu vertilgen, so schlecht behandelte man uns. Der unbesonnene Zug des Majors von Schill mit seinem Husarenregiment aus Berlin, über dessen sträfliche Indisciplin ich mich schon früher in meinen Tagebüchern ausgesprochen habe, trug noch mehr dazu bei, die Lage Preußens zu verschlimmern. So sehr ich Schill auch persönlich

als tapfern Soldaten und guten Preußen achtete, so kann ich doch nicht leugnen, daß ich mich freute, als ich erfuhr, er habe in Stralsund einen braven Reitertod gefunden. War dies doch das beste Ende für ihn, denn unser König hätte ihn sonst wegen gröblichen Ungehorsam infam cassiren und vor ein Kriegsgericht stellen lassen müssen, und dieses hätte ihn entschieden zum Tode verurtheilt. Was sollte auch wohl aus dem preußischen Staate werden, wenn jeder Regimentscommandeur das Recht hätte, so ganz auf beliebige Faust einen Kriegszug zu unternehmen, und wie bald würde unser Heer zu einer regellosen Bande herabsinken, wenn ähnliche Vorfälle wie der Schillsche Zug sich häufig wiederholten. Von einen intimen Freunde, der im Schillschen Corps als Officier gedient hatte und den ich dann nach dessen Zersprengung einige Tage heimlich bei mir in Stargard beherbergte und ihm zu seiner weiteren Flucht nach Rußland behülflich war, und der noch am letzten Tage neben dem Major von Schill gefochten hatte, erfuhr ich ganz bestimmt, daß dieser freiwillig den Tod gesucht und fest den Entschluß ausgesprochen habe, den Tag nicht zu überleben.

Friede sei seiner Asche! ein tapferes, redliches Soldatenherz ging mit ihm zu Grunde.

Einen tiefen Schmerz bereitete mir, wie überhaupt wohl jedem wahren Preußen, die Nachricht von dem frühen Tode unserer Königin Luise. Obgleich ich diese edle Frau nur einmal ganz flüchtig in Erfurt gesehen hatte, so hegte ich doch eine große Verehrung für sie und beklagte es sehr, daß sie schon so früh aus diesem Erdenleben scheiden mußte, ohne die bessere Zeit die für unser Preußenland wieder anbrach, noch gesehen zu haben. Das Andenken an die Königin Luise wird in den Herzen unseres treuen Volkes aber unvergänglich fortleben, und der Name dieser anmuthig-schönen, holden und edlen Frau, die dem Throne zur höchsten Zierde gereichte, niemals erlöschen; dessen bin ich fest überzeugt.

Ich hatte mich so in meinen friedlichen Lehrerberuf eingelebt und befand mich in Stargard an der Seite meiner vortrefflichen Frau, die mir nun bereits schon drei Kinder, zwei Knaben und ein Mägdelein, geschenkt hatte, so wohl, daß ich mir vorgenommen, weiter keine Schritte um Wiederanstellung im activen Heer zu thun, so lange nicht der so sehnlichst gehoffte Krieg gegen die Franzosen beginnen würde. Daß ich dann na-

türlich keinen Tag zu Hause bleiben konnte, war eine Sache, über welche als selbstverständlich weiter gar kein Wort gesprochen wurde.

Ganz unerwartet erhielt ich aber zu Ostern 1812 den Befehl, zu berichten, ob mein Gesundheitszustand schon wieder eine active Anstellung im Heere erlaubte. Als ich der Wahrheit gemäß berichtet hatte, daß dies der Fall sei, obgleich langes Reiten mich noch angriffe, erhielt ich die Weisung, daß ich wieder als Hauptmann im Heere angestellt sei und mich nach Königsberg begeben solle, um dort den Befehl über ein Artilleriedepot zu übernehmen. Offenherzig gestanden, freute ich mich über diese Ordre gar nicht sehr. Zwar war es mir ungemein ehrenvoll, daß diese Wahl gerade auf mich gefallen war und ich ohne mein Zuthun wieder angestellt wurde, denn dies zeigte deutlich, man sei früher mit meinem Dienste zufrieden gewesen und halte mich für einen tüchtigen Officier; im Uebrigen freilich hätte ich eigentlich mein bisheriges Leben in Stargard lieber fortgesetzt. Schon die Trennung von meiner Familie war mir sehr unerwünscht, und diese konnte ich nicht mit nach Königsberg nehmen, weil wir unsere Wohnung in Stargard noch auf zwei Jahre gemiethet

hatten und meine Frau mit ihren drei kleinen Kinderchen überhaupt alle weiten Reisen und ungewissen Aufenthalt vermeiden mußte. Doch ob gerne oder ungern, dies blieb sich am Ende ziemleich gleich, ich hatte meine Einberufungsordre nun einmal empfangen, übergab meine Zöglinge, wenigstens vorläufig, einem sehr bewährten Lehrer in Stargard und fuhr einige Wochen darauf nach dem alten berühmten Königsberg, um mein neues Amt anzutreten.

Ein sehr reges bewegtes Leben herrschte damals in dieser preußischen Hauptstadt, und für einen Soldaten, der ich nun einmal mit voller Lust und Liebe war, gab es die interessantesten Beobachtungen aller Art zu machen, und dies söhnte mich wenigstens mit meinem jetzigen gezwungenen Jungesellenleben, so unbehaglich mir solches sonst auch war, einigermaßen wieder aus.

Der Kaiser Napoleon hatte seinen abenteuerlichen Riesenzug nach Rußland begonnen, und eine Menge Truppentheile seines großen Heeres, wie die Welt bisher kein mächtigeres gekannt hatte, marschirten nun durch Königsberg. Es waren theilweise ganz vorzüglich ausgerüstete Regimenter, deren ganzer Organisation man so-

gleich ansah, daß der Kaiser sein Fach gründlich verstand und ein vortrefflicher Heeresorganisator sein müsse. Besonders die national-französischen Regimenter, und darunter gar die alte Garde und auch meine Waffe, die Artillerie, gefielen mir ausgezeichnet, In der alten Garde war ein stolzer Geist vertreten, jeder Soldat trug ein entschiedenes Selbstgefühl zur Schau und hielt sein Corps für unbesieglich. Man sah es waren erprobte Truppen, die in mehr als hundert Schlachten und Gefechten sich schon reiche Siegeslorbeeren erfochten hatten und bisher, im offenen Kampfe wenigstens, noch niemals besiegt wurden. Auch die Ausrüstung war vortrefflich. Bei der französischen Artillerie bewunderte ich die vielen sehr tüchtigen Officiere und Unterofficiere, und das treffliche Material an Geschützen, Geschirren und theilweise auch Pferden, welches die meisten Batterien besaßen.

Weit weniger als die national-französischen Regimenter gefielen mir die meisten deutschen Rheinbundstruppen, welche ich jetzt sah. Sowohl den Officieren wie Soldaten — natürlich mit manchen Ausnahmen, fehlte das Selbstvertrauen der Franzosen, sie waren mißmuthig und unzufrieden, wozu sie freilich alle Ursache hatten,

und zeichneten sich dabei nur zu häufig durch Grobheiten und Roheiten in den Quartieren unvortheilhaft vor den Franzosen aus. Dabei trugen manche Officiere dieser deutschen Rheinbundstruppen eine wirklich affectirte Verehrung für den Kaiser Napoleon, förmlich zur Schau und waren noch napoleonischer gesinnt, als dies die Nationalfranzosen waren, und diese hatten doch wenigstens in militärischer Hinsicht vollgültige Ursache dazu. Aus diesem Grunde mieden wir preußische Officiere den Verkehr mit allen den verschiedenen deutschen Rheinbundsofficieren so viel als möglich und gingen ihnen stets gern weit aus dem Wege. Mit den französischen Officieren habe ich damals manchen Verkehr gehabt und größtentheils angenehme und dabei militärisch unterrichtete Männer, von denen ich in meinem Fache Manches lernen konnte, darunter gefunden, allein bei deutschen Rheinbundsofficieren war dies lange nicht in gleichem Grade der Fall. Ein äußerlich sehr stattlich ausgerüstetes Contingent war das westphälische, doch merkte man sehr vielen Soldaten, ja selbst auch häufig sogar manchen Officieren ganz deutlich an, daß sie diesem elenden Jerome, den sein Bruder der Kaiser Napoleon, zum König von

Westphalen gemacht hatte, nur gezwungen dienten. Es befanden sich manche frühere preußische Officiere unter diesen nunmehrigen westphälischen Truppen, die von bitterer Noth gezwungen, daselbst Dienste genommen hatten, und die man daher nur herzlich bedauern konnte. Etwas Anderes war es aber bei einigen reichen westphälischen Edelleuten, die früher bei uns gedient hatten und jetzt nicht zu stolz waren, diesem sogenannten König von Westphalen zu dienen. Ich muß gestehen, daß ich gegen diese Herren eine so große Verachtung hegte, daß ich nicht mit ihnen sprechen mochte und ihrem Umgange aus dem Wege ging, obgleich mehrere frühere Kameraden und genaue Bekannte sich darunter befanden.

Da unser König gezwungen wurde, ein starkes Hülfscorps preußischer Truppen dem Kaiser Napoleon für diesen Feldzug nach Rußland zu stellen, so hatte ich jetzt ungemein viel bei der Ausrüstung der Artillerie dieses Corps zu thun. Es waren ganz vortreffliche Regimenter von uns, die jetzt gegen Rußland marschiren mußten, und man konnte fest überzeugt sein daß sie dem preußischen Namen volle Ehre machen würden. Daß alle Officiere wie Soldaten unseres Heeres, die

jetzt einen Theil der großen napoleonischen Armee bildeten, nicht die mindeste Anhänglichkeit für den Kaiser oder gar politischen Enthusiasmus für den Zweck des Krieges hegten, war selbstverständlich. Allein unser König hatte — freilich durch die Nothwendigkeit dazu gezwungen — diesen Truppen den Kampf gegen die Russen befohlen, und so war es natürlich, daß Alle mit regem Eifer diesem Befehle gehorchten, und nun auch nach besten Kräften dahin strebten, ihren Fahnen die möglichste Ehre zu machen Dazu war der eiserne General von York, in Wirklichkeit der eigentliche Befehlshaber dieses Hülfscorps, und der war schon der Mann dazu, seine Truppen in stetem Eifer zu erhalten, und ich hätte es keinem Officier rathen mögen, aus irgendwie politischen Gründen jetzt nicht auf das Eifrigste seine Pflicht zu thun. Den vortheilhaften Einfluß, den die neue Reorganisation unseres Heeres auf alle Truppen durchweg geübt hatte, konnte man jetzt bei diesen nach Rußland marschirenden preußischen Regimentern recht bemerklich erkennen. Nicht allein ihr Aeußeres war gegen früher sehr vortheilhaft verändert, sondern in erhöhtem Grade war dies auch ihre

Waffengeübtheit, und gar der ganze Geist der sie beseelte.

Es hatten übrigens über hundert preußische Officiere bei der Nachricht, daß unser König einen Bund mit dem Kaiser Napoleon gegen Rußland geschlossen hatte, sogleich ihren Abschied genommen und waren in russische Dienste wo man sie gerne annahm, eingetreten. Wenn ich nun auch die gleichen politischen Ansichten mit diesen Herren vollkommen theilte, so mußte ich doch im Uebrigen solch' Benehmen entschieden mißbilligen. Ein Officier soll einfach thun, was ihm sein Kriegsherr befiehlt, und sich nicht durch seine politischen Wünsche hinreißen lassen, den Dienst seines Vaterlandes zu verlassen und gar in fremde Heere einzutreten. Welch' Gefühl mußte diese nun nach Rußland geeilten, früheren preußischen Officiere, jetzt wohl ergreifen, wenn sie vielleicht gar gegen unsere schwarz=weißen Fahnen, denen sie selbst so lange angehört hatten, kämpfen sollten. Wahrlich, nun und nimmermehr, und wenn man mir auch in Rußland den höchsten militärischen Rang angeboten, hätte ich an ihrer Stelle sein mögen.

Hier in Ostpreußen hatte ich auch Gelegenheit, den Kaiser Napoleon bei einer Revue langsam bei

mir vorbeireiten zu sehen. So sehr ich auch diesen Mann als Unterdrücker meines Vaterlandes aus tiefster Seele haßte, ebenso bewunderte ich ihn doch als größten Feldherrn und vollendetsten Heeresorganisator unserer Zeit, und so gewährte es mir ein großes Interesse ihn jetzt in solcher Nähe ganz genau sehen zu können. Er trug eine einfache grüne Uniform seiner Garde-Chasseurs, dazu sein kleines bekanntes Hütchen ohne die mindesten Verzierungen, hohe Stiefeln, weiße Kasimirhosen und saß in ziemlich nachlässiger Haltung auf einem kleinen Falbenhengst arabischer Abkunft. Sein Gesicht war starr und wie aus gelbem Marmor gehauen, hatte aber dabei doch ein ungemein geistiges Gepräge. Als die Truppen — größtentheils prächtige Garderegimenter — ihn mit lautem jubelnden „vive l'empereur"-Gerufe empfingen, sah ich deutlich, wie ein leises Lächeln der Befriedigung über sein Antlitz zuckte.

So zog im Sommer des Jahres 1812 der Kaiser mit seinem mächtigen und stolzen Heere durch Ostpreußen gen Rußland, um auch dort seine siegreichen Adler, die nun schon in Berlin, Wien, Madrid und Neapel geweht hatten, aufzupflanzen.

Und in welchem Zustande kam dies stolze Heer, welches da glaubte, schon für immer den Sieg an seine Fahnen gefesselt zu haben, bereits nach wenigen Monaten wieder zurück! Wahrlich, wenn man Gottes Strafgericht, wie es den Uebermuth und die Eroberungslust eines Menschen erreicht, so recht in seinem vollen Maße erkennen wollte, so war es bei dem Ausgange dieses napoleonischen Zuges gen Rußland. Schade nur, daß viele Hunderttausende vollkommen unschuldiger Menschen, dabei ihr Leben opfern mußten.

Zweites Capitel.

Der Rückzug der napoleonischen Armee aus Rußland. Kläglicher Zustand der Truppen. Freudige Hoffnungen für uns in Preußen. Mein Marsch nach Tilsit. Nachricht von der Convention des Generals von York in Tauroggen. Das Yorksche Corps in Tilsit. Meine Meldung beim General von York. Marsch nach Königsberg. Stimmung der Bewohner von Königsberg und ganz Ostpreußen. Ungewisse politische Lage. Unausgesetzte Thätigkeit bei den preußischen Truppen. Beginn der Rüstungen gegen Frankreich. Ich erhalte das Commando einer Feldbatterie im Yorkschen Corps. Patriotismus aller Bewohner des preußischen Staates. Marsch von Königsberg nach Potsdam. Beginn des Krieges. Unsere Verbündeten die Russen. Die ersten Kämpfe. Vorbeimarsch unseres Corps bei Sr. Majestät unserm König unweit Pegau. Beginn der Schlacht bei Lützen oder Großgörschen. Heftiger Kampf. Rückmarsch an den folgenden Tagen über Dresden nach Bautzen

Im Anfange des Feldzugs gegen Rußland kamen fortwährende glänzende Siegesnachrichten von der napoleonischen Armee zu uns. Zwar

verlautete wohl, welche großen Verluste besonders auch an Pferden, die Truppen erlitten hatten, allein mit Alles niederschmetternder Gewalt drangen sie unaufhaltsam vorwärts, besiegten in der mörderischen Schlacht bei Borodino das russische Heer gänzlich, und bald erhielten wir die sichere Kunde, daß der Kaiser Napoleon seinen siegreichen Einzug in der alten Zarenstadt Moskau, der eigentlichen Hauptstadt des Landes, gefeiert hatte. Als wir in Königsberg dies erfuhren, da schüttelte wohl mancher eifrige Patriot traurig sein Haupt und meinte wie die Unbesiegbarkeit unseres großen Tyrannen Napoleon sich jetzt abermals so glänzend bewährt habe, daß für unser armes Preußen kaum jemals noch die Hoffnung erblühen könne, sich von seinem Drucke zu befreien. Auch ich selbst gehörte — wie ich nicht leugnen will — einige Tage zu diesen Kleinmüthigen und glaubte daß jetzt nach diesem abermaligen glänzenden Triumphe Napoleon's, seine Weltherrschaft wohl für immer gesichrt, und damit auch die Selbstständigkeit unseres Vaterlandes gänzlich verloren sei. Und als ich in so trübe Gedanken versunken einsam spazieren ging, da begegnete ich zufällig dem pensionirten Major von Platen, auch wohl der „tolle Platen" genannt,

der 1806 sich beim Yorkschen Rückzug in Mecklenburg so ausgezeichnet hatte und später als Commandant der lithauischen Dragoner 1813 bis 1814 so viel Tüchtiges leistete. Obgleich in Dürftigkeit lebend, schmauchte er doch ganz vergnüglich sein Pfeifchen, und als ich nun mit ihm ging und ihm meine Befürchtungen wegen der unvergänglichen Dauer der Weltherrschaft Napoleon's mittheilte, sagte er: „Larifari Herr Bruder, ich sage Ihnen, der Kerl der Bonaparte, muß doch noch herunter von seinem Throne, und ich, der tolle Platen, führe noch einst Cavallerie von Sr. Majestät unserem König von Preußen nach Paris, darauf können Sie schwören.“ Ich lachte zwar über solche abenteuerliche Behauptung und meinte in meinem Sinne, der tolle Platen müsse jetzt ganz verrückt geworden sein; als ich jedoch wirklich bei der ersten Einnahme von Paris im Jahre 1814 sah, daß der Major von Platen sein lithauisches Dragonerregiment, welches er in den beiden Feldzügen mit so großer Auszeichnung geführt hatte, auf dem Montmartre umherreiten ließ, um der Mannschaft die zu unseren Füßen im Abendsonnenscheine erglühende besiegte Kaiserhauptstadt Frankreichs zu zeigen, da mußte ich

mich dieser von ihm im Herbste 1812 zu Königsberg gethanen Aeußerung lebhaft erinnern.

Wenn wir preußische Patrioten uns natürlich auch über die abermaligen Siege des Kaisers Napoleon nicht im Mindesten freuen konnten, so hörten wir doch, besonders aus französischem Munde, mit wahrer Freude wie tüchtig sich unsere Truppen in diesem Feldzuge bewährten. Namentlich die Schwadronen des pommerschen und brandenburgischen Husarenregiments, welche sich bei der großen Hauptarmee befanden, waren von dem König Murat öffentlich als seine tüchtigste Cavallerie, die den Dienst am pünktlichsten versah, erklärt worden. So etwas konnte ein altpreußisches Herz schon erfreuen.

Ungefähr vierzehn Tage mochten nach der Nachricht von dem siegreichen Einzuge des Kaisers Napoleon in Moskau wohl vergangen sein, als plötzlich zuerst heimlich, bald aber öffentlich die Kunde in Königsberg umherlief, die Stadt sei von den Russen selbst angezündet worden und ganz abgebrannt, und die französische Armee mitsammt ihrem Kaiser bereits auf vollem Rückmarsche begriffen. Und als sich dies nun bestätigte, ja sogar allwöchentlich immer mehrere und genauere Nachrichten über diesen französischen

Rückzug bei uns ankamen, da fing manches schwer betrübte Gemüth wieder an froh zu athmen und auf sonst bekümmerten Gesichtern lächelte der frohe Hoffnungsschimmer, daß jetzt endlich vielleicht die Stunde der Befreiung unseres theuren Vaterlandes nicht mehr allzufern sein möge. Zwar versuchten die Franzosen, von denen noch zahlreiche Depots und auch Offiziere und Beamte aller Grade in Königsberg und ganz Ostpreußen weilten, diese Nachrichten zu unterdrücken, allein ihre Macht, so stark sie auch sonst immerhin noch sein mochte, reichte hierzu nicht aus. Auf tausend und aber tausend Wegen durchflogen solche Botschaften mit Blitzesschnelle das ganze Land, und kaum war eine für Napoleon schlimme Kunde aus Rußland gekommen, so war solche in wenigen Stunden in allen Familien auch schon verbreitet. Da gab es gar manche stille Freude und manch' inniges Gebet zu Gott dem Herrn dem Lenker aller Heerschaaren, daß seine Gnade sich unseres armen Landes annehmen möge. Anfänglich traten die französischen Officiere noch ziemlich hochmüthig auf, erklärten alle solche Nachrichten für albernes Gerede oder doch weit übertrieben, behaupteten an dem Besitze von Moskau liege nichts weiter, der ganze Rückzug sei nur

ein strategisches Manöver des Kaisers, um sich bessere Winterquartiere zu verschaffen, und boten sogar hohe Wetten an, daß im nächstjährigen Feldzug Petersburg von ihnen erobert würde. Allmählich jedoch wurden sie kleinlauter und immer kleinlauter, und ihr früheres so überaus selbstbewußtes Auftreten schwand ersichtlich. Es marschirten nun zwar noch manche frische Ergänzungstruppen nach Rußland hinein, allein die Gesichter der Officiere aller dieser Truppen drückten nichts weniger als Siegeshoffnungen aus. Von den Ergänzungstruppen der deutschen Rheinbundsregimenter die nachmarschiren sollten, fingen die Soldaten massenhaft an zu desertiren. Leider gebot es unser mit Frankreich abgeschlossener Cartellvertrag, alle diese Deserteure wenn wir ihrer habhaft werden konnten, an die französischen Militärbehörden abzuliefern. So bereitete es mir aufrichtigen Schmerz, daß ich einst drei sächsische, zwei westphälische und vier würtembergische Deserteure an einen französischen Obristen abliefern mußte, der ließ ein Kriegsgericht zusammentreten, und wenige Stunden später hatten die Unglücklichen alle schon eine Kugel durch den Kopf.

Einen allgemeinen — wenn auch freilich noch

ganz geheim gehaltenen Jubel rief es bei uns, eine sehr große Bestürzung aber bei allen Franzosen hervor, als die sichere Kunde eintraf, der Kaiser Napoleon habe sein Heer heimlich verlassen und sei im strengsten Incognito auf einem Postschlitten fahrend durch unser Land geeilt, um sich so schnell als möglich nach Paris zu begeben. Nun zweifelte Niemand mehr, daß es gar böse bei der aus Rußland sich zurückziehenden großen Armee aussehen müsse, wenn selbst der Kaiser Napoleon solche verlassen hatte. Und als wolle der Himmel selbst dies einst so glänzende Heer mit vernichten helfen, so verwandelte sich das bis dahin sehr milde Wetter jetzt plötzlich in eine so grimmige Kälte, wie sie in Ostpreußen zu den größten Seltenheiten gehörte. Wenn uns sogar in Königsberg, wo wir mit warmer Kleidung und Nahrung versehen waren, bei den Exercirübungen, die jetzt täglich mit vermehrtem Eifer angestellt wurden — man konnte doch nicht wissen, was für Ereignisse kommen mochten, die ein wohl ausgerüstetes Heer äußerst wichtig machten — fror, daß uns die Zähne im Munde klapperten, was mußten diese Armen, die bei schlechter Nahrung und dürftiger Bekleidung Tag und Nacht im Freien sein mußten, nicht Furchtbares

ausstehen. Bald langte denn auch der erste Vortrab des fliehenden und aufgelösten Heeres bei uns an. Zu Schlitten, zu Roß, und meist zu Fuß kamen jetzt täglich Einzelne, und kleinere wie größere Haufen dieser Flüchtlinge bei uns an, deren Aussehen in der That so war, daß selbst der heftigste Franzosenfeind, wenn er anders ein menschliches Herz in der Brust hatte, Erbarmen mit ihnen haben mußte. Alle Truppentheile waren bunt durcheinander gemischt, kein Rang galt mehr, jegliche Disciplin hatte vollständig aufgehört, und selbst Generale zankten sich mit Trommelschlägern um eine Schüssel warme Suppe oder einen alten Schlafrock, um ihre Blößen zu decken. Nur Ruhe, warme Speisen und Zimmer wollten diese halbverhungerten und erfrorenen Menschen haben; alles Uebrige war ihnen gänzlich gleichgültig, jedes Gefühl für Ruhm, ja selbst nur für die Ehre ihrer Fahne war vollständig bei ihnen erloschen. Bewaffnete und nun gar noch in Ordnung zusammengebliebene Schaaren sah man unter diesen Hunderten, ja Tausenden von Flüchtlingen, die jetzt täglich in immer größeren Schaaren und in immer zunehmendem jämmerlichen Zustande, durch die Thore eindrangen, fast niemals, und wenn sich

wirklich noch mitunter ein Dutzend Infanteristen mit Gewehren und Patrontaschen zusammen fanden und einen Officier an der Spitze hatten, so war dies ein Anblick, der seiner Seltenheit wegen schon auffallen konnte. Daß die Cavalleristen ohne Pferde und die Artilleristen ohne Geschütze ebenso wie alle Anderen zu Fuße liefen, war selbstverständlich, wie man denn überhaupt weder Waffengattungen, noch Chargen mehr an ihrem Anzuge erkennen konnte. Alte russische Bauernpelze, die schmierigen Winterröcke der polnischen Juden und Pferdedecken waren die gesuchtesten Kleidungsstücke, und Alle welche diese besaßen, wurden von den Uebrigen nicht wenig darum beneidet. Ich selbst hatte einen Artilleriehauptmann gekannt, einen tüchtigen, siegesstolzen Officier, so recht das Bild eines braven Soldaten, wie deren die französische Armee damals so viele besaß, der vor einigen Monaten in der sicheren Hoffnung der abermals zu erfechtenden Siege, mit nach Rußland marschirt war. Jetzt kam ein Mann, der auf dem Kopfe eine alte schmierige Kosakenmütze und auf dem Leibe einen von Unrath starrenden Fuhrmannspelz trug, die Füße dick mit Schaffellen umwickelt, das eine Bein erfroren, das seit Wochen nicht mehr

gewaschene Gesicht wie bei einem Neger schwarz vom Rauch der Bivouakfeuer, an einem Krückstock zu mir in's Zimmer gehinkt, und nur mit äußerster Mühe erkannte ich diesen Capitain in ihm.

Das Gefühl der Ehre verbot unserem König leider jetzt, ohne Kriegserklärung sich dieser Ueberbleibsel der einst so mächtigen Armee Napoleon's, die nach Ostpreußen kamen, bemächtigen zu lassen, obgleich es nicht an Hitzköpfen fehlte, die solches vorschlugen, sonst hätten wir Hunderte von französischen Marschällen, Generalen und Officieren aller Grade. ohne den mindesten Widerstand gefangen nehmen können. Es war ein Unglück, daß dies nicht geschehen durfte, denn durch eine Gefangennehmung so vieler Officiere wäre es dem Kaiser Napoleon unmöglich gemacht worden, ein Heer, wie er jetzt wieder mit bewunderuswürdigem Organisationstalent schuf, zu organisiren und die Kriege von 1813—14 doch wieder so kräftig zu führen. Mit sechs bis achttausend Mann preußischer leichter Cavallerie und Infanterie, in lauter Streifpatrouillen aufgelöst, hätte man sämmtliche Ueberreste des napoleonischen Heeres die jetzt aus Rußland zurückkehrten, — mit Ausnahme des Macdonaldschen Corps,

das in Curland gefochten und verhältnißmäßig nur wenig gelitten hatte, mit leichter Mühe gefangen nehmen können.

Da in Königsberg noch kleine französische Depots und in Danzig eine starke Besatzung standen, so versuchte man hier die ankommenden Flüchtlinge wieder einigermaßen zu sammeln. Alle Officiere wie Soldaten mußten sich bei den französischen Platzofficieren melden, erhielten Lebensmittel, Quartiere, Waffen, Mäntel und Schuhzeug, so gut letzteres zu bekommen war, und wurden nun in sogenannte Marschbataillone zusammengestellt. Besonders in Danzig, wo sehr große Depots aller Art befindlich waren, geschah die Reorganisation der Truppen mit großer Thatkraft und Schnelligkeit.

So schied denn das verhängnißvolle Jahr 1812 unter einem Gemisch der verschiedensten Hoffnungen, Befürchtungen und Erwartungen, und die Seele war angefüllt mit den mannigfachsten Eindrücken, an denen die letzten Wochen wieder so überreich waren. Den Sylvesterabend brachte ich in in einem kleinen trauten Kreise von guten bewährten Kameraden, bei einer Punschbowle zu. Zwar war der Rum zu dieser Bowle nur äußerst schlecht und schmeckte ganz nach Fusel,

allein dies hinderte nicht, daß wir doch ganz vergnügt dabei waren, denn fast unbewußt sagte uns Allen eine innere Stimme, daß die Leidenszeit jetzt für unser theures Preußenland bald vorüber sein und eine bessere Zeit beginnen würde.

„Auf das neue Jahr 1813! Möge es wieder gut machen, was das Jahr 1806 verschuldete, und unser Preußen zu neuem Ruhme erblühen!" rief beim Schlage der Mitternachtsstunde ein sehr wackerer Major von den Husaren, der jetzt ebenfalls auf Wartegeld stand, aus, und in vollem Jubel erhoben wir Alle die Gläser, um darauf recht hell anzustoßen. Damals ahnte freilich Keiner von uns, daß wir die nächste Sylvesternacht schon in Caub an den Ufern des Rheins, den wir in einigen Stunden dann überschreiten würden, feiern konnten. Freilich standen von den elf Officieren, welche wir den Sylvesterabend 1812 damals so froh in Königsberg feierten, nur noch fünf unter den Waffen, denn vier hatten den Soldatentod für unsere preußischen Fahnen bereits gefunden, zwei aber lagen noch an schweren Wunden in den Lazarethen von Leipzig und Breslau. Am ersten Januar erhielt ich plötzlich von dem General von Bülow in Königsberg, den Befehl mich nach Tilsit zu begeben, um dort ein

Depot von ausgehobenen Pferden für die Artillerie zu übernehmen. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, daß einige Kosakenpulks schon über unsere Grenze streiften und den Bauern die Pferde fortnähmen, und so wollte man so viel als möglich Pferde für etwaige militärische Zwecke zusammenbringen.

Ich war kaum einige Meilen aus Königsberg mit meinem großen Bauernschlitten, den sechs tüchtige Artilleriepferde zogen, denn ich hatte noch acht Unterofficiere und Ordonnanzen bei mir, gefahren, als ein leichter Schlitten, auf dem der mir bekannte Lieutenant von Weack vom pommerschen Füselierbataillon saß, so schnell die schweißbedeckten Postgäule nur laufen konnten, mir entgegengejagt kam. Schon aus der Ferne winkte der Lieutenant mir mit seinem Taschentuch und rief dann, als sein Schlitten neben dem meinigen hielt, mit voller Kraft seiner Lunge: „Herr Hauptmann, freuen Sie sich — die beste Nachricht. — Der General von York hat gestern mit dem russischen General von Diebitsch eine Convention in Tauroggen abgeschlossen. Wir Preußen brauchen nicht mehr mit den Franzosen zu fechten und sind vorläufig neutral, um hoffentlich bald uns mit den Russen gegen den Napoleon zu verbün-

den. Der General von York wird heute schon mit seinen Truppen in Tilsit einrücken. Hurrah!" Und als ich solche prächtige Worte hörte, da brach ich unwillkürlich in ein lautes, jubelndes, dreimaliges Hurrah aus, und ganz von selbst stimmten meine Leute aus voller Brust in dieses Freudengeschrei mit ein. Noch in wenigen Worten sagte mir der Officier einige Nachrichten über diese Convention des Generals von York, dann jagte er weiter gen Königsberg, um dort seine wichtigen Depeschen an den General von Bülow zu überbringen. Dieser Augenblick, wo ich auf offener Landstraße zwischen Königsberg und Tilsit, rings von den eisigen Schneefeldern umgeben, die Nachricht von der Yorkschen Convention zu Tauroggen, welche dem Schicksale Preußens eine solche veränderte Wendung ertheilte, erhielt, ist mir stets unvergeßlich geblieben. Es drängte mich nun mit aller Gewalt, so schnell als möglich nach Tilsit zu gelangen, wo ich nähere Nachricht von dem, was geschehen sei — aber auch was da noch weiter kommen würde, — zu erhalten hoffte. Hatte der General von York diese Convention eigenmächtig oder mit Genehmigung unseres Königs geschlossen? was würde man in Berlin dazu sagen? und hielt man dort die Zeit schon

reif, um den Kampf auf Leben und Tod mit dem Kaiser Napoleon zu unternehmen? Und wenn nun der General von York die Convention ganz eigenmächtig und auf eigene Verantwortlichkeit geschlossen hätte — und bei seinem stets eigensüchtigen Charakter konnte ich dies schon vermuthen, — und der König genehmigte solche nicht — was geschah dann? Ein Kriegsgericht hätte den General wegen solcher Eigenmächtigkeit jedenfalls mit vollem Rechte zum Tode verurtheilt, und wie ich York kannte, war dieser viel zu stolz, dann um Gnade zu bitten oder zu den Russen überzugehen, sondern wäre fest und eisern auf die Richtstätte marschirt und hätte seine Brust den preußischen Kugeln preisgegeben. Der General von York, den ich zwar persönlich nicht liebte, aber ungemein achtete und bei einem Kampfe gegen Napoleon für ganz unentbehrlich hielt, denn er war der Eisernste von allen unseren Generalen, durch preußische Kugeln auf der Richtstätte enden zu sehen, wäre aber ein Schauspiel gewesen, welches ich nun und nimmermehr hätte erleben mögen, denn für immer hätte Preußen dann seinen Untergang gefunden.

Als ich endlich, für meine Ungeduld viel zu langsam, denn meine plumpen Artilleriegäule wa-

ren keine geflügelten Rosse, am dritten Januar in Tilsit anlangte, fand ich dort ein sehr bewegtes kriegerisches Leben auf allen Straßen. Das Yorksche Corps, das bisher in Curland unter dem Marschall Macdonald gefochten hatte, war jetzt in Tilsit eingerückt und hatte dort und in der Umgegend Quartier genommen. Zufällig sah ich gerade ein Bataillon vom zweiten pommerschen Regiment und die Batterie meines alten treuen Freundes, Lehrers und Kameraden Graumann auf dem Markte halten, als ich nach dem Platzcommando fuhr, um mich dort zu melden. Die Truppen sahen gut und kräftig aus, wobei man freilich erkannte, daß sie aus einem beschwerlichen Winterfeldzuge kamen, und ihr Aussehen für eine Parade sich nicht gerade sonderlich geeignet haben würde. Um die Ohren trugen die meisten Soldaten Stücke von Schaffellen gebunden, dann hatten Viele auch russische Bauernpelze statt der Mäntel und derbe, hohe russische Bauernstiefel. Auch die Pferde der Batterie sahen leidlich und wenigstens vollkommen diensttauglich aus. Was mir aber mehr als ihr Aeußeres gefiel, war der frische, kampflustige Ausdruck, der mir aus den meisten Gesichtern der Officiere und Soldaten entgegenblitzte. Man sah deutlich, daß dies Corps

jetzt eben einen entscheidenden Schritt gethan hatte und nun mit voller Hoffnung und Vertrauen den weiteren Folgen entgegensah. Wie ganz anders war die sichere Haltung und das Selbstvertrauen der Truppen dieses Yorkschen Corps gegen das scheue, unsichere, niedergedrückte Benehmen der meisten französischen und deutschen Rheinbundstruppen, die in den letzten Wochen bei uns in Königsberg gewesen waren. Wahrlich, diese Haltung des Yorkschen Corps in Tilsit, war ein Anblick, an welchem ein altpreußisches Soldatenherz sich auf das Aufrichtigste erfreuen konnte, und ertheilte nunmehr Se. Majestät unser König den Befehl, daß das, was der General von York jetzt mit einem kühnen Schritte begonnen hatte, auch auf eine kühne und rücksichtslose Weise weiter gefördert wurde — dann war endlich die frohe Hoffnung vorhanden, daß eine bessere Zeit für unser Preußenland anbrechen würde. Ich hatte bei diesem pommerschen Bataillon, das auf dem Marktplatze aufmarschirt stand, mehrere genaue Bekannte, und so war denn mein Schlitten, bevor ich noch aussteigen konnte, von Officieren umringt. Das war dann ein Händeschütteln, Fragen, Antworten und Jubeln, welches ich gar nicht beschreiben kann. Die Officiere, die seit Wochen

keine Nachrichten aus Preußen mehr bekommen hatten und gar nicht wußten wie es dort aussah, bestürmten mich mit Fragen aller Art und wollten Auskunft über alle möglichen Sachen haben, während ich hingegen wieder äußerst begierig war, die letzten Einzelheiten über diese Tauroggener Convention zu vernehmen. Und nun gar, als der alte weißhaarige Graumann, der bisher auf seinem Kosakenrößlein bei seiner Batterie umhergeritten war, meine Ankunft vernahm und nun eiligst zu mir angesprengt kam, da ging das Fragen und Antworten von Neuem an, und ich mußte mich endlich fast gewaltsam losreißen, um von meinem Schlitten fort zu dem Platzmajor zu kommen und meine Depeschen von dem General von Bülow, an ihn abzugeben.

Der Platzmajor war der Rittmeister Fritz von Blankenburg, noch ein guter Freund und Duzbruder von mir, von der Belagerung von Colberg her. Als ich nun zuerst alle meine rein dienstlichen Geschäfte mit ihm abgemacht und Quartiere für mich und meine Leute erhalten hatte, was in der von Truppen überfüllten Stadt kein leichtes Geschäft war, da setzten wir uns zusammen hin, um alles Nähere recht gründlich abzusprechen. Es war nicht zu leugnen,

daß die Verhältnisse noch ungleich schwieriger und verwickelter waren, als wir Alle im ersten Freudenrausch dies wohl geglaubt hatten. Noch wußten wir Alle nicht, wie Se. Majestät der König diesen eigenmächtigen Schritt des Generals von York aufnehmen würde, ja ob nicht vielleicht französische Gewalt ihn dazu zwinge, York abzusetzen, vor ein Kriegsgericht zu stellen und sein Corps dann wieder den Franzosen zuzuführen. War zwar das napoleonische Heer das in Rußland mit gewesen war, jetzt fast gänzlich vernichtet, so gebot der Kaiser doch in Italien, Frankreich und Deutschland noch immer über sehr beträchtliche Hülfsmittel, die denen über welche unser König verfügen konnte, weit überlegen waren. Namentlich diese deutschen Rheinbundstruppen und gar diese Könige von Westphalen und Würtemberg, die stets ihre höchste Ehre darin gesucht hatten, die eifrigsten Bedienten des Kaisers Napoleon abzugeben, hatten immer noch mehr Truppen zur Verfügung. Es gehörte auch gar nicht zu den Unwahrscheinlichkeiten, daß alsbald sächsische Truppen auf Befehl des Kaisers Napoleon in Berlin einrückten, um unsern König mit Gewalt zu einem ferneren Bündniß mit den Franzosen zu zwingen oder

sonst als Gefangenen nach der sächsischen Festung Königstein zu führen, wie dies wirklich auch schon der Plan gewesen sein soll.

So plauderte ich am Abend mit dem Rittmeister von Blankenburg und noch einem halben Dutzend anderer Officiere bis spät in die Nacht hinein, und Wünsche, Hoffnungen — aber auch Befürchtungen kreuzten sich nicht wenig bei uns. So viel aber stand bei uns Allen fest, daß jetzt die Entscheidung herangekommen sei, ob ein mächtiges Königreich Preußen wieder von Neuem bestehen, oder die Ueberreste davon wie sie jetzt noch waren, für immer untergehen würden.

Obgleich ich ja bei meinem jetzigen Commando Pferde für die Artillerie zusammenzubringen, nur unter dem General von Bülow, aber nicht im Mindesten unter dem General von York in dienstlicher Beziehung stand, so hielt ich es doch für meine Pflicht, mich bei Letzterem am andern Morgen zu melden. War ich doch 1806 bei unserem Rückzuge, als der damalige Obrist von York die Nachhut des Blücherschen Corps befehligte, täglich mit ihm im Verkehr gewesen und hatte mich seines Wohlwollens — so weit bei einem Manne, wie York, überhaupt davon die Rede sein konnte, — zu erfreuen gehabt. Seit

dem Lübecker Gefechte hatte ich ihn übrigens nicht wieder gesehen.

Als ich in das Quartier des Generals kam, fand ich dort den Rittmeister Graf Brandenburg, der Adjutantendienste bei ihm versah, und mußte längere Zeit bei diesem im Vorzimmer bleiben. Der Graf Brandenburg, ein ungemein ritterlicher und liebenswürdiger Officier, wußte mir aber so viele interessante Einzelheiten über die letzten Begebenheiten zu erzählen, daß mir die Zeit keinen Augenblick lang wurde. Er theilte mir mit, daß er noch heute Abend als Courier nach Berlin abreisen sollte, um ein langes Rechtfertigungsschreiben des Generals wegen seiner Convention, mit dessen Abfertigung dieser eben beschäftigt war, an Se. Majestät unsern König zu übergeben. Von ganzem Herzen konnte ich ihm nur den besten Erfolg seiner Reise wünschen.

Als ich endlich in das Zimmer des Generals von York gelassen wurde, fand ich diesen in voller Uniform, den Degen an der Seite, neben einem großen mit Landkarten und allen möglichen Schreibereien und Rapporten bedeckten Tische stehen. Der General sah bleich und ungemein angegriffen aus, und war in den sechs Jahren, daß ich ihn nicht mehr gesehen hatte, sehr

gealtert. Er war ungleich freundlicher, ja selbst milder, als sonst seine Gewohnheit, und reichte mir sogar beim Eintritt die Hand, was ich sonst noch niemals bei ihm gesehen hatte. Ohne auch nur ein Wort über das, was er so eben gethan hatte, zu sprechen, richtete er nun eine Menge jener kurzen, festbestimmten Fragen wie er sie zu thun liebte, über den Zustand der französischen Truppen, die durch Königsberg gekommen waren, die dortigen Depots, die Zustände des Landes, die Stimmung der Bevölkerung, ob viele ehemalige Officiere in Ostpreußen lebten; kurz über alle derartigen Gegenstände an mich, die ich dann eben so kurz und bestimmt wie er dies liebte, beantwortete. Als ich ihm auf sein Befragen den Zweck meines Aufenthaltes in Tilsit angegeben hatte, sprach er noch: „Nun, bringen Sie nur recht viele Pferde zusammen Herr Hauptmann, wir werden solche hoffentlich brauchen können,“ und gab mir dann das Zeichen, daß ich entlassen sei. Ueber seine eigenen Handlungen und Pläne sprach er kein Wort, und der General von York war nicht der Mann der es liebte, daß man Fragen an ihn richtete und Gegenstände berührte, die er von selbst nicht in das Gespräch brachte. So hatte

ich also in dieser Hinsicht nichts Neues erfahren, und doch war es mir von besonderem Interesse, gerade in dieser Zeit den General gesehen und gesprochen zu haben, so daß ich diese Unterredung niemals wieder vergessen habe.

Ich blieb nun noch einige Tage in Tilsit und traf die nöthigen Voranstalten, Pferde zusammenzubringen, als ich plötzlich von dem General von Bülow den Befehl erhielt, mich mit meinem Commando sofort nach Graudenz zu begeben, wohin ich denn auch am nächsten Tage mich auf den Weg machte. Diese Zeit in Tilsit war eine ungemein bewegte. Furcht und Hoffnung kreuzten sich unaufhörlich, und die verschiedensten Gerüchte waren verbreitet.

Die Franzosen waren nun inzwischen von Königsberg abgezogen und hatten sich hinter die festen Wälle von Danzig, wo noch an zwanzigtausend Mann tüchtiger Truppen standen, begeben, und die ersten russischen Corps waren in der Hauptstadt Ostpreußens bereits eingetroffen. Ich mußte nun mit meinem kleinen Commando durch die russischen Colonnen den Weg suchen, ward jedoch von letzteren nirgends aufgehalten und erfuhr weiter keine Unannehmlichkeiten, außer daß mir die Kosaken heimlich meinen Pelzmantel

vom Wagen stahlen. Die Thäter wurden jedoch glücklicher Weise noch rechtzeitig entdeckt und einem Kosaken-Hetmann angezeigt, so daß ich meinen Mantel wieder erhielt. Jeder der Diebe aber fünfzig wohlgemessne Hiebe mit dem Kantschu aufgezählt empfing. So hatte ich gleich eine Probe von der strengen, prompten Justiz unserer wahrscheinlichen neuen Verbündeten.

Auf dem Marsche von Tilsit nach Graudenz erhielt ich den Befehl, mich persönlich vorläufig wieder nach Königsberg zu begeben und zu revidiren welche Vorräthe von Geschützen und Munition dort befindlich wären. So traf ich denn spät am Abend des neunten Januar in letzterer Stadt ein.

Ein furchtbarer Schrecken verbreitete sich aber am zehnten Januar in dieser alten Stadt, als die Post von Berlin die Nachricht brachte, Se. Majestät unser König habe die Convention des Generals von York nicht anerkannt, sondern verworfen, und der Flügeladjutant von Natzmer sei unterwegs, um York sogleich zu arretiren und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Ein tiefer Schmerz bemächtigte sich Aller, denn bestätigte sich wirklich diese Kunde, so war unser Preußen für immer verloren, das mußte Jeder

einsehen. Unter den Studenten in Königsberg entstand schon eine wilde Gährung, ja Einige sprachen es laut aus, man dürfe dem König hierin nicht gehorchen, und der General von York solle sich seiner etwaigen Arrestation mit Gewalt widersetzen und mit seinen Truppen eigenmächtig mit den Russen vereint, gegen die Franzosen losschlagen. Nun, wenn junge Studenten sich in ihrem unerfahrenen Eifer zu solchen Aeußerungen hinreißen lassen, so hat dies weiter nichts zu bedeuten; daß aber bei den Truppen von einem etwaigen derartigen sträflichen Ungehorsam gegen die Befehle unseres Königs weiter keine Rede sein konnte, war selbstverständlich. Was unser König befahl, das auch ohne Weigerung genau auszuführen war unsere Pflicht und Schuldigkeit, und ob wir dies nun gerne oder ungern thaten, stand erst in zweiter Frage.

Es war eine furchtbare Zeit der Spannung und der Besorgniß, die nun für uns Alle in Königsberg folgte, und ich entsinne mich noch genau, daß die Russen schon in Ostpreußen bis zur Weichsel zu schalten und walten anfingen, als sei das Land ihr erobertes Eigenthum. Das hätte zu allem Unglücke noch gefehlt, daß halb

Ostpreußen gar in russischen Besitz gekommen wäre.

Der Adjutant von Natzmer, der dem General von York die Verwerfung der Tauroggener Convention von Sr. Majestät unserm König anzeigen sollte, ward jedoch von den Russen nicht durchgelassen, und so erhielt Letzterer seine officielle Absetzung nicht, sondern übernahm die Befugnisse eines Generalgouverneurs von ganz Ostpreußen. Wer nun jetzt eigentlich in unserer Provinz zu befehligen hatte, wußte Niemand genau. Ich persönlich war inzwischen in Königsberg mit unausgesetzter Thätigkeit beschäftigt, Lafetten anfertigen zu lassen, alle Geschützröhren gründlich zu putzen und herzustellen, und die Anfertigung von Geschirren für die Bespannung der Batterien zu überwachen. Ich hatte ungefähr fünfzig ältere Artilleristen, zu denen noch jetzt eine größere Zahl von wieder einberufenen Soldaten kam, unter meinem speciellen Befehle, beschäftigte jedoch auch eine große Menge von Civilarbeitern. An Geld fehlte es nicht, da die Stadt Königsberg vorläufig eine halbe Million Thaler zusammengebracht hatte. Obgleich ja Niemand eigentlich genau wußte, woran er war und was da kommen sollte, denn von Berlin

traf noch immer keine officielle Ordre ein, da die russischen Patrouillen keine Couriere durchließen, so war es gleichsam, als sagte eine innere Stimme uns Allen, daß diese Rüstungen nur den Franzosen gelten würden, ja selbst nur gelten konnten. Es lag gleichsam in der Luft, daß wir wußten welchem Feinde unsere Anstrengungen galten, und so etwas vermehrte natürlich unsern Eifer ungemein. So hatte ich z. B. eine Werkstätte errichtet, in welcher einige dreißig Stellmacher aus dem Civilstande an der Verfertigung von Geschützrädern arbeiteten. Diese Leute kamen einst zu mir und sagten, sie wollten jeden Abend freiwillig zwei Stunden über die gesetzmäßige Arbeitszeit arbeiten, ohne eine Lohnerhöhung zu verlangen, damit nur ja recht viele Räder fertig würden. Als die braven Stellmacher erst solch' patriotisches Beispiel gegeben hatten, folgten die Sattler und dann die Schlosser, Gelbgießer und andere Metallarbeiter, die bei den Geschützröhren beschäftigt waren, von selbst nach. Am Abend um sechs Uhr gingen die Arbeiter zu Hause, um bei ihren Familien Abendbrot zu essen, kamen dann um acht Uhr wieder in die großen Werkstätten, und nun wurde wieder bis gegen elf Uhr Nachts un=

unterbrochen gearbeitet, wobei die Arbeiter sich durch das Singen von patriotischen, preußischen Soldatenliedern munter erhielten. Gegen elf Uhr erhielt Jeder noch ein Stück Kommißbrod und ein Gläschen Branntwein als letzte Abendspeise, und dann eilten Alle nach Hause, um am anderen Morgen um sechs ein halb Uhr wieder bei der Arbeit zu sein. So schaffte denn freilich unser Wirken, und wir bekamen in fast unmöglich erscheinender kurzer Zeit, alle Gegenstände für die Ausrüstung der Batterien fertig.

Den General von York sah ich zwar häufig, hörte ihn aber nie wieder sprechen. Er schien finsterer, verschlossener und selbst strenger wie sogar früher schon der Fall gewesen war, zu sein und verkehrte, glaube ich, mit Niemandem. Seine Truppen, deren Reihen sich durch viele wieder eingezogene Beurlaubten und auch schon einzelne Freiwillige vermehrt hatten, exercirte er trotz Wind und Wetter mit unausgesetztem Eifer und ließ dabei auch nicht das mindeste Versehen ungerügt. Er war schon ein gar strenger Herr, der alte gnatzige, griesgrämige York, aber eben weil er so strenge gegen sich selbst, wie gegen alle Anderen war, vermochte

er auch so viel zu leisten und war uns unersetzlich.

Die Aufregung in Königsberg wuchs jetzt immer mehr, und die Ungewißheit über das, was wir künftig thun sollten, lastete schwer auf den Gemüthern. Unter den Professoren und Studenten der Universität und auch bei vielen jungen Bürgern griff schon der Gedanke um sich, selbstständige Freicorps zu bilden und damit gegen die Franzosen aus eigenem Antriebe loszuschlagen, ohne erst den Befehl dazu von Berlin zu erwarten. Auch zu mir kamen einst einige mir näher bekannte junge Professoren, um so vorläufig zu prüfen, ob ich wohl den Befehl über eine Batterie eines solchen Freicorps, selbst wenn unser König das Bündniß mit den Franzosen nicht aufheben würde, übernehmen wollte. Ich sagte den Herren aber kurz und bündig, Sie kennen zwar meine antifranzösische Gesinnung und können überzeugt sein, daß ich selbst als gemeiner Kanonier gerne gegen die so bitter gehaßten Franzosen fechten würde, aber es für pflichtvergessen und ehrlos halte, wenn ich als preußischer Officier jemals etwas thun sollte, was mein König und Herr, dem ich freiwillig den Eid der Treue zugeschworen habe, mir

nicht befiehlt, ja sogar vielleicht mißbilligen könne. Die erste Pflicht jedes ehrliebenden Soldaten sei der Gehorsam. Eine gleiche Antwort erhielten diese Herren fast von allen Officieren unseres Heeres, an welche sie sich mit derartigen Anträgen gewendet hatten.

Uebrigens blieb uns Officieren jetzt auch nicht viel Zeit übrig, uns an diesem lebhaften politischen Treiben, welches in Königsberg, ja wohl in ganz Ostpreußen herrschte, viel zu betheiligen, denn wir waren Alle vom frühsten Morgen bis zum späten Abend in unausgesetzter Thätigkeit, und dann so ermattet, daß wir gerne die uns spärlich zugemessene Ruhe suchten. Konnte ich doch kaum die nöthige Zeit finden, um an meine liebe Frau in Stargard hin und wieder einen kurzen Brief zu schreiben. Was hätte auch wohl aller dieser große Volksenthusiasmus, wie er jetzt in unserem ganzen Lande aufloderte, geholfen, wenn nicht von den erfahrenen Officieren alle Mittel um den Krieg wirklich führen zu können, mit rastlosem Eifer vorbereitet wurden? So etwas konnte aber nur durch unausgesetzte Thätigkeit in den Arsenalen, Militärwerkstätten, Kasernen und Exercierplätzen geschehen. Mit bloßen Reden, mochten solche auch rhetorisch noch so

schön sein, war wahrlich nicht allein geholfen, alle patriotischen Lieder schlugen die Franzosen nicht aus dem Lande hinaus, und das bloße Politisiren in den Wirthshäusern schaffte weiter keinen reellen Nutzen. So überließen wir Officiere das Reden und Kritisiren und Politisiren allen Anderen die Zeit und Beruf zu einer solchen Thätigkeit fanden, und waren dafür in unausgesetzter Thätigkeit in den Kasernen, Militärwerkstätten und auf den Exercierplätzen. Das Unangenehmste für uns Officiere war nur, daß wir mehrere Wochen eigentlich nicht recht wußten, wer unser Oberbefehlshaber sei. Der General von York war zwar durch eine königliche Ordre vom zwanzigsten December 1812 zum Militärgouverneur von Ostpreußen ernannt worden, allein es hieß allgemein, und stand auch in einzelnen Berliner Zeitungen die zu uns gelangten, daß Se. Majestät der König ihn von diesem Commando abberufen habe und nur die Russen den Adjutanten, der diese Abberufungsordre überbringen sollte, nicht durch ihre Vorposten durchlassen wollten. War nun der General von York wirklich abberufen, so war jetzt eigentlich der General von Kleist unser Befehlshaber.

In dieser Zeit der größten politischen Span=

nung und Ungewißheit vergingen die Monate Januar und Februar. Es war vielleicht ein Glück für uns Subalternofficiere, daß wir mit unseren militärischen Pflichten vollauf beschäftigt waren, und uns deshalb um nichts Weiteres bekümmern konnten, denn wir entgingen dadurch manchen höchst unangenehmen Erörterungen und Gesprächen.

Ich persönlich empfing am fünfzehnten Februar die Ordre, daß meine Depot-Kompagnie einem andern Officier übergeben werden solle und ich den Befehl über eine mobile Feldbatterie des Yorkschen Corps, deren Hauptmann an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde, wohl in langen Monaten nicht ohne Hülfe der Krücke gehen konnte, übernehmen sollte. Es war mir dieser Tausch in mancher Hinsicht ein sehr erwünschter, zumal als ich später erfuhr, daß es des Generals von York persönlicher Wille gewesen sei, ich möge eine Feldbatterie in seinem Corps commandiren. War mir dies doch ein Beweis, daß ich das Vertrauen des Generals noch von dem Rückzuge im Jahre 1806 her besaß, und dies mußte mir im höchsten Grade erfreulich sein und konnte mich über manche andere Unannehmlichkeiten, an denen es auch jetzt

nicht fehlte — und wo giebt es wohl eine Stellung im Leben, in welcher es an Unannehmlichkeiten nicht mangelt — leicht trösten.

Und nun, als es endlich in Ostpreußen bekannt wurde, daß Se. Majestät unser König sich von Berlin nach Breslau begeben hatte, um von den Einflüssen der Franzosen frei und nicht der Gefahr ausgesetzt zu sein, von einem französischen oder sächsischen Corps etwa gewaltsam gefangen genommen zu werden, und der Krieg im Verein mit den tapferen Russen gegen den Kaiser Napoleon eine beschlossene Sache sei, begann im ganzen Lande sich ein Enthusiasmus zu regen und eine Opferfreudigkeit zu zeigen, die wohl selten ihres Gleichen in der Geschichte aller Völker fand. Alle Stände ohne Ausnahme, vom vornehmsten Grafen bis zum Bürger und Bauersmann, wetteiferten in dieser patriotischen Opferfreudigkeit, und so grenzten die Leistungen dieser kleinen, armen, von den Franzosen und ihren Verbündeten den Rheinbundstruppen, seit Jahren auf das härteste ausgesogenen Provinz wirklich fast an das Unglaubliche. Aber kein Opfer an Gut wie Blut dünkte jetzt diesen wackeren Ostpreußen zu groß, und ihre Thaten im Frühjahr 1813 haben ihnen auf immer einen Ehren-

platz in der Geschichte des preußischen Staates verliehen.

Meine Batterie erhielt von den Mennoniten in der Marienburger Niederung, denen ihre Religion den persönlichen Kriegsdienst nicht gestattet, hundert sehr gute Zug- und Reitpferde, so daß alle Geschütze wirklich trefflich bespannt und die Unterofficiere ebenso beritten waren. Diese ostpreußischen Pferde sind ganz vortrefflich für den Krieg geeignet, halten viel aus, sind zähe und kräftig, und übertreffen weit die schweren und weichlichen hannöverschen Marschpferde, welche ich bei der Mobilmachung im Jahre 1805 in meiner Batterie hatte. Meine Ergänzungsmannschaft bestand größtentheils aus jungen Königsberger und Pillauer Matrosen, die jetzt freiwillig eintraten, da sie lieber bei der Artillerie als einer anderen Waffengattung dienen wollten. Bessere Rekruten als solche Matrosen, die an Disciplin und Arbeiten im Commando gewöhnt waren und dabei Muth und Körpergewandtheit besaßen, hätte ich mir niemals wünschen können. Tag und Nacht fast ward mit unausgesetztem Eifer exercirt, und da ich nur auf das Nothwendigste sah, alles Ueberflüssige aber fortließ, so machten wir die schnellsten Fortschritte. So

hatte ich die große Freude, daß meine Batterie wirklich vortrefflich und zu jedem Kriegsdienst vollständig bereit war, als der alte York am siebenten März eine Musterung darüber abhielt. Selbst das finstere Gesicht des Generals, der mit Tadel ungleich verschwenderischer als mit Lob war, sah ganz zufrieden aus und beim Wegreiten sagte er mir sogar: „Ihre Batterie ist in gutem Zustande, Herr Hauptmann, und wird hoffentlich das Gleiche wieder leisten, was Sie 1806 bei Nossentin in Mecklenburg thaten." Solch ein Lob aus des Generals von York Munde war aber etwas ganz Unerhörtes und konnte mich schon mit Recht im höchsten Grade erfreuen.

Am achten März erhielten wir die officielle Nachricht, daß unser Corps mit der russischen Armee des Generals von Wittgenstein vereinigt werden solle. Wir begrüßten diese Kunde mit einem lauten, freudigen Hurrah, denn von nun an wußten wir es sicher, daß der Krieg mit den Franzosen ganz unvermeidlich sein würde.

Am dreizehnten März war der Abmarsch meiner Batterie aus Königsberg. Es war ein feierlicher Tag, der mir für immer unvergeßlich bleiben wird. Trotz des unfreundlichen Schlackenwetters

und der frühen Morgenstunde war halb Königsberg auf den Beinen, um den Abmarsch der Truppen zu sehen. Es fehlte nicht an den erschütterndsten Scenen des Abschiedes, denn Hunderte von Söhnen schieden jetzt von ihren Eltern, Gatten von ihren Frauen und Kindern, und Verlobte von ihren Bräuten, um in einen blutigen Krieg, dessen Ende gar nicht abzusehen war und der selbst im glücklichsten Falle zahllose Opfer von Menschen kosten würde, zu ziehen, denn daß der große Soldatenkaiser Napoleon so leicht sich nicht besiegen lassen würde und noch gar mancher Kanonendonner erschallen mußte, bevor er seinen Stolz beugte, davon waren wir Alle fest überzeugt. Da glänzte denn wohl am heutigen Abschiedstage manche Thräne selbst in den Augen tapferer Soldaten, deren sie sich nicht zu schämen hatten, und in der Brust gar Vieler mochte immerhin wohl der Gedanke auftauchen, ob dies nicht das Letztemal sei, daß sie ihre Lieben in diesem Erdenleben sehen könnten. Und der Entschluß, in dem nun beginnenden Kriege zu siegen oder unterzugehen, stand nicht allein bei den meisten Officieren, sondern auch bei gar vielen Soldaten fest, und eine Schlacht wie die von Jena und Auerstädt wollten wir nicht wieder schlagen,

das hatten wir uns mit festem Männerschwur angelobt.

Es war eine feierliche Stunde, als wir so am dreizehnten März unter schmetternden Trompeten und wirbelnden Trommeln aus Königsberg auszogen, in den heiligen Kampf für Preußens Ruhm und Ehre. Ich habe seitdem die Provinz Ostpreußen niemals wieder gesehen, aber die dort verlebte Zeit wird mir stets eine unvergeßliche bleiben, denn ich sah während dem das erhebende Schauspiel, wie ein kräftiges und tüchtiges Volk sich auf den Ruf seines Königs in seiner vollen Stärke erhob, um einen Kampf auf Leben und Tod mit einem immer noch mächtigen Feinde zu beginnen. Das ganze alte Königreich Preußen, Pommern wie Brandenburg, Schlesien wie unsere schönen westphälischen Landestheile haben 1813 gewiß so große Leistungen gezeigt, wie nur je ein Volk der Erde dies that, aber unter diesen so opferfreudigen Provinzen nimmt Ostpreußen, welches zuerst mit seinen Rüstungen begann, wohl den ersten Platz mit ein.

Wir marschirten nun in Eilmärschen und ohne einen Rasttag zu halten in der Richtung auf Berlin zu. Zwar war die Gegend, durch welche wir kamen, von den Franzosen der

Lebensmittel beraubt, aber das Letzte, was sie nur irgend in Küche und Keller auftreiben konnten, theilten die braven Einwohner jetzt gern mit uns.

Am sechsundzwanzigsten März, wo meine Batterie in Frankfurt a. O. einmarschirte, erhielten wir die feierlichen Aufrufe unseres geliebten Königs: „An mein Volk," und „An mein Kriegsheer." Als ich letzteren der Mannschaft meiner Batterie vorgelesen hatte, wurden die Leute davon auf das Aeußerste ergriffen, und selbst frühere Matrosen brachen von selbst in den Ausruf aus: „Ein Hundsfott, wer nicht das Beste jetzt leistet, was er nur leisten kann, und so lange wir noch am Leben sind, sollen die Feinde gewißlich nicht unsere Kanonen bekommen.

In Frankfurt, wo wir einen Tag blieben, traf ich auch mein geliebtes treues Weib, die Mutter meiner drei Kinder, die auf meine Aufforderung von Stargard hergeeilt war, um mich noch einmal an ihr Herz drücken zu können. Es war ein eben so freudiges wie auch zugleich trauriges Wiedersehen, wobei sich mein Weib aber so recht als eine echte Soldatenfrau zeigte. Wir nahmen zusammen noch das heilige Abend=

mahl und trennten uns dann auf ein ungewisses Wiedersehen in diesem Erdenleben.

Von Frankfurt marschirten wir nun nach Potsdam, in dessen Umgegend wir vorläufig Kantonnirungsquartiere bezogen, ungewiß darüber, wohin der Gang der nächsten Ereignisse uns führen werde. Das Corps des Generals von York, welches jetzt hier in und um Berlin und Potsdam in Kantonnirungen stand, war ein in jeder Hinsicht vortreffliches und bestand größtentheils aus Truppen, die sich schon in dem Feldzuge von 1812 in Rußland sehr gut bewährt hatten.

Meine Batterie ward jetzt der Brigade des Obristen von Horn zugetheilt, was mich ungemein erfreute, denn einen besseren Brigadecommandeur konnte ich mir gar nicht wünschen. Er war das Muster eines echten preußischen Offiziers, wie er sein soll, leider aber nicht immer zu finden ist, und konnte allen jungen Leuten zur unbedingten Nachahmung angepriesen werden. Er war im Gefechte muthig wie ein Löwe und wieder außer dem Gefechte mildthätig wie eine barmherzige Schwester, streng und unerschütterlich fest gegen seine Soldaten und dabei wieder so sorgsam für sie, daß er oft den letzten Trunk

aus seiner Feldflasche hergab, wenn er einen Verwundeten oder nur Maroden ohne eine stärkende Nahrnng fand. Alle Truppen, die das Glück hatten von dem alten Horn commandirt zu werden, liebten ihren Führer daher auch auf das wärmste und beeiferten sich aus freiem Antriebe, das Größte zu leisten, um seine Zufriedenheit zu erwerben. Sehr freute ich mich, jetzt meinen alten Freund, den Major von Platen, oder wie er allgemein hieß „den tollen Platen" wieder im activen Dienste zu sehen, der bei dem Lithauischen Dragonerregiment im York'schen Corps stand. Trotz aller seiner Wunderlichkeiten und Absonderlichkeiten, bei denen man wirklich oft glauben konnte, daß es nicht recht richtig im Kopfe mit ihm sei und er einen Sparren zu viel habe, war er doch ein überaus tüchtiger Soldat, und bewahrte seinen Freunden — und dazu durfte ich mich rechnen, eine unerschütterliche Treue. Wollte ich übrigens alle Absonderlichkeiten und wilden, mitunter aber fast verrückten Streiche von dem alten Platen hier anführen, so gebrauchte ich wohl ein ganzes Ries Papier dazu.

Das erste wirklich bedeutende Gefecht, welches ein Theil des York'schen Corps jetzt mit den

Franzosen zu bestehen hatte, war am fünften April bei Dannigkow unweit der Elbe. Es war die Brigade des Obristen von Hünerbein, die hier recht ernsthaft in das Feuer kam. Der Obrist von Hünerbein, ein sehr muthiger und gewandter Soldat, der aber dabei nur zu Vieles in seinem Charakter hatte was mir entschieden mißfiel, griff hier eigentlich zu vorzeitig an und zog sich deshalb mit Recht eine strenge Rüge des Generals von York zu. Der Angriff unserer preußischen Truppen war aber ein so muthiger, und besonders zwei Schwadronen der Lithauischen Dragoner unter dem Major von Platen griffen so ungestüm mit verhängten Zügeln an, daß die Franzosen 5—600 Todte und Verwundete und einige hundert Gefangene verloren und entschieden über die Elbe zurückgeworfen wurden.

Da ich mit meiner Batterie noch an drei Meilen von Dannigkow entfernt stand, so hörte ich nur den schwachen Kanonendonner dieses Gefechtes, nahm aber an dem Kampfe selbst keinen Antheil. Trotzdem war doch bei mir die Freude eine äußerst große, daß unsere Truppen sich in jeder Hinsicht so vortrefflich geschlagen hatten. Es war dies Gefecht der beste Anfang des großen Krieges, dem wir Alle jetzt entgegengingen,

und trug nicht wenig dazu bei, uns mit den frohesten Hoffnungen zu erfüllen.

Wir kamen nun in und um Köthen im Herzogthum Anhalt in Kantonnirungsquartiere und standen wohl vierzehn Tage daselbst ziemlich müssig. Diese Zeit, die häufig für die feurige Ungeduld mancher jungen Officiere und der vielen Freiwilligen aus allen Ständen eine etwas langweilige sein mochte, ward auf strengen Befehl unseres Generals York zu unablässigen Waffenübungen benutzt. Wir hatten manche zwar sehr patriotische und ehrenwerthe, dabei aber wohl etwas unpraktische Officiere bei uns, die da meinten, alle dergleichen Dinge wären unnütz und es käme weiter nicht darauf an, ob die Soldaten gut ausgebildet, wenn sie nur von begeistertem Patriotismus erfüllt, ohne Weiteres vorstürmten, allein glücklicher Weise war der General von York nicht der Mann, sich an alle solche Phantastereien nur im mindesten zu kehren, er ließ uns recht gehörig exerciren und besonders auch Felddienstübungen machen, und dies war gut und trug zur Vermehrung der Schlagfähigkeit unseres Corps nicht wenig bei. So ließ ich mit den Fahrern meiner Batterie, die zum Theil nur noch äußerst mittelmäßig

fahren konnten, täglich vier bis fünf Stunden Fahrübungen anstellen, was sehr viel dazu beitrug, ihre Fertigkeit im schnellen und gewandten Fahren zu vermehren. Meine Bedienungsmannschaft mußte sich im schnellen Auf- und Abprotzen der Geschütze und auch in deren Aufstellung auf schwierigen Terrainstellen, zum Beispiel steilen Hügeln, abschüssigen Grabenborden u. s. w. üben. Alles dies zeigte wirklich gute Früchte, und ich hatte die große Freude, daß meine Batterie weit schneller und gewandter manövriren konnte, als früher der Fall gewesen war.

Am neunzehnten April brachen wir in der Nacht aus unseren bisherigen Kantonnements auf und glaubten nun Alle fest, daß es direct gegen den Feind gehen solle, wurden in dieser frohen Hoffnung aber leider wieder getäuscht. Das York'sche Corps stand unter dem Oberbefehl des russischen Feldmarschalls Graf Wittgenstein, und der manövrirte, ich weiß nicht, ob aus Neigung oder in Folge höherer Befehle, nur äußerst langsam und vorsichtig. Im Uebrigen waren die russischen Truppen sehr zuverlässige Verbündete von uns, die in jeder Hinsicht viel leisteten, stets mit der äußersten Standhaftigkeit kämpften, und sich in den Jahren 1813—14 große Verdienste

um die deutsche Sache erwarben, was später in Deutschland lange nicht genug anerkannt wurde. Es ist meine feste Ueberzeugung, daß ohne Rußlands mächtigen Beistand, Preußen nicht im Stande gewesen sein würde, den Krieg mit Napoleon zu beginnen oder nun gar siegreich durchzuführen. Ich unterschätze die Hülfe der Oesterreicher nach dem Ende des Waffenstillstandes gewiß nicht, allein es sind in den Kriegen von 1813 wie auch von 1814, viel mehr russische Truppen im Feuer gewesen und haben ungleich größere Verluste an Officieren wie Soldaten gelitten, als dies von Seite der österreichischen Regimenter geschah. Was nun aber die Sachsen und die übrigen süddeutschen Rheinbundstruppen anbetrifft, so kämpften diese bekanntlich bis nach dem Ausgange der Leipziger Schlacht auf Seite der Franzosen mit großer Erbitterung gegen uns Preußen, traten dann erst später, als die Hauptblutarbeit dieses schweren Kampfes geschehen war, zu uns über und kamen auch 1814 in Frankreich nicht allzu oft in das Feuer. Die Truppen dieser Rheinbundsfürsten hatten natürlich keine Schuld hieran, und konnten und durften nicht anders thun, als den Befehl ihres Kriegsherrn getreulich erfüllen, aber diese

Fürsten selbst und all' der Schwarm von unnützen Höflingen und Diplomaten, von denen sie umringt waren, zeigten auch keine Spur von wirklich deutscher Gesinnung. Dies Gesindel ließ sich stets von Napoleon, so viel er Lust hatte, mißhandeln und suchte seinen Hauptehrgeiz in möglichster Kriecherei vor dem Kaiser der Franzosen, — bis solcher erst in's Unglück gestürzt war, wonach denn alle diese Kerle ihn sogleich verließen, eiligst zu uns sich herandrängten und viel von ihrem deutschen Patriotismus faselten. Wir hatten 1814, als wir Paris erobert hatten, viel von der Zudringlichkeit solcher kleinstaatlichen Diplomaten und Hofherren zu leiden.

Aus dem Herzogthum Anhalt marschirten wir nunmehr gegen die Saale zu und standen am ersten Mai in der Gegend von Lützen unweit Leipzig. Daß es in den nächsten Tagen zur Hauptschlacht kommen würde und müsse, wußten wir Alle, und eine feierlich-ernste Stimmung beseelte uns. Von dem höhnenden Uebermuthe und der spottlustigen Verachtung des Feindes, wie dies einige Tage vor der Jenaer Schlacht bei so vielen Officieren unseres Heeres leider Mode war, zeigte sich jetzt auch keine Spur.

Im Gegentheil waren Alle so feierlich gestimmt, wie ich dies früher niemals in einem Heere gesehen hatten. Besonders viele Officiere und auch Soldaten communicirten bei unserem trefflichen Divisionsprediger Schulz, oder benutzten die spärlichen Mußestunden, um noch ein letztes kurzes Abschiedsbrieflein an die theure Familie zu schreiben, was ich ebenfalls that. Welch' ganz andere Elemente aber die preußische Armee von 1813 als die von 1806 enthielt und welch gewaltiger Aufschwung in unserer ganzen Heeresorganisation während dieser Zeit geschehen war, konnte man jetzt vor dem Beginne dieser Schlacht so recht bemerken. Es war dies eine ungemein erfreuliche Wahrnehmung für mich.

In der Nacht vom ersten auf den zweiten Mai hatten wir einen äußerst beschwerlichen Nachtmarsch zu bestehen. Es gab alle Augenblicke Stockungen und Irrungen, wir kamen auf falsche Wege und geriethen selbst einmal in einen großen russischen Munitionspark, wo es denn an allerlei Hindernissen nicht fehlte.

Hier unweit Pegau defilirten wir nun am zweiten Mai vor Seiner Majestät unserem Könige, der in Begleitung des Kaisers Alexander auf freiem Felde hielt, vorbei. Ich hatte meinen

Herrn und König seit der Jenaer Schlacht nicht wieder zu sehen die Ehre gehabt und war daher sehr gespannt. Da ich ein sehr scharfes Auge besitze und meine Batterie dicht vor dem Platze wo beide Monarchen hielten, eine Zeit lang still halten mußte, da eine Stockung eingetreten war, so hatte ich so recht Gelegenheit, beide hohe Herren genau zu sehen. Unser König war in den sieben schweren Jahren ersichtlich ganz bedeutend gealtert und sah an diesem Morgen ernst, ja selbst finster aus, obgleich er allen mit lautem Hurrahgerufe an ihm vorübermarschirenden Truppen ungemein aufmerksam wieder salutirte und allen ihm näher bekannten höheren Officieren einige huldvolle Worte zurief. Ungleich jünger und freundlicher, ja ich möchte fast sagen auch heiterer als unser König, sah der Kaiser Alexander von Rußland aus, den ich bei dieser Gelegenheit zuerst in meinem Leben erblickte.

Ich hatte bei diesem Vorübermarsch das große Glück, daß mein königlicher Herr die Batterie, die ich führte, in guter Ordnung fand und ein Adjutant mir dies mittheilen und auch zugleich nach meinen Namen fragen mußte.

Um zehn Uhr Morgens war dieser Vorbei=

marsch bei den beiden Monarchen vorüber und wir rückten nun in Schlachtordnung auf. Meine Batterie kam in's zweite Treffen hinter dem Blücher'schen Corps.

Der dumpfe Kanonendonner, der aus der Gegend von Leipzig her erscholl, verkündete uns nun bald, daß der Kampf dort schon begonnen habe. Immer näher und näher rückte jetzt die Schlacht, immer lauter brüllte der Donner der Kanonen, daß bald die Erde unter ihren Füßen erdröhnte. „Anfang und Ende Herr Gott zum Besten wende" rief mit lauter Stimme der Oberfeuerwerker meiner Batterie, ein alter Veteran, der zufällig schon die Belagerung von Mainz unter meinem Befehle mitgemacht hatte, und: „Ja, Gott gebe uns dies!" stimmte ich mit vollem Herzen ein. In dem Augenblicke kamen zwei Artilleristen an mich heran und sprachen: „Herr Hauptmann im Namen unserer Kameraden sollen wir Ihnen nur sagen, daß wir uns Alle fest unter einander verschworen haben, nicht lebendig von unseren Geschützen zu gehen." Ich konnte den braven Leuten nur stumm die Hand drücken, denn ein Adjutant des Generals von York kam jetzt in vollem Laufe seines Rosses angesprengt, und rief schon von Weiten mir zu: „Die Bat=

terie soll abfahren und im Trabe vorrücken. Die Infanterie der Brigade Horn soll dort das Dorf Rahna erstürmen; die Batterie geht an der Seite mit vor."

Sogleich ging auch die reitende Batterie Nr. 3 der Hornschen Brigade schon im Galopp an uns vorüber und ich commandirte schnell zum Aufsitzen und Abfahren im Trabe. Mit lautem Trommelschlag und noch lauterem Hurrah, ihren heldenmüthigen General von Horn, diesen echten Ritter ohne Furcht und Tadel, an der Spitze, stürmten nun die sieben Infanteriebataillone der Hornschen Brigade, gegen Rahna vor. Ein tiefer Graben, der das Feld durchzog, machte dem Vorrücken meiner Batterie einige Schwierigkeiten, allein als ich im Galopp dagegen angehen ließ, rissen die muthigen ostpreußischen Rosse der Bespannung alle Geschütze glücklich hinüber. Und nun befand ich mich bald mitten im heftigsten Feuergefecht und beschoß mich mit französischen Batterien, die jenseits Rahna aufgestellt waren, unausgesetzt, daß es nur so krachte. Wohl an drei Stunden hielt ich hier und war in so dichten Pulverdampf und so brüllendem Kanonendonner, daß ich weder hören noch sehen konnte, was nur fünfhundert

Schritte von mir entfernt geschah. Ich hatte nur Aufmerksamkeit auf meine Mannschaft und bekümmerte mich um weiter nichts. Obgleich wohl ungefähr die Hälfte aller meiner Soldaten und auch zwei junge Officiere an diesem Tage zuerst in das Feuer kamen, so hielten sie sich doch alle vortrefflich, und ich bemerkte fast nirgends allzu sichtbare Zeichen von dem Kanonenfieber, von dem fast jeder junge Soldat am ersten Gefechtstage in mehr oder minder hohem Grade befallen wird. Obgleich wir unausgesetzt im heftigsten Feuer waren, so hatten wir doch verhältnißmäßig nur geringe Verluste, was wohl hauptsächlich von dem sehr dichten Pulverdampf der uns umhüllte, so daß die Franzosen ohne zu zielen nur in's Ungewisse feuern konnten, herrühren mochte. Meine Batterie verlor nur fünf Todte und elf Verwundete und dann vier Pferde. Der erste Mann der von einer platzenden Granate zerrissen wurde, war ein junger Freiwilliger, der einzige Sohn einer armen Steuermannswittwe in Pillau, der früher die Navigationsschule besucht, dann bei meiner Batterie eingetreten war und sich stets musterhaft benommen hatte.

Es fing bereits an zu dämmern, und ich

hatte auch noch nicht die mindeste Ahndung, wie es mit der Schlacht eigentlich stände und ob wir solche gewonnen oder verloren hätten, als ein junger Husarenlieutenant, der beim General von York Ordonanzofficiersdienste versah, zu mir gesprengt kam und sagte, die Sache stände gut, Rahna sei von uns erobert, und ich solle vorwärts gegen das Dorf Starsiedel vorgehen und dessen hinterste Häuser beschießen. Mit lautem Hurrah ward nun aufgeprotzt, im Trabe vorgegangen und nun Starsiedel mit Granaten beschossen, daß mehrere Häuser bald in Flammen standen. Eine starke französische Infanteriekolonne stürmte mit lautem „vive l'empereur", was wir unter all dem Kanonendonner deutlich vernehmen konnten, vor, allein mit Trommeln und Pfeifen gingen jetzt die prächtigen russischen Grenadierbataillone unter dem tapferen Prinzen Eugen von Würtemberg, den Franzosen entgegen, und warfen sie zurück. Hätten wir jetzt nur eine Reserve gehabt, so wäre kein Zweifel gewesen, daß wir den glänzendsten Sieg uns erfochten, allein diese fehlte uns, und so gingen alle unsere Anstrengungen wieder gänzlich verloren.

Es dunkelte schon ziemlich, als plötzlich hin=

ter Starsiedel an sechszig französische Geschütze auffuhren und uns mit einem wahren Höllenfeuer überschütteten. Glücklicherweise mußten die Franzosen nur in das Ungewisse feuern, sonst wären wir im Augenblick Alle zerschmettert worden, doch wurden mir trotzdem ein Geschütz demontirt und vier Artilleristen und drei Pferde erschossen. Auch mein Reitpferd ward durch einen Granatsplitter so verwundet, daß ich das arme Thier durch einen Pistolenschuß hinter das Ohr, sogleich selbst tödtete. Und mitten in diesem Kanonengebrüll, denn so konnte man es in Wahrheit nennen, sahen wir starke französische Infanteriecolonnen rechts von Starsiedel her unsere Flanken bedrohen. Das war ein harter Augenblick, denn wir konnten nun nicht zweifeln, daß die Schlacht verloren und das viele Blut nutzlos geflossen sei. Nur zehntausend russische Reserven, die zwei Stunden entfernt Gewehr im Arm standen, hätte der General von York haben müssen, und die Schlacht bei Lützen wäre entschieden gewonnen gewesen, — sie fehlten uns aber, und nun ging sie verloren.

Es war jetzt zu dunkel, um noch ferner schießen lassen zu können, auch begann mir schon die Munition zu mangeln, da ich höchstens noch

fünf Schuß für jedes Geschütz im Protzkasten hatte. Wir gingen deshalb auf Befehl des Generals von Horn sehr langsam einige tausend Schritte zurück und machten unmittelbar jenseit des bekannten Floßgrabens Halt, um unsere Pferde, die seit zwanzig Stunden nichts zu fressen und zu saufen erhalten hatten, etwas zu füttern, wobei auch meine Leute Speck und Brod und Schnaps aus ihren Brodbeuteln verzehrten. Dicht vor uns lagerten die sechs Infanteriebataillone der Hornschen Brigade, deren Mannschaft zwar ungemein gelitten hatte, trotzdem aber noch sehr kampfbereit sich zeigte und dringend hoffte, die Schlacht am andern Morgen wieder zu erneuern.

Der Flammenschein von fünf brennenden Dörfern und gewiß an tausend mehr oder minder großen Bivouaksfeuern, erhellten den dunklen Nachthimmel. Die nächsten französischen Bivouaksfeuer waren nicht viel über tausend Schritte von denen unserer Infanterie entfernt, und als ich mich zu dem General von Horn begab, um genaue Instruction für den nächsten Tag zu holen, kam ich so nahe an den feindlichen Vorposten vorbei, daß ich im Flammenschein die Gestalten erkennen konnte.

Ein rasselndes und den Erdboden erschütterndes Geräusch ward plötzlich gegen zehn Uhr Abends hörbar, und zugleich sahen wir eine große dunkle Reitermasse sich von unserer Seite schnell gegen die französischen Linien in Bewegung setzen. Es war der alte Heldengeneral von Blücher, der trotz einer leichten Streifwunde, die er am heutigen Tage schon erhalten hatte, es sich nicht nehmen ließ, mit sechsundzwanzig Schwadronen preußischer Reiterei den Franzosen einen nächtlichen Besuch abzustatten. Leider gerieth ein großer Theil dieser Reiter in einen tiefen Hohlweg, wobei sehr viele Leute stürzten, die Regimenter in Unordnung kamen und der Angriff mißglückte, sonst hätte leicht noch dadurch eine glückliche Wendung herbeigeführt werden können.

Hier bei dem Bivouaksfeuer des Generals von Horn, erfuhr ich leider auch die Trauernachricht von der schweren Verwundung unseres Generals von Scharnhorst. So mußte sogleich bei der ersten größeren Schlacht, einer der Edelsten und Tüchtigsten von unseren höheren Officieren, der vielleicht mit am meisten zu der Wiedergeburt unseres preußischen Heeres und seines Vaterlandes beigetragen hat, sein Blut

vergießen und bald auch sein Leben enden. Es war auch wohl kein Officier, der nicht bei der Nachricht, der General von Scharnhorst sei verwundet, den aufrichtigsten Schmerz empfunden hätte.

Am Morgen um drei Uhr erhielten wir plötzlich und ganz gegen alle unsere Erwartungen und Hoffnungen, denn diese waren entschieden für den Wiederbeginn des Kampfes so bald der Tag graute, den Befehl zum Rückmarsch, den wir denn zwar mit schwerem Herzen, aber in guter Ordnung und ohne von den Franzosen nur im Allermindesten belästigt zu werden, antraten. So ging denn diese Schlacht bei Lützen zwar verloren, aber es war dies eine Niederlage, die uns auch nicht die mindeste Schande machte. Die Folgen der Reorganisation des Heeres zeigten sich jetzt so recht, denn Desertionen und Undisciplin aller Art, wie solche nach der verlorenen Jenaer Schlacht in so trauriger Weise um sich griffen, kamen jetzt gar nicht vor.

Hätte der russische General Graf Wittgenstein der in dieser Schlacht bei Lützen den Oberbefehl führte, nur einigermaßen richtige Dispositionen getroffen, besonders für die Heranziehung der so nöthigen Reserven gesorgt, und überhaupt nicht

Confusion über Confusion in unserer Oberleitung geherrscht, wäre kein Zweifel gewesen, daß wir diese Schlacht bei Lützen vollständig gewannen.

Wir marschirten nun den dritten Mai langsam rückwärts und bivouakirten in der Nacht bei Frohburg, wo wir glücklicher Weise Vorräthe an Lebensmitteln für Menschen und Pferde fanden. Der Kaiser Napoleon war ein zu energischer Feldherr, als daß er nicht seinen errungenen Vortheil mit allem Eifer benutzt und uns nachdrücklich verfolgt haben sollte.

So hatten wir am fünften Mai beim Uebergang über die Mulde wieder ein heftiges Gefecht mit den stark nachrückenden Franzosen, wobei meine Batterie mehrere Stunden im Feuer war, ohne daß ich Verluste erlitten hätte.

Von Dresden, dieser schönen Stadt, von deren Annehmlichkeiten ich schon so Vortheilhaftes gehört hatte, bekam ich nicht viel zu sehen, denn wir marschirten nur durch und hielten uns kaum zwei Stunden in der Neustadt auf, um dort zu füttern. Die Gesinnungen der Dresdener Bevölkerung schien wenigstens theilweise mehr französisch als deutsch zu sein, denn manche Einwohner äußerten ganz bemerklich ihre

Freude über unsern Rückzug und über den baldigen Einmarsch der Franzosen, während andere hingegen darüber betrübt waren und uns laut zuriefen, bald wieder zu kommen. Ein junges hübsches Bürgermädchen von kaum sechszehn Jahren brachte mir eine Flasche Wein auf mein Pferd und rief: „Herr preußischer Officier, kommen Sie nur bald wieder, mein Bruder hat freiwillig Dienste bei Ihrem Heere genommen und steht im Lützowschen Freicorps.“ Die naive Aeußerung der hübschen Sachsin erfreute mich sehr.

Wir marschirten nun hinter Bautzen, nahmen dort feste Stellungen, zogen noch russische und auch einige preußische Verstärkungen an uns und erwarteten dann abermals eine große Feldschlacht.

Hier erst fand ich Zeit, ein kurzes Brieflein an mein geliebtes Weib in Stargard zu schreiben und abzusenden, in welchem ich sie von meinem körperlichen Wohlbefinden benachrichtigen konnte.

Drittes Capitel.

Die Schlacht bei Bautzen. Rückzug des Heeres nach Schlesien. Abschließung des Waffenstillstandes. Uebler Eindruck davon im Heere wie in der Bevölkerung. Meine Beförderung zum Major. Uebernahme eines Depots in Frankfurt a. d. Oder. Patriotismus der Bevölkerung in der Altmark. Mein Commando bei der Belagerung von Stettin. Befehl, mich in das Blüchersche Hauptquartier zu begeben. Die Anlage von Befestigungen bei Wartenburg. Der General von York vor der Schlacht bei Möckern. Die Kämpfe des Langeronschen Corps am sechzehnten October. Der Feldgottesdienst der Yorkschen Truppen am siebzehnten October nach dem siegreichen Kampfe bei Möckern. Der Anmarsch des Bülowschen Corps von der Nordarmee. Meine Thätigkeit dabei. Schwere Verwundungen an den Ufern der Parthe.

Wir standen nun einige Tage ziemlich ruhig in ausgedehnten Kantonnements hinter Bautzen und erholten uns hier etwas von den letzten Verlusten. Es war dies auch sehr nothwendig, denn manche Regimenter im Yorkschen Corps

bewiesen sich schon ganz beträchtlich zusammengeschmolzen. Die vielen jungen Freiwilligen aus den höheren mehr verwöhnten Ständen, die in unser Heer eingetreten waren, zeigten sich den Strapazen des Krieges und besonders auch den Beschwerden angestrengter Gewaltmärsche nicht gewachsen und blieben zu Hunderten marode zurück. Die alte Erfahrung, daß bloßer Patriotismus nicht dazu genügt, um einen guten Soldaten zu bilden, sondern daß auch viele Uebung in den Waffen und langgeübte Gewöhnung im Exerciren und besonders auch im Marschiren dazu gehören, wenn solcher wirklich feldtüchtig sein soll, bestätigte sich auch hier wieder so recht auf's Neue. Von den älteren Soldaten unseres Corps, die schon mit nach Rußland gewesen waren, blieben nur wenige zurück, von den jungen Rekruten, besonders wenn solche dem höheren Bürgerstande der größeren Städte angehörten, hingegen nur zu viele.

Am Abend des achzehnten Mai wurden wir plötzlich allamirt und rückten aus unseren bis dahin weitläufigen Quartieren näher zusammen. Wir hatten in den engen Waldwegen der dortigen Gegend einen höchst beschwerlichen Nachtmarsch zu machen, langten dann in der Morgen-

dämmerung auf einem Höhenzuge an, wo wir eine sehr günstige Stellung einnahmen. Daß es jetzt bald zu einem größeren Gefechte, wenn nicht gar wieder zu einer Schlacht kommen würde, ließ sich mit ziemlicher Sicherheit erwarten. Ich benutzte die uns jetzt zu Theil gewordene Muße, um Menschen wie Pferde durch Nahrung und Trank noch möglichst zu stärken, denn aus viel erprobter Erfahrung wußte ich, um wie viel besser ein gesättigter Soldat sich stets schlagen wird, als ein hungriger, revidirte persönlich während der Zeit alle meine Geschütze, Munitionswagen und die Bespannung genau, denn ein unzeitig gerissener Strang hat schon mitunter den Verlust eines Geschützes herbeigeführt, ließ Alles was bei dem Nachtmarsch beschädigt war, in größter Eile möglich wieder herstellen, und nachdem ich so meine Pflichten als Batteriecommandant erfüllt hatte, richtete ich ein kurzes inniges Gebet an Gott dem allmächtigen Lenker aller Schlachten, und erwartete dann ruhig, was der Tag uns weiter bringen werde.

Gegen acht Uhr Morgens erschien der General von York plötzlich bei der Hornschen Brigade. Der alte Isegrimm sah zwar gewöhnlich

so mürrisch aus, als habe er schon ein ganzes Dutzend Kinder zum ersten Frühstück verzehrt und wollte jetzt beim zweiten Dutzend eben beginnen, schien aber am heutigen Morgen doppelt verdrießlich zu sein und dankte nur stumm und ohne ein Wort zu erwidern auf unsere Grüße. Er hatte so eben wieder einen recht confusen Befehl aus dem russischen Hauptquartier erhalten, und sein klarer Blick erkannte, daß dadurch nur Unheil für uns entstehen könne.

Wir erhielten nun plötzlich Befehl, wieder einen schmalen Damm durch einen niederen Erlenbruch, den wir in der Nacht erst mit vieler Mühe passirt hatten, zurückzumarschiren und nahmen dann Aufstellung neben sechs prächtigen russischen Grenadierbataillonen. Es war wirklich eine Freude, diese kräftigen, viel erprobten Soldaten zu sehen, die bei guter Führung gewiß das Tüchtigste leisten konnten, was man nur von Truppen erwarten durfte. Aber freilich, an dieser höheren Leitung fehlte es. Der schon jetzt immer heftiger zu uns herüberdringende Kanonendonner, untermischt mit starkem kleinen Gewehrfeuer, verkündete, daß der Kampf bereits begonnen habe. Bald darauf erhielt von der Hornschen Brigade das schlesische Regiment

Nummer sechs, Befehl, gegen den Feind, der sich in den dichten Kiefernwaldungen unserer Stellung schon sehr genähert hatte, zu rücken. Mit lautem Hurrah griffen die wackeren Schlesier, denen bald auch das alte brave Leibregiment folgte, die Franzosen an und warfen solche anfänglich zurück. In dem dichten Walde, um den sogenannten Eichberg, ward nun mit der größten Erbitterung gekämpft, wobei das Bajonnet oft eine Hauptrolle gespielt haben soll. Leider konnte ich mit meiner Batterie gar nicht in den Kampf mit eingreifen, da das dichte Gehölz nicht erlaubte, nur fünfzig Schritte um sich zu sehen. Nur das Getöse des wild wogenden Kampfes in den dichten Waldungen, das Knattern der Gewehrschüsse, das laute Hurrah unserer, das stürmische „vive l'empereur“ Gerufe der französischen Truppen und wieder auch Trommelwirbel und Hornsignale vermochten wir zu vernehmen; sehen konnte man nichts. Der Kampf mußte aber ein sehr mörderischer gewesen sein, denn immer zahlreicher und zahlreicher wurden die Haufen der Verwundeten, die oft mit Aufbietung aller ihrer letzten Kräfte, sich aus dem Gehölze zu den Verbandplätzen zurückbegaben. Und dabei erfuhren wir leider, daß

unsere Truppen nicht vorwärts bringen konnten, sondern sich allmählich sogar immer mehr wieder zurückziehen mußten. Es erfolgte nun bald der völlige Rückzug unserer stark decimirten Infanteriebataillone aus den Waldungen. Als nun aber eine starke französische Infanteriecolonne bei der Verfolgung unserer zurückziehenden Truppen ebenfalls auf das freie Feld, welches zwischen dem Walde und der Aufstellung meiner Batterie lag, hervordrang, da war auch endlich für uns Artilleristen der schon so lange herbeigesehnte Zeitpunkt gekommen, den Herren Franzosen einen tüchtigen Gruß aus unseren Kanonen zusenden zu können. Ich ließ die Feinde bis auf sechshundert Schritte herankommen und gab ihnen dann eine Kartätschensalve, die so gehörig wirkte, daß sie Alle schleunigst wieder umkehrten und den Schutz der Waldungen suchten. Bald darauf versuchten einige hundert französische Tirailleurs auf dem Bauche kriechend sich an unsere Geschütze heran zu schleichen, allein die zwei Schwadronen ostpreußische Dragoner welche wir zur Escorte hatten, gingen nun vor, hieben viele Franzosen zusammen und jagten die anderen wieder in die dichten Büsche, wohin ihnen die Reiter nicht folgen konnten, zurück.

Zu einer weiteren Thätigkeit kam meine Batterie an diesem Tage nicht, obgleich wir noch bis gegen Abend auf dem Platze halten bleiben mußten, um nöthigenfalls die Franzosen wieder zurückzudrängen, falls solche den Versuch zum Vorrücken machen sollten. Diese hatten aber an dem ersten warmen Empfange genug bekommen und drangen zum zweiten Mal nicht aus ihren dichten Waldungen vor.

Da der Wald überall die Umschau verhinderte, so sah ich nicht, was rechts und links um mich herum vorging, konnte aber an dem Gewehrfeuer und dem Trommelwirbel hören, daß noch an manchen Stellen mit vieler Erbitterung gekämpft werden müsse. Ob wir gewonnen oder verloren hatten, wußte Niemand von uns, wie ich denn überhaupt niemals einer Schlacht beigewohnt habe, die sich in so viele einzelne Waldgefechte auflöste und wo zuletzt Niemand mehr wußte woran er war, als dies jetzt an diesem Tage geschah. Gegen zehn Uhr Abends erhielt ich den Befehl, mit meiner Batterie einige hundert Schritte zurückzufahren und dann neben dem Leibregimente wieder mich aufzustellen, jedoch Alles so einzurichten, um sogleich wieder aufbrechen zu können. An einigen Stellen

haben die Franzosen in der Nacht noch den Versuch gemacht vorzudringen, sind aber stets entschieden zurückgeworfen worden; zu uns kam Niemand, und wir blieben bis zur Morgendämmerung ungestört halten, worauf wir dann wieder langsam und ohne im mindesten verfolgt zu werden, abfuhren.

Am Morgen um sieben Uhr fuhr ich nach erhaltenem Befehle mit meiner Batterie abermals in der nun veränderten Schlachtordnung auf. Bald tobte der heftige Kampf auch wieder auf beiden Seiten von uns, und besonders die einzelnen russischen Truppentheile des Blücherschen Corps, waren stark im Feuer und fochten mit der ausdauernden Zähigkeit, welche die Russen in diesem Kriege stets bewiesen haben.

An dem ungestümen Andrange der französischen Truppen und ihrem häufigen „vive l'empereur“ Gerufe konnten wir bald erkennen, daß der große Soldatenkaiser jetzt persönlich gegen uns commandire. Es war überhaupt merkwürdig, wie ungleich stürmischer alle französischen Truppen sogleich fochten und mit welchem weit größeren Ungestüm alle ihre Angriffe geschahen, sobald ihr Kaiser Napoleon sich bei ihnen befand. Der Zauber, den dieser Mann auf seine Truppen

auszuüben verstand, war in der That ein ganz außerordentlicher.

Meine Batterie blieb an diesem Tage in Reserve, und wir fanden erst am Nachmittag gegen drei Uhr, als leider der Rückzug unseres Heeres schon angefangen hatte, Gelegenheit, ein halbes Dutzend Kartätschensalven gegen den Feind abzufeuern und somit sein Vordrängen aufzuhalten. Der Obrist von Horn ließ uns zuletzt noch vormarschiren und wir machten Angesichts, der französischen Truppen noch eine große Schwenkung, worauf wir dann bei dem Dorfe Litten abermals auffuhren und so lange zu feuern anfingen, bis die Musketiere vom westpreußischen Regiment das Dorf geräumt und dann angezündet hatten, so daß die Franzosen nicht hindurch und uns nicht verfolgen konnten.

So hatten wir denn leider diese zweite Schlacht auch wieder verloren, mußten bis nach Schlesien zurück und hatten somit in unserem kaum begonnenen Feldzuge schon abermals wiederholte Niederlagen aufzuweisen. Es war in der That ein ungemein trauriges Gefühl für uns Alle, und es gehörte wirklich schon eine große moralische Kraft dazu, um jetzt den Kopf oben zu behalten und die Zuversicht auf eine bessere

Gestaltung der Verhältnisse nicht zu verlieren. Und doch war dies besonders für uns Officiere so dringend nothwendig, wenn wir unserer Mannschaft mit gutem Beispiele vorangehen wollten, wie dies doch unsere Pflicht uns dringend gebot.

Wer eigentlich die größte Schuld an diesen wiederholten Niederlagen gehabt hat, vermag ich nicht zu beurtheilen. Ueber die Führung des Feldmarschalls von Wittgenstein als Oberbefehlshaber des Heeres, wurde überall der schärfste Tadel hörbar, und zwar geschah dies nicht allein von preußischen, sondern oft in noch weit höherem Grade selbst von russischen Officieren. Auf der andern Seite ward jedoch behauptet, daß der Kaiser Alexander von Rußland stets hemmend mit in die Anordnungen von Wittgenstein eingegriffen habe und Ersteren daher mehr Schuld als Letzteren treffe. Aber auch speciell bei uns Preußen herrschte nichts weniger als ein gutes Einvernehmen. Die alte Feindschaft zwischen York und dem Obrist von Gneisenau, der Chef des Generalstabs vom General von Blücher geworden war, brach auf's Neue wieder hervor, und so fehlte es nicht an Beschuldigungen zwischen Beiden. So weit meine Kenntniß der Verhält-

nisse reicht, tragen Blücher wie York Beide einen Theil der Schuld, daß wir am zwanzigsten Mai vor Bautzen keinen Sieg erfechten konnten, ja sogar, wenn man der Sache den wahren Namen giebt, eine entschiedene Niederlage erlitten. Zu leugnen ist nicht, daß der General von Blücher, der unsern linken Flügel befehligte, an diesem Tage nicht so energisch angreifen ließ, wie dies wohl hätte geschehen können, aber ebenso war der General von York der im Centrum stand, wieder viel zu eigensinnig, um die erbetene Unterstützung nach unsern linken Flügel zu senden. Der alte York war ein überaus vorsichtiger General, der stets große Reserven behielt, und so wollte er auch diesmal wieder seine Reserven nicht schwächen und ließ z. B. meine Batterie nicht abfahren, obgleich wir eigentlich ziemlich überflüssig dahielten. Es soll deshalb später auch zu einem heftigen Auftritte zwischen Sr. Majestät unserem Könige und York gekommen sein. Die Laune von Letzterem war überhaupt jetzt derart, daß gewiß Jeder, der es nicht mußte, sich scheute nur in seine Nähe zu kommen. Und doch hatten seine Truppen ihn gerne, solch' ein eigenthümlicher Zauber lag in seiner eisernen Kraft.

Was ein patriotisches Herz bei allen diesen

Unglücksfällen noch im hohen Grade erfreuen konnte, war die im Ganzen stets vortrefflich bleibende Haltung unserer preußischen Truppen. Nicht allein, daß alle Regimenter ohne Ausnahme, sich stets sehr gut geschlagen hatten, so blieb auch bei allen diesen Rückzügen die Disciplin fest und die Zuversicht ungebeugt. Nur bei einzelnen Freiwilligen, die da früher wohl geglaubt haben mochten, daß das Kriegführen wesentlich im Singen von patriotischen Liedern und in lustigen Bivouaks in schönen Mainächten, bei hellflammendem Feuer mit einem großen Punschkessel darauf, bestände, gab sich jetzt hier und da, als die Sache ganz anders kam und es an steten Beschwerden, vielen Nachtmärschen und oft äußerst dürftiger Verpflegung nicht fehlte, mitunter der Mißmuth und die größte Enttäuschung auf eine ungeziemliche Weise kund. Es bedurfte aber nur einer strengen Haltung der Officiere, um auch solche Ungebührlichkeiten sehr bald wieder zu vertreiben. So hatte ich auch einen jungen Freiwilligen bei meiner Batterie, einen früheren Königsberger Studenten, der sich erlauben wollte, seinen Mißmuth in ungeziemenden Reden und unpassenden Kritiken über unsere Oberleitung Luft zu machen. Ich ver-

stand aber hierbei keinen Spaß, degradirte den vorlauten Raisonneur zum Soldaten zweiter Klasse und machte ihn dann einige Wochen zum Koch für die Batterie. Diese harte Züchtigung half, der junge Mann sah bald ein, wie unpassend er gehandelt hatte, zumal er als ein gebildeter Freiwilliger der übrigen Mannschaft vorzugsweise mit gutem Beispiele hätte vorangehen sollen, besserte sich bald und zeichnete sich so aus, daß er bei Leipzig das eiserne Kreuz und vor Paris die Ernennung zum Officier erhielt. Er dient noch jetzt als ein vorzüglicher Artillerieofficier der dem Heere, wie auch speciell seiner Waffe zur größten Ehre gereicht.

Auf dem Rückmarsche nach Schlesien blieb meine Batterie wieder in der Nachhut, und wir hatten noch wiederholt kleinere Gefechte mit den Franzosen, die aber nur langsam nachfolgten.

Die Nachricht von dem Waffenstillstand, den unser König in Verein mit dem Kaiser Alexander von Rußland mit Napoleon abgeschlossen hatte, unterbrach die weiteren Feindseligkeiten. Ich will nicht leugnen, daß sowohl mich selbst, wie auch wohl so ziemlich alle Officiere und die geistig nachdenkenden Soldaten unseres Heeres bei der sicheren Nachricht über diesen Waffen-

stillstand die äußerste Bestürzung ergriff. Wir glaubten Alle ganz sicherlich, daß diesem Waffenstillstande nun auch bald ein vollständiger Frieden folgen würde, und war dies erst geschehen, so war unser theures Vaterland Preußen wohl für immer verloren. Es wäre dann dieser ganze patriotische Aufschwung, den das preußische Volk in so großartiger Weise im Frühling 1813 gezeigt hatte, vollständig umsonst gewesen, und alle die vielen Opfer an Gut und Blut hätten zu nichts geführt. Wahrlich, so fest glücklicher Weise auch noch die Disciplin in unseren Corps war und geblieben ist, so zeigte sich in den ersten Tagen nach der Verkündigung des Waffenstillstandes, eine so mißmuthige Stimmung unter allen Truppen, daß wir Officiere mit aller Entschiedenheit dagegen arbeiten mußten, damit nicht zuletzt die Subordination darunter litt. Die Leute brummten und fluchten, waren faul und mißmuthig, und konnten nur schwer zu irgend einer Anstrengung bewogen werden. „Es hälfe ja doch nichts, wozu sie sich abmartern sollten, da der Friede ja doch schon so gut wie abgeschlossen und Preußen wieder an die Franzosen verkauft sei!" Solche, ja zum Theil noch frechere Reden konnte man häufig hören. Aber

unser General von York war nicht der Mann, um solche laxe Disciplin in seinem Corps einreißen zu lassen. Obgleich er persönlich über diesen Waffenstillstand äußerst ergrimmt war und in dem vertrauten Kreise seiner Adjutanten die zornigsten Aeußerungen gethan haben soll, hielt er es doch für seine Pflicht jetzt rücksichtsloser als je, aufzutreten und die festen Rechte der Disciplin mit eiserner Strenge zu wahren. Er schickte einen Hauptmann der Artillerie, der bei Groß=Görschen mit Auszeichnung gefochten hatte, jetzt ohne Gnade drei Tage in Arrest, da er den Hufschlag seiner Batteriepferde nicht in Ordnung gefunden hatte, revidirte alle Truppen auf das Genauste, wobei es denn an schneidenden Vorwürfen, rücksichtslosem Tadeln und Strafen aller Art bei Officieren und Soldaten nicht fehlte, wenn nicht Alles in der besten Ordnung war, und ließ selbst einmal ein Bataillon des sonst so sehr von ihm hochgeschätzten Leibregiments, über vier Stunden bei strömendem Regen nachexerciren, weil es etwas unordentlich und regellos bei ihm vorbeidefilirt hatte. Mit dem alten „Isegrim", wie ihn die jungen Officiere wohl spottend nannten, war wahrlich nicht zu spaßen, und unsere Leute hatten mehr Furcht vor ihm,

als vor dem heftigsten feindlichen Kanonenfeuer.

Und wenn nun schon im Heere der Mißmuth über den jetzt abgeschlossenen Waffenstillstand ein allgemeiner war, so zeigte sich die Unzufriedenheit darüber in der Civilbevölkerung Preußens doch noch weit größer. Was ist da nicht Alles raisonnirt und zusammengelogen worden. Und doch war, wie sich dies nachher ganz überzeugend bewies, dieser Waffenstillstand ein großes Glück für uns, denn wir hätten schwerlich ohne dessen Abschluß uns später so glänzende Siege erfechten können, als dies geschah. Wir konnten die Zeit benutzen, um unsere Rüstungen zu vervollständigen, die vielen Lücken in unserer Heeresorganisation wieder auszufüllen, und besonders die Bildung der Landwehr, die bisher noch gar nicht an dem Kampfe mit theilgenommen hatte, kräftigst betreiben. Auch das russische Heer, das schon in der Wirklichkeit ziemlich schwach geworden war, konnte während dieser Zeit seine Verstärkungen wieder an sich ziehen, und trat nachher weit stärker und für den Kampf ausgerüsteter auf, als dies früher der Fall gewesen. Von großer Wichtigkeit war aber, daß es während dieses Waffenstillstandes gelang, Oesterreich für

das Bündniß mit Preußen und Rußland zu gewinnen und dadurch unsere Heeresmacht durch die braven österreichischen Truppen zu verstärken. Leider war der König von Sachsen verblendet genug, um auch noch ferner in dieser kläglichen Abhängigkeit von Napoleon zu verharren und somit uns zu zwingen, sein armes Land als ein feindliches zu behandeln. Es ist schade, daß diese günstige Gelegenheit nicht dazu benutzt wurde, um 1815 den ganzen sächsischen Staat mit Preußen zu vereinigen, was für beide in jeder Hinsicht so sehr zu einander passende Länder, entschieden das Beste gewesen sein würde.

Während des Waffenstillstandes kam meine Batterie in der schlesischen Grafschaf Glatz in Kantonnirungsquartiere. Ich hatte jedoch keine rechte Muße, mich der Schönheit dieser so romantischen Gegend zu erfreuen, denn schon einige Tage nach dem Einrücken in die bestimmten Quartiere, erhielt ich die Ernennung zum Major, wozu ich nach meiner Anciennität berechtigt war. So sehr mich diese Beförderung nun auch erfreute, so schmerzte es mich auf der andern Seite doch sehr, meine treffliche Batterie, die ich schon in der kurzen Zeit daß ich sie befehligte, sehr lieb gewonnen hatte, abgeben zu müssen. Glück-

licher Weise erhielt die Batterie einen vortreff-
lichen Officier zum Befehlshaber, was mich um
so mehr erfreute, da ich sie ja nun doch in guten
Händen wußte. Unangenehm war mir auch, daß
ich jetzt als Major vom Yorkschen Corps fort-
kam und, vorläufig wenigstens, nach Ostpreußen
zurück mußte, um dort den Befehl über ein De-
pot zu übernehmen. Als ich mich bei dem Ge-
neral von York abmeldete, war er ganz außer-
gewöhnlich freundlich gegen mich. Er sprach mit
mir über den Feldzug vom Jahre 1806 und
meine Verwundung von Lübeck, erwähnte dann
der Vertheidigung von Colberg, und reichte mir
beim Abschied sogar die Hand, was er sonst
äußerst selten that, indem er sagte: „Es freut
mich zwar, daß Sie jetzt die Majorsepauletts
erhalten haben, aber zugleich bedaure ich, daß
ich Sie deshalb bei meinem Corps missen muß
und werde es gern sehen wenn Sie vielleicht
bald dahin zurückkehren könnten. Leben Sie
wohl, Herr Major!" Solche Freundlichkeit von
dem General von York war etwas ganz Außer-
gewöhnliches und gab mir die schöne Beruhigung,
daß er mit meinen Leistungen als Batteriechef
auch diesmal wieder ganz zufrieden war.

Als ich mich zur Abreise fertig machte, er-

hielt ich plötzlich den Befehl, nicht nach Königsberg zu reisen, wohin ich ursprünglich bestimmt war, sondern in Frankfurt an der Oder zu bleiben und dort die Ausrüstungen der Artillerie zu überwachen. Es folgte nun eine Zeit der angestrengtesten Thätigkeit für mich, wobei ich von früh Morgens sechs Uhr bis Abends spät entweder am Schreibtisch verweilte, um Listen zu revidiren und Requisitionsschreiben, Antworten auf Briefe aller möglichen Behörden, Bittgesuche und ähnliche Schreiben, deren Zahl sich täglich auf einige Dutzend belief, zu verfassen, oder auf dem Exercierplatz die Einübungen der Rekruten überwachte, oder von polnischen jüdischen Pferdehändlern Lieferungen von Pferden übernahm, wobei man trotz des sorgfältigsten Aufpassens doch angeführt wurde, oder in den Werkstätten der Sattler, Schmiede und Stellmacher umherlief, um die Anfertigung des vielen Materials aller Art, welches eine Artillerie im Felde nun einmal bedarf, zu überwachen. Daß es bei solchen überhäuften verschiedenartigen Geschäften, die dazu noch in der größten Eile betrieben werden mußten, nicht an Verdruß aller Art fehlte, war selbstverständlich. Bald mußte ich einen polnischen Juden aus der Thür werfen, weil er

mich mit einem Röllchen blanker Dukaten bestechen wollte, damit ich ein halbes Dutzend alter Schindmähren für gute Artilleriepferde annahm, dann klagten wieder meine Schneider, daß das Tuch, welches ein Fabrikant geliefert habe, nicht gekrumpft sei, so daß es einlief und die ganze Lieferung wieder zurückgegeben werden mußte, oder die ungeschickten Schmiede und Stellmacher, die auf Artilleriearbeit nicht eingeübt waren, lieferten Räder und Axen, die wohl für Düngewagen auf dem Lande, nicht aber für Geschütze brauchbar waren, oder es gab leider auch wohl manche Fälle, daß junge Leute die sich als Rekruten stellen sollten, unter allerlei nichtigen Vorwänden hiervon sich loszuschwindeln suchten. Zur Ehre der Bevölkerung muß ich jedoch bemerken, daß letztere Erscheinungen zu den äußersten Seltenheiten gehörten. Es waren fast nur verwöhnte Muttersöhnchen aus einzelnen wohlhabenden Familien, welche sich von dieser Ehrenpflicht, ihrem Vaterlande jetzt als Soldaten zu dienen, loszumachen suchten, bei mir aber selbstverständlich auf eine sehr energische Zurückweisung stießen. Einem reichen jüdischen Großhändler in Frankfurt an der Oder, der mir tausend Thaler bot, wenn ich es bewirken könne, daß sein Sohn

vom Militär frei komme, gab ich eine so derbe Ohrfeige daß es laut knallte und mein Adjutant dies im Nebenzimmer hören konnte, und ich bestimmte nun den fraglichen Dienstpflichtigen, einen hochaufgeschossenen eleganten, parfümirten Zierbengel, zum Trainsoldaten, wo ein alter grober versoffener Trainunterofficier nun seinen ersten Lehrmeister abgeben mußte.

Im Gegensatz aber zu solchen vereinzelten Beispielen, daß junge Männer sich vom Heeresdienste loszumachen suchten, fehlte es nicht an sehr vielen Fällen, daß kaum erwachsene Knaben mich mit Thränen in den Augen baten, sie doch schon als Rekruten anzunehmen, oder auch bejahrte Veteranen, die längst über das dienstpflichtige Alter hinaus waren, wieder als Freiwillige eintraten. So trat ein alter Mühlenbesitzer, ein noch sehr kräftiger Greis von einigen sechzig Jahren, der früher schon bei der Artillerie gedient hatte, jetzt wieder freiwillig als Unterofficier bei meiner Parkcolonne ein und stellte selbst sein Pferd, sein Sohn, ein vierzigjähriger Mann, diente als Unterofficier bei den Dragonern, und dessen Zwillingssöhne, ein paar hübsche Burschen von achtzehn Jahren, waren bei den Husaren und der reitenden Artillerie als Freiwillige ein=

getreten. Es dünkte jetzt der braven Bevölkerung in Ostpreußen, der Mark Brandenburg, Pommern und Schlesien auch das schwerste Opfer an Gut und Blut nicht zu groß, wenn solches nur zur Befreiung ihres Vaterlandes von der französischen Tyrannei führen konnte. Wahrlich, es war ungemein erfreulich diesen allgemeinen patriotischen Sinn jetzt zu beobachten und wie die Bevölkerung aller Stände mit sehr vereinzelten Ausnahmen, den schönen Spruch: „Mit Gott für König und Vaterland!" nicht blos in ihren Herzen trug, sondern auch wirklich danach handelte. Selbst das weibliche Geschlecht ward mitunter von dem Eifer ergriffen, mit den Waffen in der Hand gegen die Feinde zu fechten. So entsinne ich mich, daß mindestens ein halbes Dutzend Mädchen, gewöhnlich aus der ländlichen Bevölkerung, zu mir kamen und mich baten, daß ich sie als Rekruten annehmen solle. Selbstverständlich konnte ich diese Bitte nicht erfüllen, da ich ja keine Instructionen für weibliche Rekruten besaß. Ich sagte diesen Amazonen, daß unser König vorläufig genug männliche Unterthanen besitze, um seine Regimenter auszufüllen, ohne daß es dazu der Weiber bedürfe, wollten sie aber dem Heere auf eine Weise wie es ihrem

Geschlechte geziemt, nützen, so sollten sie sich als freiwillige Pflegerinnen bei dem Krankenwärterdienst in den Lazarethen betheiligen, da wären Frauen an ihrem rechten Platze. Ich weiß übrigens doch, daß sich in Männerkleidung verkleidete Mädchen und Frauen, haben zu Soldaten annehmen lassen und als solche mit großer Auszeichnung fochten. Zwar mag es immer einige derartige Ausnahmsfälle geben daß Frauen wirklich einen so lebendigen kriegerischen Drang in sich fühlen, um zum Schwerte zu greifen, allein im Allgemeinen glaube ich, daß das weibliche Geschlecht bei der Krankenpflege in den Lazarethen immer besser an seinem Platze ist und ungleich größeren Nutzen leisten kann, als wenn es mit Wehr und Waffen in die Reihen der Soldaten tritt und wirkliche Kriegsdienste leisten will. Jedes Geschlecht hat nun einmal von unserem Schöpfer verschiedene Gaben empfangen und ist auf einen verschiedenartigen Beruf in dieser Welt angewiesen, und ich glaube, es ist immer sowohl für das Allgemeine wie auch für die einzelnen Individum das Beste, wenn nun auch demgemäß gehandelt wird. Ich muß gestehen, daß mir weibische Männer ebenso unangenehm sind, als männliche Weiber, und ich gleich

ungern einen Mann hinter dem Stickrahmen mit Tapisseriearbeit beschäftigt sehe, als eine Frau, die einen Ruhm darin sucht, mit Pistolen zu schießen oder wilde Hengste zu bändigen. Hoffentlich werden sich alle ferneren Söhne wie Töchter unseres Geschlechtes von dergleichen unnatürlichen Extremen möglichst fern zu halten suchen.

Eine allgemeine Freude erregte es bei uns, als sich jetzt immer mehr die Nachricht verbreitete, daß der Kaiser von Oesterreich dem Bündnisse gegen den Kaiser Napoleon und seine Vasallen, die Rheinbundsfürsten beigetreten, und kein fauler Frieden geschlossen sei, sondern der Krieg nach Ablauf des Waffenstillstandes mit vermehrter Kraft auf's Neue beginnen werde. Wie ein erneuter scharfer Sporn wirkte diese Nachricht auf den Eifer Aller, und wir kamen jetzt Tag und Nacht fast kaum aus den Kleidern, um alle die verschiedenartigen Geschäfte die auf uns lagen, nur einigermaßen zu bewältigen. Galt es doch jetzt ein Heer aufzustellen, was an numerischer Stärke wie Beschaffenheit dieser ihm auf's Neue zu Theil gewordenen Ehrenaufgabe vollkommen gewachsen sich zeigte. Mit ehernen Buchstaben soll es für immer in der Geschichte

des preußischen Volkes verzeichnet sein, auf welche Weise unser Land diese schöne, aber auch schwere Aufgabe gelöst hat. Es ist in den Kriegen von 1813 und 1814 mehr preußisches Blut auf den Schlachtfeldern geflossen als russisches, österreichisches und sonstiges deutsche zusammen, und wir allein haben mehr geleistet wie unsere sämmtlichen übrigen Verbündeten mit allen ihren Truppen; dies ist keine leere Renomisterei, sondern die reine ungeschminkte Wahrheit.

Mich persönlich traf bei dem Wiederanfang des Kampfes der Befehl sehr hart, daß ich nicht wieder zu den Yorkschen Truppen zurückkehren, sondern ein Commando bei der Belagerung von Stettin übernehmen solle. Es lag dies in der dienstlichen Ordnung, allein es war doch höchst unangenehm, und ich hätte mitunter gerne auf meine Majorsepauletts verzichtet, wenn ich nur, meine alte Batterie dafür commandiren durfte. Doch Gehorsam gehört selbstverständlich zu den ersten Pflichten des Soldaten, und so ritt ich denn am zweiundzwanzigsten Juli von Frankfurt an der Oder nach Stettin. Eine Freude sollte mir bei diesem sonst sehr unangenehmen Tausche werden, nämlich die, daß ich meine ge-

liebte Frau, die aus Stargard herbeigeeilt war, auf zwei Tage sehen und so recht innig an mein Herz drücken konnte. Meine Frau hatte inzwischen einen derben pausbäckigen Jungen geboren und mich dadurch auf's Neue sehr beglückt. Wie es schien, hatte der Junge echtes Soldatenblut in den Adern, denn als ich ihn beim Abschied auf meinem Arme trug, ließ mein ehrlicher und braver, aber sonst etwas tolpatschiger Bursche, der inzwischen meine Sachen packte, aus Unvorsichtigkeit eine scharf geladene Pistole losgehen, so daß der Schuß über meinem Kopfe weg in die Decke prasselte und mich mit herunterfallendem Kalk und Sand beschüttete. Mein kleiner Bube erschrak aber gar nicht, sondern lächelte ganz vergnüglich, was mir als ein gutes Zeichen gilt, daß er dereinst noch als ein braver Soldat Seiner Majestät unserem Könige von Preußen Dienste leisten wird.

Auch von meinen übrigen Verwandten in Pommern sah ich jetzt Einzelne und freute mich ihres Wohlseins, obgleich sie freilich Alle mehr oder minder hart unter dem schweren Drucke der Zeiten zu leiden hatten. Von den Söhnen meiner ältesten verheiratheten Schwester waren schon zwei, von denen der eine Theologie, der andere

Philologie studiren wollte, als Freiwillige bei unserem Heere eingetreten und dienten als Jäger im Colberger Regiment. Leider fand der Aelteste, ein sehr hoffnungsvoller Jüngling, den Soldatentod in einem Gefechte in Frankreich. Auch einem andern Neffen von mir, einem derben kräftigen Jungen von siebzehn Jahren, den die Eltern wegen seiner zu großen Jugend noch nicht mit hatten in das Feld ziehen lassen wollen, bewirkte ich die Erlaubniß, daß er als freiwilliger Jäger mitziehen konnte. Der Junge war außer sich vor Freude und hat sich auch so wacker benommen, daß er bei Belle-Alliance zwar eine gefährliche Wunde, aber als bestes Heilpflaster darauf auch das Officierspatent erhielt.

Hier vor Stettin gab es zwar viel zu thun, denn das Material der Belagerungsartillerie war noch lange nicht in Ordnung, allein sonst fand ich noch keine rechte Gelegenheit, mich besonders thätig gegen den Feind zu zeigen. Es war daher ein ganz eigenthümliches Gefühl, mit dem ich die Berichte über die glänzenden Siege, welche meine Kameraden vom Yorkschen Corps an der Katzbach und auch sonst noch in Schlesien und die vom Bülowschen Corps bei Groß-Beeren und Dennewitz erfochten, vernahm. Auf

der einen Seite freute ich mich natürlich ganz ungemein, daß wir so ruhmreiche Siege erfochten und die Franzosen so gehörig geschlagen hatten, und war voll des Jubels und der Freude, während ich doch wieder nicht ein gewisses Gefühl des Neides unterdrücken konnte, daß ich hier vor dieser langweiligen Festung liegen mußte und nicht mit im freien Felde kämpfen durfte. Und doch war auch meine Thätigkeit zum Wohle des Ganzen nothwendig, und der Soldat darf sich nun einmal nicht die Stelle aussuchen, auf der er am liebsten kämpfen möchte, sondern muß da hingehen, wohin ihn der Dienst befiehlt.

Eine sehr große Freude war es daher für mich, als ich am fünfundzwanzigsten September den Befehl erhielt, daß meine Stelle hier durch einen andern Stabsofficier besetzt werden solle und ich mich unverzüglich in das Blüchersche Hauptquartier begeben müßte, um dort bei der Artillerie verwendet zu werden. Ein alter sehr tüchtiger Artilleriemajor, der jetzt freiwillig wieder eingetreten war, hatte auf dem Rückzuge von Bautzen durch einen Sturz mit dem Pferde das Bein gebrochen. Dies war jetzt soweit wieder geheilt, daß er zur Noth, an einem Stocke gehend, bei der Belagerungsartillerie vor einer

Festung zwar Dienste thun, aber keine Feldartillerie zu Pferde commandiren konnte. So nahm der alte Herr denn meine Stelle ein, und voller Jubel übergab ich ihm alle meine Geschäfte und ritt noch an demselben Abend fort. Es drängte mich förmlich, so schnell als nur irgend möglich in das Blüchersche Hauptquartier zu gelangen, denn jeder Tag konnte jetzt wichtige Entscheidungen bringen, und es wäre mir zeitlebens ein ungemein schmerzlicher Gedanke gewesen, wenn ich hätte auf der Landstraße sein müssen, während vielleicht die Blücherschen Truppen eine siegreiche Schlacht schlugen. Und doch mußte ich meiner Ungeduld schon nothwendig einige Zügel anlegen, denn Vorspannpferde oder gar Extrapost waren nicht zu bekommen, und so konnte ich nur auf meinem eigenen Pferde reitend, den Burschen mit dem Handpferde hinter mir, den Weg zurücklegen. Zwar hatte ich drei sehr tüchtige Rosse, von denen zwei russische Kosakenpferde, das dritte aber ein schöner und edler, wenn auch freilich schon fünfzehnjähriger Trakehner Hengst waren, allein mehr als acht bis neun Meilen konnte ich täglich nicht zurücklegen, ohne die Thiere allzusehr zu ermüden.

Hinter Berlin kreuzte ich die Truppen der

Nordarmee und fand alle Ortschaften so überfüllt, daß ich nur noch mit äußerster Mühe Platz fand. Wenn ich preußische Truppen vom Bülowschen Corps fand, unter denen ich vorzugsweise so viele Bekannte hatte da es größtentheils pommersche Regimenter waren, so erhielt ich immer die beste Aufnahme. Gar manches hocherfreuliche Wiedersehen mit alten Freunden und Kameraden, die ich vielleicht seit zehn bis fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte, feierte ich hier in den altmärkischen Bauernstuben oder auch bei den Bivouaksfeuern und ergötzte mich an der getreuen Schilderung der Thaten, welche das Bülowsche Corps in diesem Feldzuge schon wieder verrichtet hatte. Besonders Groß-Beeren und Dennewitz sind Ehrennamen in der Geschichte der preußischen Armee, und doppelt erfreulich war es für einen geborenen Pommern, daß sich die pommerschen Regimenter hier so auszeichneten. Die wuchtigen Kolbenhiebe der pommerschen Landwehr haben sich in allen diesen Gefechten einen sehr guten Ruf erworben, und so, wie bei diesen Gelegenheiten, werden hoffentlich auch für alle ferneren Zeiten die pommerschen Landwehrleute gegen alle Feinde unseres Königs von Preußen drauffschlagen.

So herzlich auch mein Empfang stets bei allen preußischen Truppen der Nordarmee war, so konnte ich leider den Russen und Schweden nicht Gleiches nachrühmen. Besonders bei den schwedischen Officieren schien gar kein kameradschaftlicher Sinn für uns Preußen zu herrschen, und sie benahmen sich kalt und oft selbst hochmüthig gegen uns. Habe ich doch selbst von einzelnen schwedischen Officieren die Aeußerung hören müssen, daß sie es sehr beklagten, jetzt gegen die Franzosen fechten zu sollen und lieber deren Verbündete als deren Feinde geworden wären. Nun, allzu großen Nutzen hat uns Preußen, dies Bündniß mit dem Kronprinzen von Schweden auch nicht gebracht, denn dieser wußte so zu manövriren, daß er seine schwedischen Truppen möglichst wenig in das Gefecht brachte, so daß diese, wie ich glaube, kaum einige hundert Mann Todte während des ganzen Feldzuges verloren haben. Da mußten wir Preußen und auch die Russen freilich ganz anders heran. Am sechsten October langte ich denn endlich im Blücherschen Hauptquartier an und traf dort noch Alles in lebhafter Freude über das wirklich glänzende Gefecht, welches der General von York soeben bei Wartenburg bestanden hatte. Ja, für-

wahr, dieser Tag bei Wartenburg machte dem alten „Isegrim" wieder große Ehre, und es war nur eine wohlverdiente Belohnung, daß Se. Majestät unser König, ihm den Ehrennamen „Graf York von Wartenburg" verliehen hat. Es lag doch eine ungeheure kriegerische Kraft in dem körperlich so kleinen und unansehnlichen York, und wo der sich einmal verbissen hatte, da ließ er auch so leicht nicht wieder los.

Ich hatte gehofft, bei meiner Meldung im Blücherschen Hauptquartier den alten Feldmarschall oder doch sonst den Obristen Gneisenau, Beides ja Männer, die ich so hoch verehrte, sprechen zu können, ward aber leider hierin getäuscht, da sie alle zwei nicht anwesend, sondern zu einer Zusammenkunft mit dem Kronprinzen von Schweden fortgeritten waren. Statt ihrer empfing mich der Obrist von Rauch, sagte, daß man mich schon längst erwartet habe, und gab mir einen Auftrag, der mir freilich höchst unerwünscht war. Es lag nämlich in Blücher's oder richtiger eigentlich wohl Gneisenau's Plane — denn Ersterer bekümmerte sich um alle solche Sachen nicht im Mindesten, bei Wartenburg große Schanzen zu errichten und mit schweren Batterien zu versehen, um im Fall der kühne Marsch gegen Leipzig

vielleicht mißglücken sollte, einen sicheren Stützpunkt zur Vertheidigung zu haben. Die Anlage dieser Batterien nun mit leiten zu helfen war meine Aufgabe, und wenn solche auch in mancher Hinsicht ehrenvoll für mich war, so machte sie mich doch höchst verdrießlich, denn mein sehnsüchtiger Wunsch, möglichst bald wieder activ gegen den Feind kämpfen zu können, ward dadurch wieder in eine ungewisse Ferne gerückt. Doch was half's, ich mußte schnell gehorchen und ritt noch denselben Abend nach Wartenburg, um meinen Auftrag möglichst rasch zu erfüllen. Es waren einige tausend Mann russische Truppen und dann vier schon sehr zusammen geschmolzene Bataillone schlesische Landwehren daselbst, und da auch noch Bauern aus der Umgegend so viel man bekommen konnte, zu den Schanzarbeiten verwandt wurden, so ging die Arbeit schnell von statten. Diese arme, dürftig ausgerüstete und schlecht bekleidete schlesische Landwehr des Yorkschen Corps, hatte in Folge der fast unaufhörlichen Strapazen, die sie seit dem Waffenstillstand erlitten, schon sehr große Verluste gehabt, und kein Bataillon zählte noch mehr als vierhundert Mann unter den Waffen, obgleich man sonst die Landwehr wieder möglichst geschont und

nur wenig in das Feuer gebracht hatte. An Muth und Hingebung wetteiferte diese Landwehr vollkommen mit den besten Linientruppen, sonst aber stand sie in ihrer wirklichen Kriegstüchtigkeit ganz entschieden hinter jenen zurück. Die Landwehrcompagnien exercirten, tiraillirten, marschirten und schossen ungleich schlechter als die Liniencompagnien, was ja auch sehr erklärlich war, da sie größtentheils aus ungeübten Soldaten bestanden und eine geringere Zahl von geübten Officieren und Unterofficieren besaßen. So hat die Landwehr 1813—15 entschieden weit weniger als die Linie geleistet, womit ich jedoch den Ruhm des Patriotismus und der freudigen Hingabe von Gut und Blut, den fast durchweg sämmtliche Landwehrtruppen zeigten, nicht im Mindesten schmälern will. Guter Wille allein thut es aber bei den Truppen im Felde nicht immer, sondern es gehören noch Waffengeübtheit, Gewöhnung an Strapazen und geschickte Officiere und Unterofficiere dazu, und an Letzteren stand die Landwehr weit hinter der Linie zurück.

Es gelang mir nun bei unermüdlichen Anstrengungen, meine Aufgabe, bei Wartenburg die angelegten Schanzen zu armiren, möglichst bald zu vollenden, und so konnte ich denn am Abend

des dreizehnten Octobers von dort wieder fortreiten. Ich hatte mir ein Relais gelegt, ritt ununterbrochen die ganze Nacht hindurch und gelangte so am Mittag des vierzehnten Octobers in Halle an. Die Stadt war mit preußischen Truppen sehr angefüllt, und ein äußerst bewegtes kriegerisches Leben herrschte überall in den Straßen, Häusern und besonders auch in allen öffentlichen Lokalen. Man wußte, daß der Kaiser Napoleon seine gesammte Hauptmacht bei Leipzig zusammengezogen hatte, um dort den Angriff der Verbündeten zu erwarten, und so mußte es jedenfalls in den nächsten Tagen zu einer entscheidenden Hauptschlacht kommen. Gerade dieser Gedanke verlieh den hier zusammengekommenen Truppen eine so eigenthümliche, aus freudigster Begeisterung und ernster Trauer, gemischte Stimmung; man freute sich ungemein zum Kampfe und doch verhehlte man es sich nicht, daß solcher jedenfalls große Opfer kosten würde und gar Viele von den hier jetzt noch in froher Lebenslust versammelten Kriegern, in wenigen Tagen schon dem bleichen Tode zur Beute gefallen sein würden. Mochte man den Kaiser Napoleon in politischer Hinsicht auch noch so sehr hassen, ein gewaltiger Löwe

des Krieges blieb er doch entschieden, und einen solchen greift man nicht ungestraft in seiner Höhle an.

Am fünfzehnten October des Morgens früh sah ich den General von York. Obgleich er soeben den russischen Georgsorden, die höchste Auszeichnung, die man sich nur durch wirkliches Verdienst im Felde erwerben kann, erhalten hatte, sah er doch wieder wie gewöhnlich finster aus. Gegen mich war er jedoch ganz freundlich, ließ sich über die Belagerung von Stettin und die Anlagen der Schanzen bei Wartenburg einen kurzen Bericht machen und bedauerte dann, daß ich nicht seinem Corps zugetheilt sei. Mehr konnte man von einem Mann wie York nicht verlangen.

Ich ritt nun in das Blüchersche Hauptquartier, um mich dort bei dem Obrist von Gneisenau zu melden. Dieser war ungemein freundlich gegen mich, reichte mir wohlwollend die Hand, sprach von unserer Bekanntschaft von Colberg her und war dann von der freudigsten Hoffnung erfüllt, über die große Entscheidung, der wir sicherlich in den nächsten Tagen entgegen gehen würden. Es lag eine große herzgewinnende Freundlichkeit und dabei eine edle Einfachheit in dem Benehmen

Gneisenau's, und bei einem Vergleich mit dem stets unzufriedenen York konnte er nur bedeutend gewinnen. Am Nachmittag desselben Abends gelang es mir auch, mich bei Blücher persönlich melden zu können. Er war noch ganz der Alte, wie ich ihn schon in dem Rheinfeldzug von 1795 und dann später in Aurich, Münster und 1806 gekannt hatte, reichte mir freundlich die Rechte, nannte mich seinen alten Kriegskameraden und meinte, wir wären wohl mit die ältesten Bekannten von all' den Officieren hier. Daß vielleicht schon am nächsten Tage eine blutige Entscheidungsschlacht von seinem Corps geschlagen werden solle, schien Blücher weiter gar nicht zu kümmern, und er plauderte und lachte so unbesorgt, als zögen wir zu einem friedlichen Manöver und nicht zum Kampfe auf Leben und Tod mit Napoleon dem größten Feldherrn seiner Zeit. Dabei paffte er stets dichte Dampfwolken aus seiner Pfeife, trank häufig ein Glas Bordeauxwein, der aus dem Küchenwagen eines französischen Generals erbeutet war, und scherzte mit Officieren wie Soldaten der an ihm vorübermarschirenden preußischen Truppen. Und wie fest und sicher saß dabei der Alte noch im Sattel, wie feurig blitzte sein großes dunkles Auge über

dem weißen langen Schnauzbart, und welches Bild der ungeschwächtesten Jugendkraft zeigte er trotz seiner spärlichen eisgrauen Haare. Um den strategischen Plan des Feldzuges schien er sich weiter nicht im Mindesten zu bekümmern, und wiederholt hörte ich die Aeußerungen von ihm: „Das wird der Gneisenau wohl schon besorgt haben," oder: „Der Schwerenöther versteht Alles," oder: „Da muß man den Gneisenau danach fragen, der wird es am Besten wissen, wie es gemacht werden soll, denn der ist der Klügste von unserer ganzen Gesellschaft hier."

Ich erhielt nun den Befehl, vorläufig im Hauptquartier zu bleiben, um dort verwandt zu werden, wo man es gerade für nothwendig hielt. Es war mir dies in mancher Hinsicht ein ganz erwünschter Auftrag, obgleich ich freilich ein größeres selbstständiges Artilleriecommando wohl lieber gehabt hätte. Für einen Stabsofficier der Artillerie ist solches aber häufig schwierig zu finden, da stets eine große Zahl der einzelnen Batterien selbstständig verwandt wird.

Wir blieben nun die Nacht in Schkeuditz, und ich erhielt mit noch zwei anderen Officieren einen kleinen Kuhstall zum Quartier. Viel Ruhe konnte ich überdem nicht finden, denn Gneisenau hatte

befohlen, daß ich wegen meiner Kenntniß der französischen Sprache dazu verwandt werden solle, die an uns abgesandten russischen und schwedischen Ordonnanzofficiere und Adjutanten, die wegen Unkenntniß des Deutschen sich gewöhnlich des Französischen bedienten, zu empfangen. Es kamen aber während dieser Nacht mindestens sechs bis acht russische und auch mehrere schwedische Officiere mit Depeschen oder mündlichen Aufträgen, so daß eine stete Unruhe herrschte.

Am sechzehnten October des Morgens, noch im grauenden Nebel, schwang ich mich schon wieder auf meinen Trakehnerhengst und trabte mit einem Auftrage zum russischen General Langeron, der ein Corps des Blücherschen Heeres befehligte. Es war in der Nacht noch ein Officier aus dem Hauptquartier des Fürsten Schwarzenberg zu Blücher gekommen, der die wichtige Nachricht brachte, daß auch diese große Armee sich von Altenburg aus gegen Leipzig in Bewegung setze. So war der genial erdachte und trefflich durchgeführte Plan der Umzingelung Napoleon's bei Leipzig gelungen, und der Entscheidungskampf konnte beginnen. Daß Gott der Herr seinen Segen dazu geben möge, und somit

das viele Blut, was auch jetzt wieder voraussichtlich auf Leipzigs schlachtgewohnter Ebene fließen mußte, kein vergebliches sei, war mein heißes Gebet, mit welchem ich mein Roß bestieg. Als ich unter Escorte von sechzehn Kosaken, die wie die Spürhunde so geschickt und schnell die Gegend abpatrouillirten, in das Dorf Freienrode, welches am Morgen die Franzosen noch besetzt gehabt hatten, einritt, hörte ich zuerst den lauten Kanonendonner der preußischen Geschütze, mir ein so wohlbekannter Ton, der verkündete daß der General von York schon mit den Feinden den Kampf begonnen habe. In diesem Augenblicke hätte ich gern auf meine Majorsepauletts verzichtet, wenn ich nur meine alte Batterie gegen den Feind commandiren durfte. Und immer lauter ward der Kanonendonner und wandte sich, wie mir ein Bauer, den ich als Führer bei mir hatte, sagte, in der Richtung gegen Möckern zu.

Als ich dem General Langeron, einem sehr vornehmen und kalten, dabei aber äußerlich ganz artigen Herrn, meine Meldung in französischer Sprache ausgerichtet hatte, wandte dieser sich an seinen Generalstabschef und rief ihm in russischer Sprache einige sehr verdrießliche Worte zu. Zu mir sagte er, ich solle mich nur zu seiner

Avantgarde die der General St. Priest, ein französischer Emigrant, befehlige, begeben, da würde ich wohl Gelegenheit finden, bald in den Kampf zu kommen.

So trabte ich denn zu der russischen Avantgarde. Der General St. Priest, ein vornehmer französischer Edelmann, der ganz die Manieren hatte, wie ich solche bei so vielen Emigranten in den neunziger Jahren kennen lernte, war äußerlich sehr artig und sprach viel vom Ungestüm der tapferen preußischen Helden, doch merkte ich ihm bald an, daß ihm meine Gegenwart eine höchst unbequeme sei. Zeit zu vielen Betrachtungen blieb mir aber nicht übrig, denn bald stießen auch wir auf den Feind. Die polnische Division des Generals Dombrowsky hatte ein Dorf besetzt, und bald geriethen die russischen Truppen in ein sehr heftiges Gefecht mit den Polen. Es war der erbittertste Kampf, den ich jemals in meinem Leben gesehen habe, und man konnte bald merken, welch tiefer nationaler Haß zwischen den Polen und Russen herrsche. Die russische Infanterie ging sehr muthig und geschlossen vor, aber die einzelnen Soldaten verstanden es nicht, selbstständig und geschickt in den Gärten, Straßen und Höfen des

Dorfes sich zu bewegen, und so vermochten die Polen, unter denen sich viele alte Soldaten befanden, die so eben erst aus Spanien gekommen waren, sich trotz ihrer bedeutenden Minderzahl lange Zeit auf das Hartnäckigste im Dorfe zu vertheidigen. Der russische General, der persönlich ein sehr muthiger Mann zu sein schien, ritt selbst an die Spitze seiner Sturmcolonne und feuerte seine Soldaten zum raschen Vorwärtsstürmen an. Da sein Generalshut ihn sehr kenntlich machte, so schossen die polnischen Tirailleurs vorzugsweise auf ihn, und sein Mantel ward wiederholt von den Kugeln durchlöchert, wie ich selbst gesehen habe, ohne daß ihn dies im Mindesten zu stören schien. Da ich unmittelbar hinter ihm ritt und meine preußische Uniform den feindlichen Scharfschützen sehr auffallen mochte, so pfiffen die Kugeln auch mir gewaltig um die Ohren, und meine Mütze und der Mantelkragen wurden durchlöchert.

Fast an zwei Stunden hatte der Kampf mit geringen Unterbrechungen gedauert, da räumten die Feinde endlich das zerschossene und halb verbrannte Dorf, und wir konnten allmählich vorrücken. Ein Adjutant Blücher's brachte dem General St. Priest nun den Befehl, eine Batterie

von sechsunddreißig schweren Geschützen auf-
fahren zu lassen und damit den französischen
Heerestheil des Marschalls Marmont, der auf
den Höhen unweit Eutritzsch stand, zu beschießen.

„Das ist ja Ihre Waffe, Herr Major, — reiten
Sie hin und geben Ihren Rath bei dem Auf-
fahren der Kanonen mit ab, damit man im
Blücherschen Hauptquartier endlich damit zu-
frieden sein wird und mich nicht fortwährend
bei meinem Kaiser verklagt," rief mir der Ge-
neral St. Priest in spöttischem Tone zu. So
jagte ich denn zu der russischen Reservebatterie
zurück und überbrachte dem sie commandirenden
Artilleriegeneral den Befehl des Generals. Im
scharfen Trabe gingen die russischen Geschütze
mit ihrer trefflichen Bespannung vor, und ich
wies dem General einen kleinen Hügel an, der
mir zur Aufstellung der Batterien am geeignet-
sten schien. Und bald begann nun ein so ge-
waltiges Gekrache, daß selbst mir, dem alten
gedienten Artilleristen, schier das Trommelfell
davon zerspringen wollte. Uns gegenüber hatte
Marmont ebenfalls eine gewaltige Batterie auf-
fahren lassen und überschüttete uns mit einem
wahren Regen von Kugeln, die meist glücklicher
Weise zu hoch über unsere Köpfe hinweg-

flogen. Neben uns donnerten die Yorkschen Geschütze, und als nun erst die von uns aufgefahrenen zweiunddreißig Zwölfpfünder loslegten, war das Höllenconcert vollständig. Ich selbst war jetzt von meinem Rappen abgestiegen und sah mir das großartige Schauspiel, wie es von allen Seiten krachte und blitzte zu Fuße an, als ein preußischer Adjutant der unweit von uns haltenden russischen Cavallerie den Befehl brachte, vorzugehen. Zugleich erhielt ich auch den Befehl, das Terrain, welches zwischen der Verbindung des Langeronschen und Yorkschen Heerhaufens offen lag, zu bereiten, um schon vorher geeignete Stellen zum etwaigen Auffahren größerer Artilleriemassen auszusuchen. Ich kam bei dieser Gelegenheit in ein heftiges Kanonenfeuer und die Kugeln schlugen von allen Seiten so dicht um mich herum ein, daß ich alle Augenblicke glaubte, ich würde in lauter Fetzen zerrissen werden. Wunderbarer Weise geschah mir aber nicht das Mindeste.

So gelangte ich denn auch glücklich zum Yorkschen Heereshaufen, der inzwischen mit unvergleichlicher Bravour vor dem Dorfe Möckern gekämpft hatte. Die preußische Reiterei schickte sich so eben zur letzten entscheidenden Attake an,

als ich ankam, und ich wäre überaus gerne mitgeritten, wenn meine Pflicht die ich zu erfüllen hatte, mir dies nur erlaubt hätte. Es war ein wildes Getobe, Kanonengebrüll, Flintensalven, Trommelwirbel, Trompetenschmettern, Gestampfe von Rosseshufen, untermischt mit allen möglichen Commandoworten — leider aber auch häufigen Schmerzausrufungen von den vielen Hunderten von Verwundeten die hülflos am Boden lagen und nun von den Pferden der anrasselnden Reitermassen schonungslos zermalmt wurden. Das schöne mecklenburg-strelitzsche Husarenregiment trabte mit hochgeschwungenen Säbeln zuerst bei mir vorbei, in den Feind hinein, ihm unmittelbar folgend das freiwillige ostpreußische Nationalcavallerieregiment, unter dem ich so viele gute Freunde zählte.

Als diese Reitermassen bei mir vorbeigebraust waren, kam ich zu meiner alten lieben Hornschen Brigade, die auch diesmal wieder, wie ja stets in allen Kämpfen dieses Krieges, sich so sehr ausgezeichnet hatte. Der alte prächtige Horn setzte sich soeben mit einem lauten Hurrah, den Degen hoch in der Rechten, an die Spitze des berühmten Leibregiments, die Tambours — so viele ihrer noch übrig geblieben waren, denn die

Hornsche Brigade hatte schon entsetzlich gelitten — schlugen den Sturmmarsch, mit seiner vollen Baßstimme rief Horn: „Ein Hundsfott wer einen Schuß thut! Vorwärts! — Hurrah der König von Preußen." Und „Hurrah der König von Preußen!" rief es mit Donnergebrüll in den Reihen des Regiments, und vorwärts ging es in das feindliche Kartätschenfeuer hinein. Das schlesische Landwehrbataillon des Grafen Reichenbach, kaum noch in der Stärke einer vollzähligen Compagnie, stand hier als Reserve. So wie die Landwehrmänner diesen Sturm des Leibregiments sahen, brachen sie von selbst in ein lautes „Hurrah der König von Preußen! — vorwärts, die Landwehr muß auch ihr Theil haben, die Linie darf es nicht allein machen!" aus, und so ging es unaufhaltsam wie ein reißender Bergstrom mitten auf eine heftig mit Kartätschen feuernde feindliche Batterie los. Das waren Scenen die ein gutes preußisches Herz so recht bis auf den innersten Grund erfreuen konnten, denn sie zeigten auf's Neue, nicht bloß durch hochtönende Worte, sondern auch durch wirkliche Thaten, welch' ein prächtiger Geist in unseren jetzigen preußischen Truppen, gleichviel ob Linie oder Landwehr, fortlebe. Möge dies immer so sein, dann wird

auch der Staat der Hohenzollern stets fest und geachtet dastehen.

Es war schon vollständig dunkel, als ich endlich den General von York, dem ich meine Meldung abstatten sollte, ob ich das Terrain neben Möckern für größere Artilleriemassen praktikabel gefunden habe, antreffen konnte. Er hatte sich zuletzt mit an die Spitze des alten berühmten schwarzen Todtenkopf-Husarenregiments gesetzt, den Säbel gezogen und mit den Worten: „Marsch — marsch, es lebe der König!" den Befehl zur Attaque — die dann auch mit dem größten Ungestüm und dem glücklichsten Erfolge ausgeführt wurde — gegeben. Als ich ihn traf, stieg er eben von seinem vor Müdigkeit und Ueberanstrengung förmlich zitternden Pferde ab und ließ sich von seinem Reitknechte ein großes Butterbrod und einen Schnaps aus der Feldflasche — das Erste, was er seit heute Morgen genossen hatte — geben. Er hörte mich aufmerksam an und sagte mir dann einige freundliche Worte, wie es sonst selten seine Gewohnheit war.

Die Nacht blieb ich an einem Bivouakfeuer unweit Möckern, denn sowohl ich wie mein Roß waren so müde, daß wir uns kaum noch rühren

konnten. Glücklicher Weise hielt meine frühere Batterie nicht weit von der Stelle, und die braven Kanoniere gaben mir Brod und Wasser für mich und mein Pferd, und ein Officier theilte edelmüthig seine mit Rum gefüllte Feldflasche und eine lange Wurst mit mir. Es war dies wirklich ein Beweis der höchsten Freundschaft und Aufopferung, denn Lebensmittel waren gar selten jetzt.

Da der siebzehnte October ein Sonntag war, so ließ der General von York bei den schwachen Ueberresten seines Corps, einen Feldgottesdienst anstellen. Wahrlich, es war ein schmerzlicher Anblick, diese kleinen Häuflein zu sehen, denn von den Stabsofficieren fehlten drei viertel und von den Subalternofficieren die Hälfte, da sie todt oder verwundet waren, wie denn überhaupt von sechzehntausend Mann Infanterie kaum noch neuntausend Mann in den Gliedern standen. Und doch war es auch wieder ein freudiger Anblick, dies prächtige Yorksche Corps zu erblicken, wie die Krieger, oft noch aus leichten Wunden blutend, die Gesichter vom Pulverdampf noch geschwärzt, jetzt mit tiefer Andacht diesem Gottesdienste beiwohnten und den begeisterten Worten unseres trefflichen Divisions=

predigers Schultz lauschten. In meinem Leben habe ich an keinem Gottesdienste theilgenommen, der mir eine so bleibende erhebende Rückerinnerung für mein ganzes ferneres Dasein zurückgelassen hat, als dieser Feldgottesdienst des Yorkschen Corps am siebzehnten October 1813, am Tage nach der ruhmvollen Schlacht bei Möckern, der würdigen Einleitung zur großen Leipziger Völkerschlacht am achtzehnten October, welche ohne das was bei Möckern vorangegangen war, niemals hätte stattfinden können.

Am Nachmittag des siebzehnten Octobers ward ich wieder zu den russischen Truppentheilen des Sackenschen Corps gesandt, um den genauen Rapport über die noch vorräthige Artillerie-munition zu revidiren. Gneisenau wachte sorgsam darüber, daß alle russischen Corps der Blücherschen Armee, stets genügende Munition hatten, und da am achtzehnten October die eigentliche Hauptschlacht zu erwarten stand, so mußte jetzt Alles auf das Sorgsamste dazu vorbereitet werden. So brach denn unter steten Arbeiten und Aufträgen aller Art, der achtzehnte October, der Haupttag der großen Leipziger Völkerschlacht an. In der Nacht noch mußte ich auf einem frischen Pferde zu dem Bülowschen Corps, in der

Nordarmee des Kronprinzen von Schweden, reiten, um diesem den Weg zu zeigen, da ich in der Gegend hier durch meine Thätigkeit in den letzten zwei Tagen schon ziemlich bekannt geworden war. Ich erfüllte diesen Auftrag mit Vergnügen, da ich mich während eines Gefechtes ungleich lieber in der Mitte der preußischen Truppen, als bei den Russen, wo ich mich doch nur ziemlich fremd fühlte, befand. Es kam auch bald an der Parthe zu einem sehr heftigen Gefechte zwischen den Vortruppen des Blücherschen Corps, die mit rastlosem Ungestüm vordrangen, und den französischen Truppen unter Ney, welche mit vieler Tapferkeit fochten. Ich war mit einem Generalstabsofficier des Blücherschen Hauptquartiers vorgeritten, um die günstigste Stelle aufzusuchen, wo wir an der Parthe eine Batterie zur Deckung unseres Uebergangs aufstellen konnten, als eine feindliche Kartätschenkugel durch den Hals meines Pferdes drang und mir vier Finger der linken Hand fortriß, so daß allein der Zeigefinger, den ich zufällig ausgestreckt gehalten hatte, übrig blieb. Zugleich überschlug sich mein Roß im Todeskampf mit mir, so daß ich einen heftigen Schlag auf die Brust erhielt und betäubt unter dem todten Thiere liegen blieb.

Was nun weiter mit mir geschah, davon hatte ich keine klare Vorstellung, und nur so viel entsinne ich mich dunkel, daß ich mit vieler Mühe und unter großen Schmerzen unter dem todten Thiere hervorgezogen und fortgetragen wurde.

Viertes Capitel.

Marsch mit einem Transport von Ersatzmannschaften von Halle nach Wiesbaden. Die Partei der Friedensfreunde in Frankfurt und der Feldmarschall von Blücher. Der Rheinübergang bei Caub am Neujahrstage 1814. Meine Thätigkeit dabei. Commando in Frankfurt und vor Mainz. Marsch mit Ergänzungsmannschaften nach Frankreich zum Yorkschen Corps. Ankunft in Châlons am fünfzehnten Februar. Uebernahme des Commando von zwei Batterien. Heftige Gefechte und vielfache Strapazen. Mißstimmung des Generals von York gegen das Blüchersche Hauptquartier. Verschiedene kriegerische Begebenheiten in Frankreich. Marsch nach Paris. Die Schlacht vor Paris. Allgemeiner Jubel über den glänzenden Sieg. Kränkung des Yorkschen Corps daß es am Siegeseinmarsch in Paris nicht Antheil nehmen durfte. Abdankung des Kaisers Napoleon. Marsch nach Arras. Ergreifender Abschied des Generals von York von seinem Corps.

Es war vielleicht ein großes Glück für mich, daß ich meine schwere Verwundung am achtzehnten October vor Leipzig, gleich beim Beginn der

Schlacht empfing. Die Zahl der Verwundeten war damals lange noch nicht so groß als dies später leider der Fall war, und so konnte mir noch eine größere Sorgfalt geschenkt werden als die Aerzte dies in den Abendstunden selbst bei der größten Aufopferung vermocht hätten, da ihre Hülfe von allen Seiten nur zu sehr in Anspruch genommen wurde. So ward ich denn nach meinem Sturze zum Verbandplatze des Bülowschen Corps getragen und erwachte dort aus meiner Betäubung zunächst unter dem Messer eines sehr geschickten Arztes, der mit Schnelligkeit, meine drei nur noch an den Sehnen hängenden Finger ganz abschnitt, von dem Daumen aber nur das letzte Glied, da die Wurzel noch Heilung versprach Der Schmerz dieser Operation war nicht gering. Auch meine arg gequetschte Brust ward gehörig bepflastert, und ich dann mit noch drei verwundeten preußischen Officieren und vier Soldaten, von denen zwei so furchtbare Verstümmlungen hatten, daß sie schon in den nächsten Stunden starben, auf einen Bauernwagen gelegt und langsam nach Halle gefahren, wo wir in später Abendstunde anlangten. Die erste Nacht ging es mir ziemlich schlecht dort, da Alles von den Tausenden von Verwundeten aus den Kämpfen des

Yorkschen Corps am sechzehnten October bei Möckern, überfüllt war, später nahm mich aber ein Brudersohn meiner Mutter, der als Lehrer am Pädagogium angestellt war, in sein Haus und verpflegte mich auf das Beste.

Welche Freude erregte es mir auf meinem Krankenlager, als ich die Nachricht von dem glänzenden Siege, den das Heer der Alliirten bei Leipzig erfochten hatte, und wie der Kaiser Napoleon am neunzehnten October nach Zurücklassung fast seines gesammten Heeresgeräthes, und Hunderten von Kanonen in größter Eile seinen Rückzug angetreten hatte, erfuhr. Trotz meines heftigen Wundfiebers und der Schmerzen an Brust und Hand, brach ich unwillkürlich bei dieser freudigen Kunde in ein lautes „Hurrah, es lebe unser König!" aus. Daß wir Preußen bei Leipzig, wie ja überhaupt in diesem ganzen Kriege den Löwenantheil gehabt hatten, war unbestreitbar, womit ich den großen Verdiensten der braven österreichischen und russischen Truppen, von denen Tausende fielen, gewiß nicht den mindesten Abbruch thun will. Außer den Mecklenburgern, Hanseaten und einigen Hannoveranern und Braunschweigern hatten wir in der Leipziger Völkerschlacht leider noch keine Ver-

bündeten, und die Sachsen, Baiern, Würtemberger und anderen Rheinbundstruppen, gingen ja bekanntlich erst zu uns über und verließen den Kaiser Napoleon, als wir bereits vollständig gesiegt und die Franzosen die Schlacht verloren hatten. So ist der Leipziger Sieg wesentlich mit das Verdienst Preußens und dadurch die Schmach von Jena mehr als zur Genüge gesühnt. Ich danke meinem Gott täglich in inbrünstigem Gebet, daß ich diese Wiedergeburt meines theuren Vaterlandes noch erleben, ja auch mein Blut auf Leipzigs Feldern mit vergießen durfte.

Bei guter Pflege, zu der mein treuer Bediente, der sich mit meinen beiden Pferden glücklich nach Halle gerettet hatte, auch sein Theil redlich mit beitrug, genas ich ziemlich schnell wieder und konnte bereits Mitte November das Zimmer verlassen. An den Stumpf meiner Hand ließ ich mir drei eiserne Haken, welche die Stelle der fehlenden Finger ersetzen mußten, befestigen, und nach einiger Uebung gelang es mir auch, daß ich den Zügel eines ruhigen Pferdes damit führen und auch sonst allerlei kleine Verrichtungen ausführen konnte. So durfte ich mich zu meiner großen Freude denn nur als ein Halbinvalide betrachten, und war zum Dienste in meiner Waffe

der Artillerie, noch vollkommen tüchtig. Ein vor= treffliches Heilpflaster auf meine Wunde, bildete die Verleihung des eisernen Kreuzes zweiter Classe, welches mein König und Herr mir für meine bei Möckern und Groß=Görschen geleisteten Dienste zuertheilte. Nicht sehr häufig habe ich einen froheren Tag in meinem Leben gehabt als den, da ich dies schöne, stolze Ehrenzeichen an mei= ner Brust heften konnte, zumal mein inneres Gefühl mir sagte, daß ich mir solches auch redlich verdient habe.

Am zehnten December war ich wieder so weit hergestellt, um mich zum Dienste melden und den Rückmarsch zur Blücherschen Armee, die jetzt im Nassauischen hart am Rhein stand, antreten zu können. Ich erhielt dabei das Commando über achthundert preußische Reconvalescenten aller Waffengattungen, vom Yorkschen Corps, die bis= her in Halle an Wunden oder Krankheiten ge= legen hatten und nun zu ihren Regimentern zu= rückkehren sollten. Mit sehr vereinzelten, geringen Ausnahmen waren dies durchwegs höchst brave, tüchtige Soldaten, über deren wahrhaft muster= hafte Haltung und echt patriotische Gesinnung ich nur die lebhafteste Freude empfinden konnte. Obgleich die Mehrzahl dieser Ehrenmänner be=

reits aus schweren Wunden geblutet hatte, war ihr Eifer, für Preußens Ehre zu kämpfen, doch noch nicht im Mindesten geschwächt, und sie hegten Alle die lebhafteste Hoffnung, möglichst bald wieder gegen den Feind zu kommen und ihre Wunden wieder rächen zu können. „Wir müssen nach Paris, und der Napoleon Bonaparte muß herunter von dem französischen Kaiserthron, sonst wird der Friede in der Welt doch nicht wieder gründlich hergestellt" sagten diese Soldaten, und ihre einfache, natürliche Logik beschämte nicht wenig alle die diplomatischen Spitzfindigkeiten gar mancher vornehm sein wollender Herren.

In Weimar wo ich einen Rasttag hielt, machte ich meinem alten früheren Kriegskameraden und Gönner, dem Geheimrath von Goethe, einen Besuch. Er war wie immer gegen mich höchst freundlich und lud mich auch zu Tische ein, wo wir dann bei einer Flasche guten, alten Rheinwein ein paar Stunden ganz vergnüglich verplauderten und uns der Zeiten in dem Feldzug von 1792, und bei der Belagerung von Mainz wieder erinnerten. Was mir aber, offen gestanden, jetzt an Goethe gar nicht recht gefallen wollte, war seine geringe patriotische Freude über unsere letzten, glänzenden Siege und die Vertreibung

Napoleon's aus Deutschland. Er verhielt sich auffallend kühl und kritisirend dagegen, und pries sogar die vielen glänzenden Eigenschaften des Kaisers Napoleon, auf eine sehr beredte Weise. Um mich mit einem so berühmten Dichter und Gelehrten wie Goethe ist, in eine Disputation einzulassen, besaß ich natürlich lange nicht Redegewandtheit genug, und so konnte ich ihm nur erwiedern, daß wir preußische Soldaten glücklicher Weise eine ganz andere Gesinnung hegten, Napoleon als den Unterdrücker unseres Vaterlandes haßten und freudig unser Blut vergießen wollten, um ihn für immer in Deutschland unschädlich zu machen. So schied ich denn von dem Herrn Geheimrath von Goethe in zwar freundlicher, aber etwas kühler Haltung, da es mich betrübte, bei diesem geistig sonst so ausgezeichneten Manne, eine so wenig patriotische Gesinnung zu finden. Da stand es bei meinen braven Soldaten doch hierin besser, und unter ihrer groben Uniform trugen sie gar oft ein Herz, in dem mehr echt preußischer Patriotismus schlug, als manche Kammerherren oder vornehme Diplomaten unter ihren goldglänzenden Hofröcken hatten.

Unwillkürlich fast kamen mir bei diesem jetzigen Marsch von Halle nach Wiesbaden die Rück-

erinnerungen an das Jahr 1792, wo ich gerade auch diese Strecke zum ersten Mal in meinem Leben zurücklegte, und ebenfalls Ersatzmannschaften, unseren in Frankreich einrückenden Truppen zuführte. Welche gewaltige Ereignisse hatten seitdem nicht Europa, und gar vor Allem auch mein engeres Vaterland Preußen betroffen, wie tief war letzteres gesunken gewesen, wie groß aber hatte es sich jetzt wieder durch seine eigene Kraft erhoben! Welch ein Unterschied war auch zwischen den damaligen Ergänzungsmannschaften und meinen jetzigen! Damals rekrutirte sich unser Heer nur aus den alleruntersten und ärmsten Volksklassen oder aus rohen geworbenen Ausländern, und ich erinnerte mich noch, daß ich einst fünfzig Rekruten bekam, von denen nur vier schreiben und elf nothdürftig lesen konnten; jetzt stand die gesammte männliche Jugend, ohne Unterschied des Standes und Geldes, in unseren Reihen, und ich hatte mindestens an vierzig bis fünfzig junge Edelleute, Beamte und Studenten unter meiner Mannschaft. Es war doch ein gewaltiger Fortschritt in All und Jedem, den wir in Preußen in diesem Zeitraume gemacht hatten; dies empfand ich jetzt so recht wieder.

In Wiesbaden, wo ich am fünfundzwanzig-

sten December anlangte und meine Mannschaften, bei denen ich während dieses ganzen langen Marsches auch keine einzige Strafe zu verhängen nöthig gehabt hatte, so trefflich war durchweg ihr Benehmen gewesen, an die einzelnen Regimenter, zu denen sie gehörten, abgab, fand ich unter den Officieren des Blücherschen Hauptquartiers eine große Mißstimmung. In Frankfurt hatte sich ein ganzes Diplomatennest zusammengefunden, und allerlei heimliche Intriguen wie offene Widerspenstigkeiten wurden ausgeführt, um den Uebergang unserer Truppen über den Rhein zu verhindern. Auch die österreichische Eifersüchtelei die da fürchtete, der preußische Einfluß könne am Ende in Deutschland gar zu groß werden, wenn unsere Waffen sich neue Siege auch in Frankreich erkämpften, trat schon wieder störend in den Weg, und Diplomaten von dem Schlage von Metternich und Consorten, wirkten nach Kräften unserem preußischen Ruhme entgegen. Auch von den kleinen elenden deutschen Rheinbundsfürsten, diesen Bedienten von Napoleon, waren Einzelne frech genug gewesen, auch jetzt noch unserer Sache hemmend in den Weg zu treten. Der von Napoleon zum König erhobene Herzog von Würtemberg hatte es nicht dul-

den wollen, daß unsere Lazarethe in seinem Lande angelegt würden, und viele arme verwundete preußische Soldaten mußten elend aus Mangel an Hülfe verschmachten, bevor zwangsweise Lazarethe der Verbündeten, auch in geeigneten württembergischen Ortschaften Platz erhielten, und ein Herzog von Nassau hatte es sogar gewagt, sich grob gegen unsern General von York zu benehmen. Da war er aber gerade an den Rechten gekommen, und der alte York hatte ihm gründlich seinen Standpunkt klar gemacht und bewiesen, wie viel höher er selbst stehe, als so ein nassauischer Fürst der noch in seinem Leben nichts Vernünftiges geleistet hatte.

Wie ein zorniges Donnerwetter war aber unser Heldengreis, der Feldmarschall Blücher, zwischen alle die faulen Friedensfreunde in Frankfurt und diese ganze diplomatische Clique gefahren und hatte den Menschen die verdiente Wahrheit, oft freilich wohl in nichts weniger als höflichen Worten gesagt. Das hatte denn geholfen, und zu der großen und gerechten Freude des ganzen preußischen Heeres, ward in der letzten Woche des Decembers der Rheinübergang endlich festgesetzt. Wäre es doch auch Schimpf und Schande sonder Gleichen gewesen, wenn

wir diesen raublustigen Franzosen das ganze, schöne, echt deutsche, linke Rheinufer mit den prächtigen Städten Aachen, Cöln, Coblenz, Mainz, Worms und anderen jetzt in ihrer Gewalt befindlichen, gelassen hätten; ebenso wie das weiland römische Reich unter seinen meist untauglichen Kaisern des habsburgischen Stammes, schwach und erbärmlich genug gewesen, den frechen Raub von Elsaß und Lothringen durch die Franzosen zu dulden. So etwas durfte nicht wieder vorkommen, seit Preußen sich nach seiner Wiedergeburt auf eine so glänzende Weise an die Spitze von Deutschland gestellt hatte, unser König konnte sein Schwert nicht einstecken, so lange noch ein deutsches Land unter dem Druck der Franzosen seufzte.

So erregte es denn allgemeinen Jubel unter den preußischen Truppen, als in den letzten Tagen des ewig denkwürdigen Jahres 1813 der Befehl zur Zusammenziehung ertheilt wurde. Ich persönlich erhielt das Commando, in Begleitung von noch zwei anderen Officieren, das Rheinufer von Rüdesheim bis hinter Lahnstein zu recognosciren, um zu berichten, an welchem Punkte wohl am Besten ein Uebergang stattfinden könne. Da unsere preußischen Jäger die alte im Rhein-

strom liegende Pfalzburg schon besetzt hielten, auf den Höhen unmittelbar über Caub auch sehr zweckmäßig Batterien aufgestellt werden konnten, so lauteten unsere Meldungen, daß wir den Strom unmittelbar bei dem Städtchen Caub für den geeignetsten Punkt zum Uebergange hielten. Auch meldeten Cauber Schiffer, daß sich in Bacharach und all' den nächsten Orten am linken Rheinufer, nur wenige französische Soldaten befänden und unser Uebergang hier von den Feinden wohl nicht erwartet werden dürfte.

Auf diese Nachricht hin marschirte der größte Theil des Yorkschen Corps am dreißigsten Dezember von Wiesbaden ab und kam am Sylvesterabend in Caub an. Es war eine sehr kalte, sternenhelle Nacht, so recht zu unserem Vorhaben günstig. Unweit Caub liegt auf einem steilen Berge die Ruine einer halb verfallenen Burg und hier hatte ich einen geeigneten Platz zur Aufstellung von vier schweren Zwölfpfünder-Batterien, deren Feuer nöthigenfalls die ganze Breite des Stromes bis zum jenseitigen Ufer bestreichen konnte, gefunden. So still wie möglich fuhren die Geschütze dort auf. Eine feierliche Stimmung beseelte uns Alle, die durch den zufälligen Umstand, daß gerade die Neujahrs-

nacht zu diesem verhängnißvollen Uebergange erwählt wurde, noch eine bedeutende Steigerung erhielt. Wie oft mußte ich jetzt der letzten in Königsberg verlebten Neujahrsnacht und unserer dortigen Wünsche gedenken! Das Größte und Schwierigste, was wir damals in so begeisterten Toasten gewünscht hatten, war jetzt schon erreicht; zu dem zweiten Theile unserer Aufgabe, die das ganze Werk krönen sollte, rüsteten wir uns nunmehr. Welche Opfer hatte es aber bereits gekostet, und wie Viele von der Königsberger Tafelrunde waren bereits auf dem blutigen Schlachtfelde gefallen und konnten den Tag der Befreiung unseres preußischen Vaterlandes nicht mehr erleben. War ich selbst ja doch auch schon ein arg verstümmelter Invalide geworden.

Es gab in Caub wie im ganzen Rheingau vortrefflichen Rheinwein, und da die Nacht kalt war und die Soldaten unausgesetzt munter bleiben mußten, so erhielt Jeder einige große Gläser, ja oft wohl noch etwas mehr, guten Wein zur Stärkung. Wir Artillerie-Officiere hatten uns oben auf der Burg in einem halb zerfallenen Keller ein kleines Feuer angemacht und kauerten uns jetzt dicht um die wärmende Flamme; ein Jeder eine große Weinflasche und

ein Stück Wurst in der Hand haltend, in einem Kreise zusammen. Eine ganz eigenthümliche gehobene Stimmung beseelte uns Alle; wir waren voll der freudigsten Hoffnungen auf Preußens Ruhm, und wenn es uns auch an Gläsern zum Anstoßen fehlte, so wurden trotzdem die begeistertsten Trinksprüche ausgebracht. Noch nie in meinem ganzen Leben hatte ich eine so schöne Neujahrsnacht erlebt und werde schwerlich auch noch eine solche jemals wieder erleben als die war, in welcher das Yorksche Corps bei Caub über den Rhein ging.

Um drei Uhr Morgens setzten die ersten Jäger in Kähnen über den Rhein und fanden das jenseitige Ufer von den Feinden unbesetzt, so daß somit die Aufstellung von Batterien unnütz war und unsere Geschütze am Vormittag abfahren konnten. Der Transport der schweren Kanonen auf den steilen und dazu von Frost glatten Wegen von der alten Burg bis an die Ufer des Rheins, war aber eine äußerst beschwerliche, ja selbst gefährliche Arbeit, bei der einige Pferde verunglückten und leider auch zwei Artilleristen arg gequetscht wurden.

Mit Hülfe der braven russischen Pontonniers die sich, wie überhaupt immer, so besonders an

diesem Tage wieder recht auszeichneten, war inzwischen eine starke Schiffsbrücke über den Rhein geschlagen worden und schon am Nachmittag des ersten Januar gingen die ersten Batterien hinüber, wo dann ein Theil der Schiffsbrücke zerriß und der fernere Uebergang erst am zweiten und dritten Januar stattfinden konnte. Zu meinem Vergnügen betrat ich ebenfalls das linke Rheinufer und hatte in Bacharach auch eine höchst originelle Unterhaltung mit unserm Feldmarschall von Blücher, der voll der frohsten Laune war, daß endlich dieser Uebergang geschehen und somit der Weitermarsch in das eigentliche Frankreich beschlossen wurde; sonst riefen mich dienstliche Geschäfte am dritten Januar wieder nach Frankfurt zurück. Ich hatte den Befehl, bei der Organisirung der Reserve-Artillerie thätig zu sein und mußte deshalb über vierzehn Tage in Frankfurt bleiben. Von dort aus unternahm ich auch auf höheren Befehl, einen mehrtägigen Ausflug zu den Truppen der Alliirten, welche jetzt die Festung Mainz belagerten, da ich zufällig der einzige preußische Officier hier in dieser Gegend war, der bei der Belagerung von 1793 schon Dienste geleistet hatte. Welcher Unterschied zwischen damals und jetzt und was hatte sich in die-

sen zwanzig verhängnißvollen Jahren nicht alles ereignet. Da mir von meiner ersten Thätigkeit her die Umgebung von Mainz noch sehr bekannt war, so konnte ich manchen guten Rath bei der etwaigen Anlegung von Batterien ertheilen, was mir große Freude gewährte, denn ich wünschte dringend, daß die französische Fahne auf dem Dome von Mainz bald verschwinden und der preußischen dann für immer Platz machen möge.

Am ersten Februar erhielt ich den Befehl, mit einem Artillerietransport von Frankfurt aus dem Blücherschen Corps nachzumarschiren. Unser Commando war einige tausend Mann aller möglichen Waffengattungen stark; ich persönlich hatte sechszehn bespannte Geschütze und einige fünfzig Munitionswagen unter meinem Befehl.

So lange wir in den rein deutschen Gegenden des linken Rheinufers blieben, die nur gewaltsam mit Frankreich vereinigt gewesen waren, konnten wir überall die deutsche Gesinnung der Bevölkerung sehr bemerklich erkennen und uns daran erfreuen, aber ganz anders wurde es als wir die Landstriche betraten, in denen die französische Sprache zu herrschen anfing und wo die Leute wirkliche Franzosen waren. Wir begegneten daselbst nur finsteren Gesichtern, und stießen

selbst mitunter auf einen solchen fanatischen Haß, daß man sich sehr davor hüten mußte. So ward in einem Dorfe in der Nacht heimlich der Versuch gemacht, mehrere meiner Munitionswagen anzuzünden und so meinen ganzen Transport in die Luft zu sprengen. Glücklicher Weise wurden die Thäter, ein alter weißhaariger Bauer, der 1792 Soldat gewesen war, und sein Sohn, ein Invalide mit einem Arm, von meinen Posten noch rechtzeitig ergriffen, so daß kein Unglück entstehen konnte. Die beiden Schuldigen, die ihren finstern Trotz keinen Augenblick verleugneten, wurden sogleich standrechtlich verurtheilt und zwei Stunden später schon im Beisein der Dorfbevölkerung, die dazu zusammengetrieben wurde, erschossen. Die Tochter des alten Bauern, ein wirklich sehr hübsches junges Mädchen, warf sich mir verzweifelnd zu den Füßen, um die Begnadigung ihres Vaters zu erflehen, was ich ihr selbstverständlich abschlagen mußte, worauf sie dann in wahnsinniger Raserei auf mich zustürzte, und mir meinen Degen aus der Scheide riß und damit einen Stoß nach meiner Brust führte, dem ich nur mit Mühe ausweichen konnte. Drei kräftige Kanoniere hatten Noth die Tobende zu überwältigen und so zu binden, daß sie weder

sich noch Anderen einen Schaden zufügen konnte. Von einer weiteren Bestrafung des armen, vor Schmerz so rasend gewordenen Mädchens stand ich ab und begnügte mich, sie der Ortsbehörde zur ferneren Bewachung zu überliefern.

Die französischen Gegenden, durch welche wir zogen, waren übrigens schon ziemlich hart mitgenommen, und ihre Bewohner lernten jetzt das Ungemach des Krieges, aus eigener Erfahrung erkennen.

Nicht allein die Kosaken hatten nach alter Gewohnheit oft wohl etwas stark geplündert, sondern auch unsere preußischen Truppen bei den Eilmärschen in starker Kälte, wo eine genügende Verpflegung nicht stattfinden konnte, oft zu gewaltsamen Requisitionen ihre Zuflucht nehmen müssen, wobei es dann an Unordnungen aller Art nicht fehlen konnte. So sehr ich dies auch oft im Einzelnen beklagte und wo ich vermochte allen solchen Unordnungen zu steuern suchte, so will ich doch nicht leugnen, daß ich im Allgemeinen oft ganz zufrieden damit war, daß die Franzosen die Drangsale des Krieges jetzt ebenfalls recht gründlich aus eigener Erfahrung kennen lernten. Hatten sie doch nur zu lange Jahre Noth und Elend in meinem Vaterlande Preußen ver-

breitet und uns tausendmal härtere Lasten auf=
gelegt, wie sie jetzt selbst ertragen mußten. Sie
lernten doch jetzt kennen, was ein Krieg eigent=
lich zu bedeuten habe, und so hoffte ich, würden
sie sich in Zukunft davor hüten, auf eine frevel=
hafte und ungerechtfertigte Weise uns mit Krieg
zu überziehen, wie dies schon so häufig geschehen
war. Leider täuschten diese Hoffnungen, die
Franzosen waren 1814 nur zu gut weggekom=
men und hatten den Krieg nur zu kurze Zeit
in ihrem Lande gehabt und so begannen sie
schon im nächsten Jahr ihr frevelhaftes Treiben
von Neuem und fingen einen Kampf an, der
abermals Tausenden von preußischen Soldaten
das Leben kostete. Hoffentlich haben wir sie aber
jetzt so stark gebändigt, daß dies unruhige, stets
unzufriedene Volk wenigstens für eine Reihe
von Jahren, einen dauerhaften Frieden mit uns
halten wird und muß, wenn es nicht abermalige
Niederlagen erleiden will.

Je erfreulicher die Kunde von den kühnen
Thaten und glänzenden Siegen, welche das Blü=
chersche Corps auch jetzt schon im neuen Jahre
1814 wieder in Frankreich ausgeführt hatte, zu
uns drang, desto mehr beeilten wir unsere Märsche,
um ja so bald als möglich zu unseren so ruhm=

voll kämpfenden Kameraden zu gelangen. Wahrlich, das Herz konnte einem echten Preußen vor Lust im Leibe lachen, wenn er vernahm, was unsere braven Truppen unter ihrem Blücher-Gneisenau, — denn diese beiden Männer gehören in den Jahren 1813—15 nun einmal unzertrennlich zusammen, und dem alten grimmigen York schon wieder geleistet hatten. Wenn Paris wirklich erobert und Napoleon ganz gestürzt wurde, so ist dies lediglich und allein das Verdienst der Preußen, denn die österreichischen Diplomaten im Hauptquartier der großen Armee suchten zu hemmen und hindern, wo sie nur konnten und wollten möglichst gern unsern Siegeszug nach Frankreichs Hauptstadt hintertreiben.

Am sechszehnten Februar hatte ich die große Freude, in Châlons bei dem Yorkschen Corps einzutreffen, wo meine Ankunft schon sehnsüchtig erwartet war, denn bei der Artillerie begann die Munition bereits sehr zu mangeln. Am Tage vorher mußte ich noch auf einen Haufen von circa fünf bis sechshundert bewaffneter Bauern, die sich meinem Durchmarsche durch ihr Dorf gewaltsam widersetzen wollten, scharf einhauen und

ein Haus, aus dessen Fenstern auf meine Leute geschossen wurde, niederbrennen lassen.

So ungemein viele freudige Begrüßungen ich nun auch in Châlons mit alten Freunden und viel erprobten Kameraden zu feiern hatte, so tief betrübten mich doch die mannigfachen Lücken die ich überall fand. Waren sie doch nur zu lebendige Zeugnisse von den ungeheuren Verlusten, welche unsere preußischen Truppen schon wieder seit ihrem Einmarsch in Frankreich erlitten hatten.

Meine Munition und auch die einzelnen Geschütze wurden nun an die verschiedenen Batterien, welche ihrer am dringendsten bedurften, vertheilt und somit mein ganzes Commando aufgelöst. Ich persönlich ward vorläufig dem York'schen Corps zur Disposition zugetheilt und hatte mich somit auch bei dem General von York zu melden. Wie gewöhnlich traf ich diesen wieder in der allergrimmigsten Laune auf Alles schimpfend und murrend, wobei es an giftigen Spötteleien gegen Blücher und mehr noch gegen Gneisenau, den er nun einmal nicht leiden konnte, nicht fehlte. Gegen mich persönlich war der Alte, soweit dies überhaupt in seiner Natur lag, ziemlich artig, und lobte meinen Eifer, wo=

mit ich marschirt war, um die Munition dem Corps baldigst nachzubringen. Waren doch schon einzelne Batterien dabei, die nicht mehr als zehn bis zwölf Schüsse bei sich führten.

Am achtzehnten Februar brachen wir wieder von Châlons aus auf, und auf Befehl des Generals von York übernahm ich den Befehl über zwei leichte Batterien der preußischen Avantgarde, die bisher vereinzelt gewesen waren, nun aber mehr zusammengezogen werden sollten. Wir marschirten in einer sehr mitgenommenen Gegend, und da es oft an Holz fehlte und unsere Truppen bei der strengen Kälte nicht gut ohne Bivouakfeuer im Freien campiren konnten, so mußten oft nothgedrungen Ställe, ja selbst einzelne Bauernhäuser abgebrochen werden, um ihre Balken und Dächer zum Verbrennen zu benutzen. So kamen wir denn unter mannigfachen Beschwerden, bei denen ich aber den trefflichen Geist der Yorkschen Truppen wieder so recht bewundern lernte, am zwanzigsten Februar nach Arcis.

Wir erwarteten nun in den nächsten Tagen eine Hauptschlacht, doch kam es nicht zu einer solchen, aber am zweiundzwanzigsten Februar zu einem bedeutenden Gefechte mit den Franzosen,

die uns bei Mery mit großem Ungestüm angriffen. Hierbei war unser Feldmarschall von Blücher nach seiner gewohnten Art wieder an der Spitze der Truppen und erhielt eine, wenn auch nur glücklicher Weise ganz unbedeutende Wunde, am Fuß. Es lag nun einmal in der Natur des alten heldenmüthigen Mecklenburgers, daß der Klang des Kanonendonners ihn stets in die erste Reihe der Kämpfenden trieb und er, unbekümmert um alles Andere wo möglich da sein mußte, wo die Kugeln am stärksten pfiffen. Es war dies freilich oft ein grober Fehler — und doch verzieh unser ganzes Heer seinem Blücher so gerne denselben. Meine beiden Batterien gingen an diesem Tage ebenfalls vor und feuerten wohl ein halbes Dutzend Schüsse gegen die Feinde ab, die übrigens bald von ihren weiteren Angriffen abstanden. Für mich war es ein erfreulicher Zufall, daß ich ein prächtiges Beutepferd, einen großen stattlichen normännischen Schimmel, der eine französische Generalsschabracke trug, einem Kosaken für acht Napoleond'or abkaufen konnte, da ich nur schlecht beritten war und meine Pferde bei dem eiligen Wintermarsch von Frankfurt sehr an den Hufen gelitten hatten.

Es liegt mir sehr ferne, dem österreichischen Feldmarschall Fürst Schwarzenberg und den von ihm befehligten Truppen des Kaisers von Oesterreich, einen persönlichen Vorwurf über ihre Kriegsführung zu machen, denn wenn sich die Gelegenheit dazu bot, so fochten sie stets als brave Soldaten, aber die Art der Kriegsführung Schwarzenberg's war ungemein hemmend und hinderte uns sehr in dem raschen Vormarsch gegen Paris. Der Graf Metternich und Consorten hatten im Hauptquartier der großen Armee das Wort und zögerten und hemmten, wo sie nur konnten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, hätte der Fürst Schwarzenberg nur die Hälfte der Energie des alten Blücher's besessen und wäre gleich rücksichtslos vormarschirt, so würden wir Paris mindestens um vier Wochen früher erobert und Tausenden von braven Soldaten Leben oder Gesundheit erhalten haben.

In der Nacht vom dreiundzwanzigsten auf den vierundzwanzigsten Februar, überschritten wir auf drei Pontonbrücken die Aube. Ich selbst hatte den Uebergang der Artillerie mit zu beaufsichtigen und mußte bei dieser Gelegenheit fast die ganze Nacht bis an die Kniee im Wasser stehen, so daß ich mich arg erkältete.

Glücklicher Weise hatte mein braver Bursche zwei Flaschen guten Wein aufgetrieben, die im Feldkessel heiß gemacht und dann von mir fast in einem Zuge ausgetrunken wurden. Ich legte mich dann auf einige Stunden in einen Pferdestall, ließ mich mit Stroh und Dung bis zum Halse zudecken und gerieth nun in eine sehr heftige Transpiration, wodurch aller Erkältungsstoff aus dem Körper wieder herausgetrieben und ich somit gesund wurde. Freilich bleiben solche Gewaltcuren niemals ganz ohne üble Einwirkung für die Folge.

Am achtundzwanzigsten Februar hatten einige Batterien von uns ein heftiges Gefecht mit den Franzosen, an dem ich auch persönlich mit Theil nahm. Wir erwarteten Alle mit Zuversicht eine große Entscheidungsschlacht, allein es kam wider alles Erwarten abermals nicht dazu. Statt uns zu schlagen, was wir Alle so gerne gethan hätten, mußten wir nun wieder in fast grundlosen Wegen eine Reihe von Gewaltmärschen machen, die Menschen und Pferde auf das Aeußerste anstrengte. Wahrlich, es gehörten schon eiserne Knochen dazu, um alle die fast endlosen Anstrengungen zu ertragen, welche Blücher vorzugsweise seinen preußischen Truppen beständig

zumuthete. Er hielt es für unsere Ehrenaufgabe, und sprach dies auch rücksichtslos bei jeder Gelegenheit aus, daß wir weitaus das Meiste thun und allen anderen Alliirten zu Vorbildern dienen sollten. Und dabei mangelte es nur zu oft an Verpflegung, und alle unsere Truppen mußten sich durch gewaltsame Requisitionen zu helfen suchen und von der Hand in den Mund leben. Es war daher nicht zu verwundern, daß Unordnungen hie und da einrissen und Plünderungen vorkamen, obgleich besonders der General von York mit eiserner Strenge die Mannszucht aufrecht zu erhalten suchte und mit schneidenden Vorwürfen gegen alle Officiere wahrlich nicht sparsam war, wenn er merkte, daß die Disciplin sich zu lockern anfing. Und wie sahen unsere Truppen theilweise jetzt aus; es war wirklich fast unmöglich, die preußischen Uniformen noch zu erkennen, so sehr waren solche durch den Rauch der Wachtfeuer und den grundlosen Schmutz, in dem wir uns Tag und Nacht umhertrieben, mit einer Dreckkruste überzogen. Auch die erbeuteten Uniformsstücke mußten häufig mit zur Aushülfe dienen, und ich hatte eine Batterie unter meinem Befehl, in welcher sämmtliche Fahrkanoniere große französische Kürassiermäntel

von meist weißer Farbe und dazu hohe Holzstiefeln der französischen Postillone trugen. Auch die Pelzmützen der Bauerfrauen in einigen Gegenden Frankreichs, bildeten sehr willkommene Kopfbedeckungen für unsere Soldaten, die wirklich auch mitunter alte Weibermäntel benutzten, um sich nur gegen die Kälte und Nässe etwas zu schützen. Trotz dieses bunten und schmutzigen Aussehens war aber der innere Kern unseres Heeres ein trefflicher, und außer vielleicht in den ruhmvollen Zeiten unseres Friedrich des Großen, hat Preußens Armee wohl selten abgehärtetere und kriegsgeübtere Soldaten unter den Waffen gehabt, als die waren, welche die Mehrzahl des Yorkschen Corps bildeten. Wer schwach oder faul war, der war schon lange zurückgeblieben, was jetzt noch in den Gliedern stand, das hatte schon Festigkeit in den Knochen und Muth in der Brust.

So kamen wir in Soissons an, wo die Vereinigung mit dem aus Holland gekommenen Bülowschen Corps geschah. Das sah freilich ganz anders als das Yorksche Corps aus, und man merkte es deutlich, daß es in Holland einen bequemeren Feldzug gehabt hatte.

Am neunten März schien es endlich zu der

schon so lange von uns gewünschten Hauptschlacht und zwar bei Laon zu kommen. Ich persönlich hatte schon vorher einem sehr heftigen Gefechte bei Craonne mit beigewohnt, wo der russische General Woronzow mit unübertrefflichem Muthe sich mehrere Stunden gegen die weit überlegenen Franzosen schlug und ihren heftigen Ansturm unerschütterlich abwehrte. Zufällig besorgte ich hier die Aufstellung einer russischen Batterie, deren zwei Officiere erschossen waren, und erhielt dafür später den russischen Georgsorden. Es ging sehr heiß her, und ich selbst wäre auch auf ein Haar durch eine platzende Granate in Fetzen zerrissen worden, ward aber durch Gottes Gnade auf eine wirklich wunderbare Weise glücklich beschützt.

Es war am Morgen des neunten März bis fast gegen Mittag ein so starker Nebel, daß es fast unmöglich schien, nur hundert Schritte um sich zu sehen, so daß unsere Aufstellung erst spät begann. Mein Standpunkt war auf einer Höhe unweit des Dorfes Athis, welches von unseren ostpreußischen Füselieren besetzt wurde, während nicht weit von mir die brandenburgischen und schwarzen Husaren aufmarschirt standen. Bald begann auch das Gefecht, und die Fran-

zosen schossen Athis in Brand, worauf unsere Truppen es räumten. Weitere Angriffe der Feinde erfolgten aber nicht, und so beschränkte sich der ganze Kampf nur auf eine starke gegenseitige Kanonade, wobei aber, wie dies gewöhnlich der Fall war, auf beiden Seiten nicht viel herauskam. Die von mir befehligten Batterien kamen nicht zum Schuß, da mir die Entfernung zu groß schien, um unnützer Weise das für uns so kostbare und äußerst schwer zu ersetzende Pulver verknallen zu lassen.

Verging aber der kurze Märztag ohne sonderliche weitere Resultate, so brachte die lange Nacht dafür uns desto glänzendere. Mit seiner meisterhaften Klarheit hatte der General von York die Dispositionen zu einem nächtlichen Gefechte entworfen, und mit wirklich unübertrefflicher Tapferkeit und Ordnung wurden solche von unseren Truppen ausgeführt. Um acht Uhr Abends rückten unsere Angriffscolonnen, denen ich mich leider nicht anschließen durfte, da das Fahren der Geschütze zu großen Lärm gemacht haben würde, in aller Stille vor. Unsere Batterien blieben völlig kampffertig halten, um sogleich beim ersten Signal, wenn dies nothwendig sein sollte, in größter Eile vorjagen zu können. Der

Prinz Wilhelm von Preußen, dieser muthvolle Soldat, ein echter Sohn des edlen Hohenzollernstammes, eröffnete den Angriff und erstürmte sogleich die von den Franzosen sehr stark besetzten Ueberreste des Dorfes Athis. Die überraschten Feinde flohen schnell in ein hinter dem Dorfe befindliches Gehölz und begannen nun ein heftiges Feuern. Unter lautem Hurrahgerufe, Wirbeln der Trommeln, die den altpreußischen Sturmmarsch schlugen, Schmettern der Trompeten, dumpfen Klängen der Flügelhörner der Füseliere und dem freudigen Gerufe: „Heurich, hie Heurich!“ welches das eigenthümliche Losungszeichen der Yorkschen Truppen war, drangen unsere Soldaten nun unaufhaltsam vorwärts. Wir folgten mit unseren Geschützen so schnell als dies in dem schwierigen Terrain bei der Dunkelheit ging, ohne jedoch zum Schusse kommen zu können, denn die Franzosen flohen zu eilig, und unsere braven Infanteristen und Cavalleristen verfolgten zu hitzig. Was von den Feinden Widerstand zu leisten versuchte, ward ohne Weiteres von den Unseren geworfen, und ganze französische Regimenter wurden förmlich über den Haufen geritten. Das ganze Corps des Generals Marmont, welches uns gegenüber stand, ward von uns zer-

sprengt und verlor seine sämmtlichen Geschütze, einige vierzig an der Zahl, nebst vielen Munitionswagen und sonstigem Heeresgeräthe. Bei diesem nächtlichem Gefechte sah ich eine alte Erfahrung wieder bestätigt, daß die Franzosen sich in der Dunkelheit gewöhnlich weit schlechter und minder muthvoll als bei Tageslicht schlagen. Die persönliche Eitelkeit spielt bei den französischen Officieren und Soldaten eine bedeutende Rolle, und sie wünschen, daß ihre Thaten auch möglichst gesehen und bewundert werden. Da dies nun in der Dunkelheit weniger als beim Tageslicht geschieht, so fällt in allen nächtlichen Gefechten auch ein Antrieb zur persönlichen Tapferkeit mit fort, und der Ungestüm der sonst so häufig die französischen Angriffe auszeichnet, wird weit seltener bemerklich.

Leider ward dieser glänzende nächtliche Sieg lange nicht so von uns ausgebeutet, als dies eigentlich hätte geschehen sollen. Unser alte Blücher war mehrere Tage so erkrankt, daß er nur dem Namen, aber nicht der That nach das Obercommando führen konnte, und Gneisenau scheute wohl die Verantwortlichkeit für den Befehl eines kühnen rastlosen Vordringens, wie dies unser „Marschall Vorwärts“ bei völliger

Gesundheit und Kraft entschieden gethan haben würde.

So blieben wir denn leider bei Athis stehen, statt die geschlagenen Feinde rücksichtslos zu verfolgen, wie dies hätte geschehen können und müssen. Für mich persönlich war es freilich kein Ruhetag, denn ich hatte mit der Musterung der erbeuteten französischen Geschütze und Munitionswagen und Aussuchung der Stücke davon, die für unsere Artillerie brauchbar waren, so viel zu thun, daß ich zuletzt vor Müdigkeit kaum noch auf den Füßen mich halten konnte. Wie gerne hätte ich aber dies, ja noch viel mehr geleistet und ertragen wenn nicht gerade in dieser Zeit, das stets so böse Verhältniß zwischen York und dem Blücherschen Hauptquartier die höchste Spannung erreicht hätte. In seinem Grimme vergaß sich der General von York sogar so weit, daß er eigenmächtig das Commando seines Corps niederlegen wollte, und schon den Reisewagen bestiegen hatte, um fortzufahren. Ich kann es gar nicht schildern, welche Gefühle uns Alle ergriffen, als wir diese Nachricht erfuhren. Die Abreise York's von seinem Corps wäre ein überaus harter Schlag für die gesammte preußische Armee gewesen, denn unter allen unseren

Generälen, so überaus tüchtige Männer sich auch sonst darunter befanden, war doch Keiner, der den alten „Isegrim" gerade in seiner jetzigen Stellung zu ersetzen, vermocht hätte. Und dabei hätte der General York auch durch eine eigenmächtige Niederlegung des Commandos, und seine heimliche Abreise ein so übles Beispiel der Insubordination gegeben, daß unser König und Herr solches ganz unmöglich ungeahndet lassen durfte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß ein Kriegsgericht den General wegen heimlicher und eigenmächtiger Verlassung des Dienstes, zur Strafe der Cassation verurtheilt haben würde, und welchen traurigen Eindruck hätte dies nicht bei allen Truppen machen müssen! Es war ein großes Glück, daß die Gutmüthigkeit und Jovialität Blücher's, welcher auf dem Krankenlager einen eigenhändigen Brief an York schrieb, diesen von der wirklichen Ausführung eines so unüberlegten, ja selbst frevelhaften Schrittes noch rechtzeitig zurückhielt und somit jeder Scandal vermieden werden konnte.

Ich persönlich kam nun auf einige Tage auf ein altes Schloß unweit Corbeny in's Quartier, und das war das erste Mal während meines Aufenthaltes in Frankreich, daß ich eine erträg-

liche Verpflegung und ein trockenes Unterkommen unter Dach und Fach erhielt. Mein Wirth war ein alter Edelmann von streng legitimer Gesinnung, der dringend die Absetzung Napoleon's und die Rückkehr der Bourbons wünschte. Ich sagte ihm, daß uns Preußen eigentlich letzteres vollkommen gleichgültig sei und wir nur die Absicht hätten, Napoleon unschädlich zu machen, Frankreich für seinen langjährigen Uebermuth zu strafen und es so zu demüthigen daß wir für das erste keinen neuen Krieg zu erwarten brauchten; um die inneren Zustände würden wir uns schwerlich viel kümmern, und wer das undankbare Geschäft übernehmen wolle, ein so unzuverlässiges und in sich selbst zerfallenes Volk wie die Franzosen zu regieren, das sei nicht unsere Sache. Was ich übrigens in den Jahren 1792—1795 von den bourbonischen Prinzen gesehen hätte, habe mir nicht im Mindesten gefallen, und wenn ich ihn auch sonst als Mensch nicht hochschätzen könne, flößten mir doch die militärischen Eigenschaften des Kaisers Napoleon einen ungleich größeren Respect ein, als ich vor diesem dicken Louis XVIII. und nun gar seinem liederlichen Bruder, dem Grafen Artois, jemals empfunden hätte. Auf diese freimüthige soldatische Aeuße-

rung machte der Herr Marquis freilich ein etwas verdutztes Gesicht und war seitdem ungleich weniger zuvorkommend gegen mich als früher der Fall gewesen. Mochte er dies halten wie er wollte, unmöglich konnte ich doch den Heuchler gegen ihn spielen und ihn noch mehr in dem komischen Wahne bestärken, den so manche vornehme Franzosen zu hegen schienen, daß wir Preußen bloß deshalb den Krieg führten und viele Tausende unserer besten Soldaten opferten, um einen Louis XVIII. in die Tuilerien zurückzuführen.

Ein heftiges Gefecht bei dem ich auch persönlich stark im Feuer war, hatten wir am achtzehnten März bei Bery, als wir über die Aisne gingen. Die Franzosen beschossen uns stark mit Granaten, in deren Werfen ihre Artillerie überhaupt eine große vielgeübte Fertigkeit besaß, und es war oft schwer, den Schüssen auszuweichen. Leider wurde mir auch mein zweites Reitpferd hier erschossen, was mir den, in dieser Zeit unersetzlichen Verlust meines großen Mantelsackes zufügte. Außer meiner Uniform, die ich auf dem Leibe trug und einem sehr kleinen Vorrath von Wäsche in den Satteltaschen, be-

saß ich nun weiter keine Habseligkeiten hier mehr.

In unaufhaltsamer Eile ging es nun endlich vorwärts gegen Paris, und dies schöne Gefühl ließ uns alle Strapazen, Beschwerden und Gefahren wie ein Kinderspiel erscheinen. Selbst unsere Trainknechte wurden zu neuen Anstrengungen angefeuert, als es hieß, es gehe gegen Paris, und leisteten das Möglichste in der Pflege und der Behandlung der auf das Aeußerste angestrengten Pferde. Glücklicher Weise bestand die Bespannung der Batterien die ich unter meinem Befehle hatte, aus ostpreußischen Rossen, und die halten schon aus und verrichten das Beste, was man nur von einem Pferde im Kriege verlangen konnte. Beim Uebergang über die Marne kam es abermals zu einem heftigen Gefechte, bei welchem auch meine beiden Batterien äußerst thätig waren. Die Franzosen fochten nicht allein sehr muthig, sondern auch sehr geschickt und zeigten, daß sie würdige Schüler des größten Meisters in der neueren Kriegskunst, Napoleon, waren. Ehre dem Ehre gebührt, und so sehr ich auch sonst mit Recht alles Französische hasse, so muß ich doch der Geschicklichkeit der französischen Officiere und der Tapferkeit ihrer Soldaten, be-

sonders in diesem Feldzug von 1814 in Frankreich, das größte Lob zuerkennen. Unterlegen ist zwar der Kaiser Napoleon und sein Heer jetzt vollständig, aber beide sind mit den höchsten Ehren unterlegen und bewiesen, was gute Truppen unter tüchtigen Führern zu leisten vermochten.

Am neunundzwanzigsten März sollten wir bei Meaux eine große Parade vor unserem Könige haben. So gut wie möglich hatten wir uns Alle zu diesem Ehrentage herausgeputzt, denn das Yorksche Corps fand während des ganzen Feldzuges in Frankreich, niemals Gelegenheit den König zu sehen, und so freuten wir uns Alle nicht wenig hierauf. Leider hieß es aber, wir sähen zu schmutzig und stark mitgenommen aus, und unsere Anzüge wären zu zerlumpt, die Pferde zu abgetrieben und alles Riemzeug zu geflickt, als daß der König uns mustern könne. Hätte Friedrich Wilhelm III. dieser gütige und gerechte Monarch nur gewußt, wie tief er durch diese unverdiente Zurücksetzung uns Alle betrübte, ja selbst kränkte, er hätte es wahrlich nicht gethan; davon bin ich fest überzeugt. Es war nicht unsere Schuld, daß wir uns in solchem Zustande befanden, sondern nur die unerhörten Anstrengungen und fast steten Gefechte, welche das Corps

in den letzten Monaten wieder gehabt hatte, bewirkten dies. Nach meinem einfachen Gefühle hätte hierin mehr ein Grund zum Lobe und zur Auszeichnung, als irgend wie zu einer kränkenden Zurücksetzung, die im ganzen Corps einen höchst üblen Eindruck zurückließ, gelegen. Die feinen Hofherren und geputzten Adjutanten, die freilich nicht viel leisteten, sich sorgsamst vor allen Beschwerden hüteten, und daher schon genügende Zeit und Sorgfalt für ihr möglichst geschniegeltes und gebiegeltes Aussehen verwenden konnten, von denen auch im Königlichen Hauptquartier ein Ueberfluß war, hatten wahrscheinlich unseren Monarchen zu dieser Zurücksetzung des Yorkschen Corps verleitet. Im Frieden ist es etwas ganz Anderes, da gehört strengste Ordnung, ja selbst eine gewisse Zierlichkeit im Anzug, unbedingt mit zu den Pflichten jedes tüchtigen Soldaten, und ein Vorgesetzter muß hierauf strenge bei allen seinen Untergebenen halten, im Felde jedoch ist dies nur eine Nebensache und ein möglichst rücksichtsloses Draufgehen auf den Feind, die Hauptsache.

Der Befehl zum Vordringen gegen Paris ließ uns diese Kränkung, daß uns unser geliebter König bei dieser Parade gar nicht an=

sehen wollte, bald wieder vergessen. Waren wir „Yorkschen," wie es hieß, auch jetzt keine glänzenden Paradesoldaten, so waren wir dafür doch desto tüchtigere Feldsoldaten; das hatten wir, Feind wie Freund schon wiederholt durch unsere Thaten bewiesen und wollten es immer wieder von Neuem zeigen.

Am neunundzwanzigsten März kamen wir so weit, daß wir die Thürme von Paris im Abendsonnenschein aus der Ferne erglänzen sehen konnten. Ich ritt neben meinen Batterien auf der Spitze eines Hügels, als ein Officier unseres Generalstabs, der Paris von früherem wiederholten Aufenthalte genau kannte, mit den Fingern auf eine hohe Kuppel, die in heller Beleuchtung der untergehenden Sonne erglänzte, zeigend die Worte ausrief: „Hurrah, das ist der Thurm der Kirche von Notre-Dame in Paris!" Und wie von einem höheren Gefühl getrieben, brachen alle Artilleristen der beiden Batterien in ein lautes jubelndes „Hurrah — da liegt Paris!" aus. Dieser Augenblick wog das Leid vieler langer, bitterer Jahre wieder auf.

Am andern Morgen begann der Kampf. Wir marschirten um neun Uhr von unseren Bivouaksplätzen ab und kamen bald auf die Höhen von

Pantin. Der heftige Kanonendonner von allen Seiten ließ uns keinen Zweifel, daß die mörderische Schlacht um den Besitz von Frankreichs Hauptstadt bereits begonnen hatte; ein treibendes Signal für uns, alle Kräfte anzustrengen, um nun auch möglichst bald in das Gefecht selbst eingreifen zu können.

Unsere Leibfüseliere und das zweite ostpreußische Regiment waren schon im heftigsten Kampfe begriffen, als wir über die Brücke des Ourcanals bei Pantin vorfuhren. Eine französische, sehr vorzüglich bediente Zwölfpfünderbatterie richtete hier großen Schaden unter unseren Truppen an, worauf ich mit meinen Geschützen, so gut es der beschränkte Raum gestattete, ein heftiges Feuer gegen Pantin begann.

Bald kam nun unsere preußische Garde, die in diesem ganzen Kriege absichtlich geschont und als Reserve zurückbehalten war, in das Gefecht. Die brave Garde wollte zeigen, daß es nicht ihre Schuld gewesen, wenn sie bisher ungleich weniger geleistet hatte, als die meisten Feldtruppen dies gethan, und griff nun mit dem feurigsten Ungestüm an. Aber die Franzosen vertheidigten ihre festen Stellungen um Paris ebenfalls mit der größten Hartnäckigkeit und großer Geschick-

lichkeit, und so kam es denn auf allen Seiten zum heftigsten Kampfe, und es blitzte und krachte gehörig. So leicht ließ sich Frankreichs glänzende Hauptstadt nicht einnehmen, und war Napoleon auch selbst nicht gegenwärtig, so zeigten seine Heerführer doch, daß sie ihr Handwerk unter einem tüchtigen Meister wohl gelernt hatten.

Die französischen Batterien, mit denen ich mich herumschoß, wurden von Schülern der polytechnischen Schule bedient, und die jungen Leute bewiesen sich als brave Artilleristen und setzten uns gehörig zu. So ging leider noch mancher braver, preußischer Soldat bei dieser Einnahme von Paris verloren, und tüchtige Männer die bisher allen Gefahren getrotzt hatten, mußten hier dem Tode zur Beute fallen.

Ein heftiger Angriff polnischer Lanciers und Chasseurs der Napoleonschen Garde, brachte unsere Batterie plötzlich in die größte Gefahr, und wir wären verloren gewesen, wenn nicht unsere brandenburgischen und dann die schwarzen Husaren sich mit kräftigem Ungestüm auf die Feinde losgestürzt und diese nach hartnäckigem Kampfe zurückgetrieben hätten. Da jetzt in dem Dorfe La Villette aus den Häusern auf unsere vordringenden Reiter geschossen wurde, so warfen

wir Granaten in dies Dorf, so daß mehrere Gebäude in Flammen aufgingen. Immer heftiger ward jetzt auf allen Seiten der Kampf, immer lauter dröhnte der Geschützesdonner. Mit eiserner Ruhe und so fest geordnet als marschirte sie auf ihrem Friedensparadeplatz, stürmte nunmehr die prächtige russische Garde auf den Feind und drängte dessen Linien zurück. Und nun zog unser General von York seinen Säbel, was er sonst selten that, ließ „Marsch=marsch!“ commandiren, die Trommeln wirbelten, die Hörner bliesen den Sturmmarsch, und mit lautem Hurrah — „Mit Gott für König und Vaterland!“ setzte sich die gesammte preußische Linie unaufhaltsam in Vormarsch. Das war ein gar herrlicher Anblick, den ich niemals wieder vergessen werde und sollte ich Methusalem's Alter erreichen. So schnell als möglich ließ ich nun auch meine Geschütze aufprotzen und bemühte mich, unseren Truppen zu folgen, obgleich dies wegen der vielen Terrainhindernisse die ein rasches Fahren verhinderten, nicht in der Schnelligkeit die wir Alle so dringend wünschten, geschehen konnte. Schon waren wir oben auf den Höhenzügen, von denen aus ganz Paris beherrscht wird, angelangt und wollten eben unsere Geschütze auffahren, um die

Vorstädte zu beschießen, als plötzlich Adjutanten und Ordonanzofficiere mit weißen Tüchern umherjagten und die Einstellung aller Feindseligkeiten befahlen. Es war ein Waffenstillstand geschlossen, dem bald darauf auch die vollständige Capitulation von Paris folgte. Zu unseren Füßen schimmerte im Abendsonnenschein das Häusermeer der besiegten Hauptstadt Frankreichs, und die Sonne vergoldete hell die Spitzen der zahllosen Kuppeln und Thürme der mächtigen Stadt. Ein prachtvoller Anblick und um so herrlicher für uns, da wir uns selbst das Zeugniß geben durften, daß wir dies Alles mit unserem Blute gar schwer verdient hatten. So war der Krieg denn jetzt auf das Ruhmvollste für uns beendet, und der preußische Adler hatte seinen Siegesflug von Memel über Leipzig bis nach Paris ausgedehnt.

Wir bivouakirten die Nacht bei unseren Geschützen auf dem Montmartre. Es war ein schönes Bivouak, wie ich solches in allen meinen vielen Feldzügen nur selten so herrlich verlebt habe. Aus einem Wirthshause in der Nähe wurde Wein in Menge herbeigeschafft, und an Brod und Fleisch hatten wir an diesem Abend auch keinen Mangel, so daß wir ganz prächtig schmau-

sten. Und nun dazu das unbeschreiblich frohe Gefühl des erfochtenen Sieges und des Anblickes der einst so übermüthigen, nun so tief gedemüthigten feindlichen Hauptstadt zu unseren Füßen. Man muß ein Preuße und ein preußischer Officier gewesen und sein Vaterland und dessen ruhmvolle Fahne so recht aus vollem Herzen geliebt, und dann die lange Reihe der tiefsten Demüthigungen, des bitteren Hohnes und der Schmach, die wir seit 1805 erdulden mußten, mit durchgemacht haben, um jetzt ganz die Gefühle begreifen und würdigen zu können, die bei dem Anblicke des besiegten Paris unsere Brust durchtobten. Wurden doch manche Wünsche sogar hörbar die da meinten, das Beste sei es, wenn wir jetzt von den Höhen aus unsere Geschütze auf diese Stadt, aus deren Schooß seit dieser scheußlichen Revolution von 1789 so viel Unheil über Europa sich ergossen hatte, richteten und sie bis auf das letzte Haus in Grund schössen. Selbst York, der Paris und die Franzosen überhaupt auf das Grimmigste haßte, soll diesen Wunsch gegen seinen vertrauten Adjutanten, den Major von Schack, ausgesprochen haben.

Was uns übrigens die gerechte Freude über

diesen heutigen Sieg wieder sehr verbitterte, war der Verlust so vieler braven Kameraden, welche er gekostet hatte. Besonders unsere Garde hatte viel gelitten, und mehrere Bataillone waren fast auf die Hälfte geschmolzen. Auch unsere Batterien hatten an Todten und Verwundeten einige dreißig Mann verloren. Unter Ersteren war leider auch ein überaus braver, junger freiwilliger Unterofficier, so recht das Muster eines tüchtigen Soldaten, der einzige Sohn einer armen Pastorswittwe in der Nähe von Stettin, mit der ich von Jugend auf näher bekannt gewesen war. Es gehörte mit zu den schmerzlichsten Arbeiten die ich in meinem ganzen Leben gehabt habe, der armen Mutter den Verlust ihres Sohnes, der Stütze ihres Alters, in einem Briefe anzuzeigen.

Am andern Morgen geschah der Triumpheinzug der Monarchen an der Spitze ihrer Garden in die eroberte Stadt. Mit der verächtlichen Wankelmüthigkeit und dem frivolen Leichtsinne der die Franzosen und nun gar die Pariser so sehr kennzeichnet, hatte die Mehrzahl der Bewohner dieser Stadt, den Kaiser Napoleon seine Größe und den Ruhm den er Frankreich gebracht, plötzlich ganz vergessen, empfingen unsere Truppen auf das Freudigste und schmeichelten

den Monarchen auf das Schamloseste. Es war wirklich ein erbärmliches Schauspiel, diese schmeichelnden und lügenden Pariser jetzt zu sehen, und die Berliner, welche 1806 den Kaiser Napoleon so unterthänig empfingen, brauchten nun nicht mehr zu erröthen, denn sie hatten an diesen Parisern ihre würdigen Collegen gefunden. Bleibt sich der vornehme und niedere Pöbel unserer europäischen Großstädte in seiner Charakterlosigkeit und Frivolität doch überall ziemlich gleich!

Das Yorksche Corps durfte nicht an diesem Siegeseinmarsch in Paris mit theilnehmen, weil wir zu schmutzig und pulvergeschwärzt aussahen, um all' diesem eleganten Gesindel, das die Monarchen mit wehenden Taschentüchern und dem Werfen von Blumensträußen so enthusiastisch empfing, vorgeführt zu werden. Wir hatten zu viel arbeiten müssen und paßten daher nicht für die Parade. Ich kann nicht leugnen, daß mich dies so erzürnte daß ich jetzt auch auf den Besuch von Paris ganz verzichtete, obgleich uns einzelnen Officieren der Eintritt in die Stadt gestattet war.

Sehr viel überflüssige Zeit blieb uns übrigens nicht, denn schon am zweiten April marschirten

wir durch einen Theil der Stadt und zwar über die Brücke von Jena, neben welcher unser König hielt, um uns zu mustern, nach Longjumeau ab, um uns dort in Schlachtordnung aufzustellen. Wir erwarteten noch eine blutige Schlacht daselbst, da es hieß daß der Kaiser Napoleon mit einem Heere von sechzigtausend Mann anstürme, um sich seine treulose Hauptstadt wieder zu erobern. Er soll seinen Soldaten die Plünderung versprochen haben. Auf diesem Marsche nach Longjumeau ließ ich einem vornehmen, französischen Diplomaten seine sechs prächtigen Wagenpferde gewaltsam aus seinem Stalle nehmen, um solche vor einen Pulverkarren, dessen Bespannung so abgetrieben war, daß sie nicht mehr mit fort konnte, zu spannen. Dieser Graf oder Marquis mochte wohl vornehme Bekanntschaften in unserem Hauptquartier haben, denn er brachte die Sache zur Anzeige und Untersuchung. Obgleich der General von York meine That gebilligt und mir selbst ein Zeugniß der Nothwendigkeit wegen dieser Requisition hatte ausstellen lassen, erhielt ich doch im Februar 1815 einen vierzehntägigen Zimmerarrest als Bestrafung dafür. Es ist dies die einzige Strafe, welche ich jemals als

Officier in der preußischen Armee empfangen habe, und sie kränkte mich deshalb doppelt tief.

Es kam jetzt gegen alles Erwarten nicht mehr zur Schlacht, denn die meisten französischen Marschälle und höheren Generäle verließen alsbald im Unglück ihren Kaiser auf die charakterloseste Weise. Diese Herren vergaßen ihre militärische Ehre und ihren Kriegsruhm recht leicht, sorgten nur um ihre oft auf die unwürdigste Weise erworbenen Reichthümer und liefen sogleich zu den Bourbons über, sobald diese zur Herrschaft gelangten. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß unsere preußischen Heerführer nicht auf eine so niedrige, alle männliche Würde verleugnende Weise gehandelt haben würden, wie dies die Mehrzahl der bekannten französischen Generäle in den Jahren 1814—15 gethan hat. Es zeigte dies so recht auf's Neue, daß man ein sehr muthiger und geschickter General auf dem Schlachtfelde, und doch dabei zugleich ein moralisch feiger und verächtlicher Mensch sein kann.

Da der Kaiser Napoleon keine Corpsführer finden konnte, welche ihn in eine letzte Verzweiflungsschlacht begleiten wollten, so unterblieb diese, und der Feldzug von 1814 fand somit sein Ende. Er gereichte allen preußischen Truppen

und vor Allem dem Yorkschen Corps, das entschieden am Meisten hierbei geleistet hatte, gewiß zum größten Ruhm für alle Zeiten.

Wir marschirten nun in die Normandie, um uns einigermaßen von den großen Strapazen der letzen Woche zu erholen, und ich kam in die hübsche Stadt Arras in' Quartier zu liegen.

Am sechsten Juli nahm der inzwischen zum Grafen York von Wartenburg, welche Auszeichnung er gewiß verdient hatte, erhobene General von York von allen Stabsofficieren seines Corps in Arlon einen feierlichen Abschied. Es war ein ergreifender Augenblick, und wenn wir Alle zwar auch nicht das Gefühl das man Liebe nennt, zu York gehabt hatten — denn solches verlangte er ja auch gar nicht von uns, — so fühlten wir doch insgesammt, was wir gerade ihm verdankten, und wie schwer sein Verlust für sein ganzes Corps wiege. Ich habe den Alten niemals wieder seitdem gesehen, werde ihm aber zeitlebens die ehrenvollste Erinnerung bewahren und zu den größten Männern zählen, mit denen ich jemals zusammengekommen bin.

Preußen verdankt gerade dem General von

York ganz unendlich viel, und mit ehernen Zügen wird sein Name für immer in der ruhmvollen Geschichte des preußischen Heeres verzeichnet stehen.

Fünftes Capitel.

Zurückmarsch nach Preußen. Jubelnder Empfang in den alten Provinzen. Urlaub in Pommern und Wiedersehen meiner Familie. Befehl mich nach Münster zu begeben, um bei der Organisation der Artillerie daselbst thätig zu sein. Vielfache Schwierigkeiten bei der Organisation der Truppen in den neu erworbenen Landestheilen. Die Nachricht über die Landung Napoleons in Frankreich. Unablässige Rüstungen. Die Ankunft des Generals Gneisenau am Rhein. Meine Sendung nach Holland. Der Feldmarschall von Blücher und seine Thatkraft. Beginn der Feindseligkeiten. Die Schlacht bei Ligny. Erbitterter Kampf. Das Corps des Generals von Bülow. Marsch des preußischen Heeres bei Waver. Die Schlacht bei Belle-Alliance. Die Thätigkeit der preußischen Truppen. Meine Verwundung vor Maubeuge. Schluß.

Mitte Juli erhielt ich den Befehl, einen großen Transport von halbinvalider, ausgedienter oder sonst beurlaubter oder entlassener Mannschaft des Yorkschen Corps, von Arlon nach Berlin zu führen. Es war mir dies ein in jeder Hinsicht er-

wünschtes Commando, denn einerseits kam ich dadurch desto schneller aus Frankreich, wo ich mich höchst unbehaglich fühlte, heraus, andererseits gewann ich die Hoffnung, mein Weib und meine Kinder, dieser theuerste Schatz den ich auf Erden besaß, desto früher an mein Herz drücken zu können. So lange wir im eigentlichen Frankreich marschirten, sahen wir nur finstere Gesichter und fanden überall eine höchst unfreundliche Aufnahme, so daß wir oft fast Gewalt anwenden mußten, um nur Alles worauf wir gesetzmäßig Anspruch machen durften, zu erhalten. Die Franzosen hatten sich so lange Jahre in der Rolle, überall als Sieger schalten und walten zu können, gefallen, daß sie sich jetzt dazu, der Besiegte zu sein, gar nicht recht bequemen mochten. Außerdem sind Geiz und Habsucht vielfach in allen Ständen des französischen Volkes ungleich vorherrschender, als dies bei uns der Fall ist, die Aufnahme aller Soldaten in den Quartieren ist lange nicht so herzlich als in Preußen, und so war es daher den französischen Truppen nicht zu verargen, daß sie sich aus ihrem eigenen ungastlichen Lande hinwegsehnten und weit lieber in dem wohlhabenden, gastfreien Deutschland, als in ihrer eigenen Heimath in Garnison sein

mochten. Nun hoffentlich haben wir ihnen für das Erste diese Lust uns in Preußen zu belästigen, gründlich ausgetrieben.

Ueber die Rückkehr der Bourbons schien sich in Frankreich außer der Geistlichkeit und einem Theile des Adels, Niemand nur im Mindesten zu freuen. Die Bauern und Bürger wußten kaum, wer die Bourbons waren, und machten über ihren neuen König Louis XVIII. schon alsbald die schnödesten Witze. Daß desselben Herrschaft keinen langen Bestand haben könnte, wollte uns Preußen schon jetzt erscheinen, so wenig wir uns sonst auch um die inneren Zustände Frankreichs bekümmerten. Mir wollte es dünken, als bedurften die Franzosen vor Allem eines sehr energischen, kraftvollen Regenten, der sie mit fester Hand zügelt und ihre bösen Leidenschaften mit Gewalt niederhält. Seit durch die große Revolution von 1789 Gesetz und Recht in Frankreich vernichtet und jede staatliche Autorität untergraben ist, wird nur die Gewalt dort herrschen können, unter welchen verschiedenen Formen solche auch vielleicht auftreten mag. Nun immerhin, was kümmert uns Preußen Frankreich und seine inneren Zustände! Wenn die Franzosen nur uns in Ruhe und Frieden lassen,

und nach den harten wohlverdienten Lehren von 1814 und 1815 wird dies hoffentlich für eine geraume Zeit wenigstens geschehen, so mögen sie in ihrem eigenen Lande immer treiben was sie wollen.

Es war ein sehr frohes Gefühl, mit dem wir Frankreich jetzt wieder verließen und den deutschen Boden betraten. Und doch war in den Ländern des linken Rheinufers noch eine gewisse drückende Ungewißheit über die künftige Gestaltung aller Verhältnisse zu finden, und die Bevölkerung wußte nicht, woran sie war, und noch weniger was sie eigentlich wünschen sollte, so daß dadurch der Aufenthalt in unseren Quartieren nicht angenehm wurde. Die katholische Geistlichkeit und auch wohl der größte Theil des hohen Adels wünschte, daß die früheren katholischen, geistlichen Kurfürstenthümer, wie solche vor der französischen Occupation bestanden hatten, wieder hergestellt werden sollten. Andere erklärten die Herstellung solcher kleinen Staaten für ein Unheil und hofften, daß die ganzen katholischen Rheinlande an Oesterreich fallen würden, während hingegen wieder eine dritte mächtige Partei die Verbindung mit Preußen, als dem weitaus größten reindeutschen Staate wünschte.

Besonders in Coblenz, wo mein Transport fünf Tage sich aufhalten mußte, fand ich letztere Gesinnung sehr vorherrschend.

Im ehemaligen Kurfürstenthum Hessen fand ich die Behörden eifrig beschäftigt, die früheren Zustände wieder herzustellen. Einer der ersten Regierungshandlungen des aus seiner Verbannung durch die preußischen Waffen wieder zurückberufenen alten Kurfürsten war gewesen, die Zöpfe und veralteten Uniformen wieder bei seinen neu errichteten Truppen einzuführen, worüber wir herzlich lachten. Viele Einwohner im Hessischen sprachen es übrigens ganz unumwunden aus, daß es am besten für ihr Land, ja überhaupt für das ganze protestantische Norddeutschland sein möchte, wenn es vollständig mit Preußen vereinigt würde, welche Ansicht ich auch vollkommen theilte.

Hatte ich, wie auch die gesammte Mannschaft meines Commandos, uns schon wahrhaft gefreut, als wir zuerst wieder in rein deutsche Gegenden kamen, so war unsere Freude bei dem Anblicke des ersten schwarz-weißen Grenzpfahles mit dem preußischen Wappen doch noch eine ungleich größere. Von nun an fühlten wir uns erst so recht daheim und befanden uns in unserem

Vaterlande. Und wie ganz anders war auch sogleich der Geist der Bevölkerung in den altpreußischen Landestheilen. Hier gab es keine verschiedenen Parteien, kein ungewisses Hoffen, Wünschen und Fürchten. Eine einmüthige Gesinnung beherrschte bis auf vereinzelte Bruchstücke die gesammte Bevölkerung, das war die der treuen Anhänglichkeit für unsern geliebten König und unser theures Vaterland, der innige Dank an Gott den Herrn der Heerschaaren und Lenker aller Schlachten, daß seine Gnade unseren Waffen den Sieg verliehen und unsere Opfer an Gut und Blut so reichlich belohnt hatte, und die frohe, feste Zuversicht, daß von nun an wieder unser altes, schönes Preußenland in seinem früheren Glanze und Ruhme blühen und erstarken werde. Es war wirklich herzerhebend, diese allgemeine patriotische Gesinnung bei Vornehm und Gering, Arm wie Reich jetzt zu finden, und mit Freuden betrachtete ich oft meine gelähmte Hand, da es mich stolz machte, für solch' ein Land und Volk ein Glied meines Körpers geopfert zu haben. Welch freudigen und ehrenden Empfang fanden wir auch in allen Ortschaften, die wir auf unseren Märschen berührten. Selbst in den kleinsten Dörfern waren Ehren=

pforten aus grünen Zweigen errichtet, die schwarz-weißen Fahnen wehten aus den Fenstern, wir wurden mit Musikchören, so gut oder schlecht nun solche aufzutreiben waren, eingeholt und in den Quartieren gewiß mit dem Besten was Küche und Keller nur aufzuweisen vermochten, bewirthet, so groß die Rückwirkungen der Drangsale der letzten Kriegs- und Nothjahre, sich auch noch immer zeigten. Nur der Anblick der vielen schwarz gekleideten Weiber und Waisen, oder auch der verstümmelten Invaliden, die wir überall trafen, konnte die allgemeine Freude trüben, denn diese zeigten uns, welche ungeheure Opfer aller Art, das preußische Volk in den Jahren 1813—14 bringen mußte, um seine Unabhängigkeit wieder zu erringen und das schwere Joch der Fremdherrschaft von sich abzuwälzen.

So glich unser ganzer Marsch bis Berlin und unser Einmarsch in Preußens Königshauptstadt, fast einem einzigen freudigen Triumphzuge, und wird mir stets unvergeßlich bleiben.

In Berlin ward mein Commando aufgelöst, und die ostpreußischen, pommerschen und brandenburgischen Soldaten begaben sich einzeln oder in kleineren Haufen in ihre Heimath zurück. Gar manchem braven Soldaten, den ich während der

beiden Feldzüge so recht achten und schätzen gelernt hatte, drückte ich jetzt wohl zum letzten Mal in diesem Erdenleben die kräftige Hand.

Nachdem meine dienstlichen Geschäfte in Berlin, die mich über acht Tage dort aufgehalten hatten, beendet waren, eilte ich nach Stargard zu meiner dort lebenden Familie. Ich gönnte mir sogar den sonst unerhörten Luxus der Extrapost auf einigen Strecken, um nur ja so schnell als möglich zu meiner Familie zu kommen. Der Augenblick als ich Weib und Kinder wieder an meine Brust drücken konnte, war köstlich und wog gar viele schwere Stunden reichlich auf. Wie dankte ich meinem Gott aus voller Brust, daß er ein solch unnennbares Glück mich genießen ließ. Nur meine so sehr verstümmelte linke Hand preßte meinem lieben Weibe einige Thränen aus, sonst war auch sie hoch beglückt mich so gesund und kräftig wieder sehen zu können.

Bis Mitte September weilte ich nun auf Urlaub theils in Stargard, theils bei meinem Schwager, dem Landprediger, und meinen anderen Verwandten in Pommern, und erfreute mich mit ganzem Herzen des frohen Familienumganges. Mein liebes Pommern lernte ich jetzt nach den Thaten, die seine Söhne in den letzten beiden

Feldzügen wieder verrichtet hatten, wo möglich noch mehr als früher schätzen, und war stolz, ein echter Pommer zu sein.

Ende September erhielt ich den Befehl, nach Münster zu gehen, um bei der neuen Organisation der dortigen Artillerie thätig zu sein. Meinem Wunsche nach wäre ich zwar ungleich lieber in Pommern geblieben und hätte dort ein Commando erhalten, allein der Soldat hat nun einmal in solchen Dingen keine Wahl und muß freudig dahin gehen, wohin sein Kriegsherr ihn beordert.

Wie alle anderen Gebietstheile, welche Preußen vor 1806 gehabt hatte, war auch das Münstersche Gebiet von unseren Truppen im Namen Sr. Majestät unseres Königs, wieder im Besitz genommen worden. Das hannoversche Land fiel wieder an den König von England zurück, und leider traten wir auch das alte schöne Ostfriesland, das stets so treu an Preußen gehangen hatte, an Hannover ab, was mich ungemein schmerzte. Ueberhaupt waren leider die Nachrichten, welche von dem Wiener Congresse zu uns drangen, der Art, daß ein wahrer preußischer Patriot sich nur darüber betrüben, aber wahrlich nicht erfreuen konnte. Die klein-

liche Eiferſüchtelei Oeſterreichs, welche nun ein=
mal ein ſtarkes, kräftiges Preußen haßte, zeigte
ſich ſchon jetzt wieder auf die gehäſſigſte Weiſe,
und ein Fürſt Metternich und Conſorten be=
mühten ſich durch die erbärmlichſten Intriguen,
jede Vergrößerung unſeres Staates, auf welche
wir durch unſere Thaten doch den gerechteſten
Anſpruch machen durften, möglichſt zu hinter=
treiben. Selbſt die Franzoſen begannen ſchon
wieder eine bedeutende politiſche Rolle ſpielen zu
wollen, und ſogar ein Talleyrand hatte die Frech=
heit, das große Wort zu führen. Und nun gar
dieſe kleinen deutſchen Rheinbundsfürſten, dieſe
geſchmeidigen Diener und knechtiſchen Helfers=
helfer Napoleon's, welche ihm ſo lange ſein
Glücksſtern glänzte, den allerunterthänigſten Ge=
horſam zollten, von den Augenblick an aber als
ihm das Glück dem Rücken kehrte, ſogleich eiligſt
verließen und zu uns überliefen, erhoben jetzt
ſchon das Geſchrei, daß ihr Gebiet ebenfalls ver=
größert werden müſſe. So wurde ein Herzog=
thum Naſſau aus allen möglichen Gebietstheilen
zuſammengebacken, obgleich der Herzog von Naſ=
ſau gewagt hatte, ſich noch im December 1813
gegen unſern General von York frech zu be=
nehmen, und auch der König von Würtemberg

durfte ungeschmälert alle die Länder, welche der Kaiser Napoleon ihm geschenkt hatte, behalten; kurz es war ein Gemisch von Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit auf diesem Wiener Congresse, daß einem schon ekeln konnte, wenn man nur davon hörte.

Ich für meine Person, der ich glücklicher Weise ein Soldat und kein Diplomat geworden war, kümmerte mich übrigens möglichst wenig um alle diese diplomatischen Ränke und Intriguen und Länderschachereien, welche in Wien getrieben wurden, sondern that einfach meine Schuldigkeit bei der Organisation unserer Artillerie. Angenehm waren diese Arbeiten nun gerade nicht, denn gar mancherlei hemmende Einflüsse traten sehr störend hierbei in den Weg. Ein großer Theil des münsterschen Adels und der Geistlichkeit, wollte gar nicht gerne wieder, daß das Land an Preußen zurückfalle, sondern suchte nach Kräften dahin zu wirken, daß wieder ein selbstständiges Bisthum Münster, in dem diese Herren dann nach Belieben schalten und walten konnten, errichtet würde. Besonders auch die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht war diesen sehr stolzen münsterschen Edelleuten ein Gräuel, und als es hieß, ein Graf oder Freiherr

So und So aus dem vornehmsten Adel, müsse nun als gewöhnlicher Soldat in Reih und Glied dienen, da schlugen alle Verwandte die Hände vor Entsetzen über den Kopf zusammen und hielten dies für das größte Maß der Schändlichkeit. Sagte mir doch einst eine vornehme Gräfin: „Da sei es doch selbst unter dem Emporkömmling Napoleon besser gewesen, denn der habe wenigstens so viel Rücksicht genommen, daß er jedem Edelmann gestattet, sich für so und so viel Thaler einen Stellvertreter zu kaufen, während der König von Preußen den Grafen sogar zwingen wolle, mit dem Bauerknechte gleiche Uniform zu tragen." Gegen derartige Weiber, die eingenistet in die lächerlichsten Vorurtheile waren, half jede Auseinandersetzung doch weiter nichts, und man mußte nur über ihren ungerechtfertigten Zorn lachen.

Eine andere Erschwerniß bei der Organisation unserer Truppen in allen diesen Gegenden waren die nicht unbedeutenden französischen Sympathien die man unter einem jüngeren Theil der Männer hier häufig fand. In den Jahren 1806—14 waren Tausende von jungen Leuten aus allen diesen Landstrichen theils gezwungen, theils freiwillig in die französische Armee getreten

und der unleugbar große militärische Ruhm den sich diese unter ihrem Kaiser erworben hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf ihre Gesinnung. Ein großer Feldherr wird sich stets die Verehrung aller Soldaten die unter ihm gedient haben, erwerben, und so fand ich es ganz begreiflich, daß viele Rheinländer und Westphalen die unter Napoleon's Adler gefochten hatten, jetzt auch noch den lebhaftesten Enthusiasmus für ihren Soldatenkaiser hegten.

Von diesen ehemaligen napoleonischen Soldaten, Unterofficieren und Officieren kamen nun viele verabschiedet in ihre Heimath zurück und traten dann in das preußische Heer ein, wo man ihre Dienste bei der nothgedrungenen Verstärkung, auch gar nicht entbehren konnte. Dazu kamen nun ehemalige westphälische, sächsische, nassauische und polnische Officiere und Soldaten die bis 1814 noch gegen uns gedient hatten; ferner Officiere und Soldaten der ehemaligen russisch-deutschen Legion, die Preußen ganz in seine Dienste nahm und des bekannten Lützowschen Freicorps, welches den Stamm zu einem Uhlanen- und einem Infanterieregiment bilden sollte kurz es war ein seltsames Mixtum compositum, welches jetzt in unsere Dienste trat und

sich dem festen Rahmen des alten preußischen Heeres einfügen lassen sollte. Daß es bei solchen verschiedenartigen Elementen, die häufig früher lange Jahre als erbitterte Feinde mit dem Säbel in der Hand gegen einander gefochten hatten, nicht an Zwistigkeiten und Mißverständnissen aller Art fehlen konnte, war natürlich. Und doch mußte die Organisation unseres Heeres in möglichst kurzer Frist beendet werden, denn die Ereignisse in Europa fingen bald wieder an sich recht drohend zu gestalten und es hieß häufig, daß wir über kurz oder lang zum Schwerte greifen müßten, um unser gutes preußisches Recht gegen alle österreichischen Intriguen zu vertheidigen. Bei den vielen tüchtigen Männern, welche an der Spitze der Civil- und Militärbehörde standen, dem trefflichen Stamme von Officieren, Unterofficieren und Soldaten, die wir aus den alten Provinzen mitbrachten, und dem redlichen Willen und der patriotischen Einsicht der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung aus den neuen Bundestheilen, geschah die Organisation der Armee ungleich schneller und besser, als wir dies im Anfang bei den vielen Schwierigkeiten, die sich uns von allen Seiten entgegenstellten, oft selbst erwartet hatten. So

fest und in den echten preußischen Soldatengeist eingelebt, wie unsere alten Regimenter aus den Stammprovinzen, die nun schon mehr als hundert Jahre alten Ruhm der preußischen Armee miterworben hatten, waren die jetzt neu formirten Truppentheile freilich noch nicht, doch konnte man die freudige Hoffnung hegen, daß sie bei tüchtiger Führung sehr bald, weder im Kriege noch Frieden unserer schwarz-weißen Fahne Schande bringen, sondern auch für sie freudig kämpfen würden. Es wohnt in Westphalen ein besonders kräftiger und zuverlässiger Menschenschlag, der wenn er sich erst einmal in die neuen Verhältnisse hinein gefunden hat, dann auch mit Ausdauer und Kraft in solchen wirkt und schafft.

In den letzten Tagen des Jahres 1814, ward ich nach Cöln commandirt und feierte dort auch den Sylvesterabend im Kreise froher Kameraden. Wie Vieles hatte sich nicht seit dem Sylversterabend des Jahres 1812 und auch dem des Jahres 1813 in Caub, verändert, und welche glänzenden Erfolge unser Heer seitdem errungen! Selbst als wir am letzten Abend des Jahres 1813 von den Höhen über Caub, auf die breite, dunkle Fläche des Rheinstromes zu unseren Füßen herab-

schauten, wagten nur Wenige von uns die frohe Hoffnung zu hegen, daß wir in dem kommenden Jahre Paris erobern und den Kaiser Napoleon von seinem Throne stürzen und unserem Preußenlande die schönen Landstriche am linken Rheinufer bis Trier und Aachen erwerben würden.

Bei dieser Sylvesterabendfeier im Jahre 1814 in Cöln am Rhein, wollte es der Zufall, daß wir gerade unserer dreizehn Officiere um den runden Tisch saßen. Anfänglich hatten wir dies gar nicht beachtet, als ein sehr jovialer Rittmeister, ein junger lebenskräftiger Mann, ausrief: „Da sind wir ja unserer Dreizehn, und so muß dem Aberglauben nach, Einer von uns im nächsten Jahre schon sterben.“ Ein alter, etwas zur Hypochondrie geneigter Pionnier-Hauptmann sprach über diese Wahrnehmung ganz erschrocken: „Dafür, daß Sie uns hierauf aufmerksam gemacht und somit unsere heitere Laune jetzt gestört haben, müssen Sie auch der Erste sein der von uns stirbt!“ Wir Anderen lachten und scherzten zwar noch weiter und bemühten uns, die frühere frohe Stimmung wieder zu gewinnen, doch blieb ersichtlich ein gewisser Mißklang in der Gesellschaft zurück, und wir trennten uns schneller und we-

niger heiter, als dies sonst wohl der Fall gewesen sein würde.

Und siehe da; der Zufall wollte es, daß eben dieser Rittmeister der Erste war, der in der Schlacht bei Ligny von einer französischen Kugel an der Spitze seiner Schwadron durch das Herz getroffen wurde, während der Pionnier-Hauptmann in dem Feldzuge von 1815, ebenfalls den Soldatentod fand. Von uns Uebrigen blieb Niemand, doch erhielten wir Alle ohne Ausnahme mehr oder minder bedeutende Wunden.

Es war am zwölften März, und ich befand mich gerade in der Festung Wesel, um alle Geschütze zu revidiren und die brauchbarsten davon auszuwählen, als plötzlich ein Adjutant fast athemlos in das Zimmer, wo wir unser Mittagsmahl einzunehmen pflegten, mit der Nachricht hereingestürzt kam, daß Napoleon von der Insel Elba fort, in Frankreich gelandet und schon auf dem Marsche nach Paris sei. Wir Alle wollten anfänglich diese Kunde nicht so recht glauben, aber der Adjutant versicherte, er habe sie ganz sicher und verbürgt von einem preußischen Feldjäger, der als Courier nach Amsterdam ging, erhalten. Die Aufregung, welche diese Botschaft unter uns Officieren und wie sie erst weiter be-

kannt wurde, auch in der ganzen Stadt erregte, war unbeschreiblich. Eine Menge der verschiedenartigsten Muthmaßungen von dem was nun geschehen könne, wurden geäußert. Jeder wollte klüger sein als der Andere und Alles besser wissen, und bis in die späte Nacht hinein wurde politisch gekannegießert. Die Mehrzahl von uns glaubte freilich, daß die französische Regierung Kraft genug besitzen würde, um Napoleon, der ganz ohne Heer wie ein kühner Abenteurer in Frankreich gelandet sei, gefangen zu nehmen, allein ein alter Artilleriecapitän, ein geborener Coblenzer, der zwölf Jahre in der französischen Armee gedient hatte und nun in Wesel auf eine Anstellung bei einem Zeughause wartete, sprach: „Glauben Sie mir meine Herren, ich kenne die französische Armee durch und durch, und sage Ihnen, daß für die Bourbons und gegen den Kaiser Napoleon kein einziges Regiment derselben kämpfen wird. Treten nicht besondere Zufälligkeiten ein, so möchte ich die Wette anbieten, daß binnen Monatsfrist der Kaiser Napoleon wieder in Paris einziehen und dann in diesem Jahre der Krieg abermals gegen Preußen entbrennen wird." Und der alte Schnauzbart hatte nur zu richtig prophezeit. Am nächsten Tage kam schon

die officielle Depesche von Berlin, daß Napoleon wirklich gelandet und im glücklichen Vormarsch, in Frankreich begriffen sei. Zugleich kam auch der Befehl, alle Festungen am Rhein auf den Kriegsfuß zu setzen und die Truppen die dort standen, schleunigst mobil zu machen. Und nun kam eine Zeit der Thätigkeit, wo ich gewünscht hätte daß der Tag achtundvierzig statt vierundzwanzig Stunden und ich vier Hände statt zwei und noch die doppelte Zahl von Köpfen besäße; eine solche Ueberfluth von Geschäften strömte auf mich ein. Wenn eine Armee plötzlich auf den vollen Kriegsfuß gesetzt und marschfertig gemacht werden soll, so haben zwar alle Officiere vollauf zu thun, allein auf denen der Artillerie, ruht fast stets die doppelte Last, das ist eine alte Erfahrung.

Glücklicher Weise stand damals ein in jeder Hinsicht vortrefflicher Kriegsminister an der Spitze der preußischen Armee, der General von Boyen war ein würdiger Schüler und Nachfolger des edlen Scharnhorst, und ein Mann der schon von 1807—13 ganz unendlich viel geleistet hatte. Er traf nun die zweckmäßigsten Maßregeln, sorgte mit strengem Eifer dafür, daß alles wirklich Nothwendige schnell und tüchtig besorgt, alles Ueberflüssige was nur leerer Formen-

kram war, aber beseitigt wurde, und so ward unser Heer in einer fast unglaublich kurzen Frist vollständig mobil gemacht. Auch der jetzt am Rhein commandirende General Graf Kleist von Nollendorf, war eine sehr glückliche Persönlichkeit für diese Stelle. Er war milde und leutselig und verstand es auch ungleich besser mit den Civilbehörden zu verkehren und sich das Zutrauen der Landesbevölkerung zu gewinnen, als der rauhe grimmige York, der Alle barsch anfuhr und fast das Unmögliche verlangte. In einem harten Feldzuge wo es gilt, die Kräfte des Heeres bis auf das Aeußerste anzuspannen, und wenn es heißt: „Biegen oder brechen!" wird wohl auf dieser Welt keine geeignetere Persönlichkeit gefunden werden, als gerade York; das hatte er sowohl 1806—1807, als auch 1812—14 zur Genüge gezeigt. Für friedlichere Verhältnisse, wo durch gewandtes Benehmen oft mehr erreicht wird als durch bloßes strenges Befehlen, paßte er nun einmal seiner ganzen Natur nach, nicht im Mindesten, und Graf Kleist war viel mehr geeignet. Die große Zahl trefflicher Officiere, Unterofficiere und gedienter Soldaten, welche unser Heer noch von den letzten Feldzügen besaß, erleichterte die schnellen Rü-

stungen ebenfalls sehr, und der Patriotismus der Bevölkerung, besonders in den alten Provinzen und nun gar in den Landestheilen, welche Preußen sich jetzt auf's Neue wieder zurück erworben hatte, gab die Mittel um unsere Regimenter in überraschender Schnelligkeit zu füllen. Ebenso wie 1813 strömten jetzt Tausende von Männern und Jünglingen aller Stände, freiwillig zu den Fahnen, und soeben erst entlassene Soldaten, die kaum wieder in das bürgerliche Leben eingetreten waren, kehrten freiwillig und ohne erst den Einberufungsbefehl abzuwarten, zu ihren früheren Regimentern zurück. Das war der alte schöne, stolze Preußengeist, der 1815 eben so wieder seine mächtigen Fittige zu regen begann, als er dies 1813 schon gethan hatte. Nur an Geld, um das in den beiden letzten Feldzügen so sehr mitgenommene Material der Armee in der Weise zu vervollkommen, wie dies so dringend erwünscht gewesen wäre, fehlte es leider den Staatskassen in hohem Grade. So mußte überall gespart und abgeknappt werden, und die Armee ging theilweise nur äußerst schlecht ausgerüstet in den Krieg. Die Cavallerie hatte sehr viele schlechte, arg struppirte Pferde, die billiger Weise schon längst zur Ausrangirung

hätten reif sein sollen, die aber von Neuem mit in den Krieg mußten, da das Geld mangelte, um neue zu kaufen und auch die Bespannung, dann die Geschirre und Wagen bei der Artillerie, waren oft nur herzlich mittelmäßig. Auch ein Theil der Infanterie mußte mit abgetragenen früheren bergischen, westphälischen und sächsischen Uniformen in das Feld, da noch keine neue preußischen für sie angeschafft werden konnten. Allein trotz dieser Mängel und Uebelstände rüsteten und marschirten wir doch, und es standen schon über hunderundzwanzigtausend Mann Preußen, vollständig kriegsbereit an der französischen Grenze, als die Oesterreicher und Baiern und die übrigen kleinen deutschen Fürsten, mit Ausnahme des heldenmüthigen Braunschweigers, kaum noch ein Bataillon zum Ausmarsche gebracht hatten, und unsere Fahnen wehten bereits längst in Paris und der Krieg war beendet, da kam die österreichische Armee und mit ihr vereint bairische und würtembergische Truppen, erst mit der Langsamkeit einer Schnecke heranmarschirt. Wenn Napoleon keine Zeit gewann, erst vollständig zu rüsten, und übereilt losschlagen mußte und der ganze Feldzug von 1815 in so überraschend kurzer Frist siegreich beendet wurde, so

hat nächst England Preußen weitaus das größte Verdienst hierbei; das übrige Deutschland hat verzweifelt wenig hiezu gethan; das ist nun einmal eine historische Thatsache die uns Niemand abstreiten kann. So glaube ich, daß gerade wir Preußen ebenso stolz auf unsere Leistungen und Thaten im Jahre 1815 als auf die 1813 und 1814 sein können, und freue mich mit Recht, daß ein gütiges Geschick mir gestattete, auch an diesen neuen Beweisen unseres Ruhmes, mit Antheil nehmen zu dürfen.

Eine große Freude erregte es bei allen unseren Truppen, als der General von Gneisenau, der würdige Vorbote des alten Blücher's, bei uns am Rhein ankam. Uebernahm Blücher wirklich den Oberbefehl, so war dies ein sicheres Zeichen, daß der Krieg in der That auf eine frische und herzhafte Weise geführt wurde und alle kleinlichen Rücksichten keine Bedeutung fanden. Mehr verlangten wir Truppen aber nicht; wurden wir nur gut draufgeführt, so wollten wir Alle schon unsere volle Schuldigkeit thun; darin waren wir uns einig. Es hieß eine Zeit lang, daß der General von York zum Oberbefehlshaber des Heeres, welches in erster Linie gegen Frankreich kämpfen solle, ernannt worden sei, allein

dies bestätigte sich nicht. Wie mein Urtheil ist, so eignete der joviale, lebenslustige Blücher sich auch viel besser zu dieser Stelle, als der stets finstere, griesgrämige York. Letzterer hätte mit den Rheinländern und den Truppen der übrigen Bundescontingente, die mit uns vereint fechten sollten, sich nicht gut vertragen, ja wäre alsbald bei ihnen im höchsten Grade verhaßt worden, während Blücher mit seinem derben Humor und seiner ungebundenen Rücksichtslosigkeit sich mit Allen vortrefflich stand. Auch mit Wellington, dem Heeresführer der Engländer, auf den wir der Natur der Sache nach, die höchste Rücksicht nehmen mußten, hätte York in seiner finstern rechthaberischen Weise sich keinen Tag vertragen und eine Reihe endloser Zerwürfnisse, wodurch die ganzen gemeinsamen Operationen ungemein gelitten hätten, wäre sogleich dadurch entstanden. Der alte Isegrim war nur für uns Altpreußen, die wir an eine strenge Führung schon gewöhnt waren, geeignet, für alle fremden Verhältnisse paßte er wie die Faust auf's Auge.

Der General von Gneisenau befahl mich alsbald zu sich, erinnerte sich der alten Zeiten von Colberg her noch mit großer Wärme und hatte alsdann eine tief eingehende Besprechung mit mir

über die Gegenden bei Münster und Wesel, und was solche wohl für die Bespannung der Artillerie zu leisten vermöchten.

Am zehnten April ward eine feurige Proclamation des Feldmarschalls von Blücher an das Heer verlesen, welche bei allen unseren Truppen den lebhaftesten Eindruck machte und mit einem lauten und freudigen Hurrah aus voller Brust beantwortet wurde.

Leider merkte ich jetzt selbst bei mir, daß mein verstümmelter linker Arm mir die Thätigkeit im Felddienste doch nicht mehr so recht gestatten wollte, wie ich dies so dringend gewünscht hätte. Ich war sonst zwar ganz wohl und kräftig, allein vermochte es nicht, mit dem linken Arme die Zügel beim Reiten länger als ein bis höchstens zwei Stunden zu führen, worauf dann die Muskeln erlahmten und ich zuletzt so heftige krampfhafte Schmerzen empfand, daß mir der Arm förmlich niedersank. Auch hatte ich mein Pferd nicht mehr so recht in der Gewalt, konnte nur sehr sanfte, leicht lenksame Thiere gebrauchen, kurz war für die eigentliche Feldartillerie im Kriege, wo ein Stabsofficier oft den ganzen Tag zu Pferde sitzen und im schwierigsten Terrain gewandt reiten muß, um die besten Positionen

zur Aufstellung der Batterien zu finden, nicht so recht geeignet. So trat ich denn zur schweren Reserve-Artillerie zurück, bei der es auf schnelles Reiten nicht so sehr ankam.

Mitte April ward ich auf einige Wochen nach Holland gesandt, um einen Bericht zu erstatten, wie stark die holländische Artillerie sei, und in welchem Zustande sich solche befinde. Leider konnte ich nicht Allzugünstiges über das, was ich dort gesehen und gehört hatte, berichten. Die holländische Regierung war lange nicht so eifrig in ihren Rüstungen gewesen, als dies bei uns in Preußen der Fall, und alle Heereseinrichtungen, und besonders gar bei der Artillerie und Cavallerie, diesen beiden Waffengattungen, die immer am Schwierigsten auf den Kriegsfuß gebracht werden können, waren noch ziemlich weit zurück. Auch der Geist der holländischen Truppen schien mir nach Allem was ich darüber hörte, gerade nicht der allerbeste und zuverlässigste zu sein. Die Officiere hatten größtentheils früher in französischen Diensten gestanden, und ihre napoleonischen Sympathien traten ziemlich offen hervor. In noch höherem Grade schien dies aber bei den älteren Unterofficieren und Soldaten, die früher fast durchweg schon in französischen

Dienst gestanden hatten, der Fall zu sein. Wie mir gesagt wurde, sollten Viele dieser Leute es ganz freimüthig äußern, daß sie dringend wünschten, der Kaiser Napoleon möchte in diesem Kriege Sieger bleiben und namentlich uns Preußen, die wir sehr gehaßt zu sein schienen, besiegen. Die für die holländische Armee neu ausgehobenen Rekruten waren aber noch sehr plump und wenig in den Waffen geübt, wie es denn überhaupt bei dem Holländer längere Zeit erfordert, bis er zu einem guten und besonders auch gewandten Soldaten ausgebildet wird. So konnte ich dem General von Gneisenau wahrheitsgemäß nur einen höchst ungünstigen Bericht über den Zustand der holländischen Landarmee, wie ich solche getroffen hatte, abstatten und wunderte mich auch später gar nicht, daß ein sehr bedeutender Theil der holländischen Truppen sich nur ziemlich mittelmäßig geschlagen hat.

Ganz anders und ungleich besser fand ich aber die englischen Truppen, welche ich hier in Holland zum erstenmal sah. Die Ausrüstung war vortrefflich, und besonders die Artillerie besaß ein Material von Geschützen, Geschirren und gar Pferden, daß ich sie ordentlich darum beneiden konnte und unseren Batterien nur die

Hälfte dieser guten Sachen gewünscht hätte. Auch die Leute waren durchweg kräftig, wohlgebaut und von festem Vertrauen beseelt. Die Officiere schienen ihr Fach zu verstehen und in den langjährigen Feldzügen auf der pyrenäischen Halbinsel, denen sie größtentheils beigewohnt hatten, schon manche praktische Erfahrung gesammelt zu haben. Ein großer Haß, sowohl gegen den Kaiser Napoleon und mehr wohl noch gegen alle Franzosen, schien sämmtliche Engländer ohne Ausnahme zu erfüllen.

Bei meinem Aufenthalte in Amsterdam suchte ich auch das Haus meiner Cousine, der Tochter meines Onkels in Surinam, die ich 1797 dort besucht hatte, wieder auf, erfuhr aber daß das Ehepaar bereits gestorben sei. Ein Sohn von ihnen, der als Officier in der holländischen Marine diente, machte mir einen Besuch da er zufällig meinen Name erfahren hatte.

Als ich Anfang Mai nach Lüttich, wo unser Feldmarschall von Blücher sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, zurückkehrte, war soeben erst der unangenehme Vorfall mit dem Aufstand der sächsischen Truppen, die auf eine höchst straffällige Weise revoltirt hatten, beendet. Wahrlich, diese Sachsen wußten nicht was sie thaten und

verdienten mit Recht die härteste Strafe. Daß hier fremder Einfluß thätig war, und verkappte napoleonische Emissäre die sächsischen Truppen aufgewiegelt hatten, ergab die spätere Untersuchung. Auch diese erbärmliche sächsische Hofcamarilla zu Dresden, die stets so viel Unglück über das Land gebracht und das Cabinet zu so preußenfeindlichen, gehässigen Maßregeln verleitete, hatte hierbei wieder im Geheimen gewühlt. Nun, uns Preußen schadete die ganze Sache weiter nicht viel, allein die sächsischen Truppen, die hierdurch der Gelegenheit beraubt wurden, gegen die Franzosen fechten zu können, wozu sie ja 1813 und 1814 auch nicht gekommen waren, mußte ich aufrichtig beklagen.

In unablässigen Eilmärschen rückten nun immer stärkere preußische Truppen nach Belgien. Manche vortreffliche altbewährte pommersche und ostpreußische Regimenter, die schon in ihre weit entlegene Heimath zurückmarschirt waren, konnten trotz der größten Eile leider nicht mehr so zeitig herankommen, um an dem Kampfe theilzunehmen, andere jedoch, die bisher noch am Rhein oder der Elbe gestanden hatten, waren schon auf dem Platze. Es war wirklich erstaunlich und der höchsten Bewunderung werth, was

unser Preußenland auch jetzt wieder leistete; eben so wie es dies 1813—14 bereits gethan hatte.

Unsere Truppen wurden nun in vier Armeecorps eingetheilt und dabei Sorge getragen, daß die neu formirten Regimenter mit den alten schon bewährten so ziemlich gleichmäßig untereinander gemischt wurden. Daß wir einzelne Truppentheile hatten, die gar Mancherlei zu wünschen übrig ließen und auf deren unbedingte Zuverlässigkeit im heißen Gefecht nicht sicher zu bauen war, konnte ein genauer Kenner und unparteiischer Beurtheiler unseres Heeres leider nicht leugnen, und ich hätte wohl einen Austausch treffen und manche Regimenter von hier weg an die Oder und Andere hingegen, die dort noch standen, hierher nach Belgien versetzen mögen. Leider ließ sich dies nun aber nicht machen und so mußten wir denn schon den Kampf mit den Truppentheilen die gerade zunächst gestanden hatten, beginnen.

Ich persönlich wurde dem vierten Armeecorps, welches der General von Bülow befehligte, zugetheilt, erhielt aber wieder den Befehl, vorläufig nach Cöln zurückzugehen, um dort einige schwere Batterien organisiren zu helfen. Gute

Geschütze, die uns der Kaiser Napoleon noch in großer Zahl in den Rheinfestungen hinterlassen, hatten wir freilich genügend, sonst fehlte es aber an allem übrigen Material, und ich mußte Cölner und Düsseldorfer Fuhrmannspferde requiriren, um nur meine Batterien allmählich in Bewegung zu setzen.

Es gelang unserer angestrengten Thätigkeit jedoch, an vierundzwanzig schwere Geschütze die sich zur Belagerung der Festungen gut eigneten, so weit auszurüsten, daß sie sich am fünfzehnten Juni in Bewegung setzen konnten. Ich selbst eilte in das Blüchersche Hauptquartier voraus, um mir weitere Befehle wohin diese Geschütze marschiren sollten, einzuholen. Dieser glückliche Zufall bewirkte, daß ich ein Augenzeuge der ruhmvollen Schlachten, welche Preußens Krieger jetzt wieder auf's Neue schlugen, sein konnte.

Der Kaiser Napoleon hatte sein großes Talent als Heeresorganisator und Feldherr auch jetzt nach seiner Rückkehr aus Elba, wieder recht glänzend bewiesen. Er hatte in ungemein kurzer Frist abermals ein vollkommen kriegstüchtiges Heer, das besonders auch mit einer trefflichen Artillerie reichlich versehen war, zusammen gebracht, und dies in einer strategisch sehr rich-

tig gewählten Stellung an der Ostgrenze seines Reiches aufgestellt. Daß es schon so frühe zum Kampfe kam und er losschlagen mußte bevor er noch vollständig gerüstet war, lag nicht in seinem Wunsche. Nur unsere schnellen Rüstungen und die Kraft und Entschiedenheit, mit welcher Preußen unter Blücher ein Heer von einhundertdreißigtausend Mann in Belgien aufstellte, zwangen ihn hierzu, und somit hatte unser Land sich durch den Eifer womit es in diesen Krieg ging, schon abermals das größte Verdienst um ganz Deutschland erworben, bevor nur noch der erste Kanonenschuß losdonnerte. Da sein richtiger Blick die Nothwendigkeit des sofortigen Kampfes einsah, so wußte Napoleon als wohlgeübter Feldherr auch, welch' ungeheurer Vortheil in einer kräftigen Offensive lag, und versäumte daher keinen Augenblick, solche so schnell als möglich auf das Entschiedenste zu ergreifen. Er benutzte dabei den Umstand, daß unsere preußischen Truppen der besseren Verpflegung wegen, an welcher es schon zu mangeln begann, in etwas zu weit ausgedehnten Kantonnirungsquartieren lagen; man auch im Blücherschen Hauptquartier in wohl etwas zu genial nachlässiger Sorglosigkeit eines so schnellen Angriffes noch nicht gewärtig

war. Solchen Fehler hätte der stets wachsame York freilich nicht begangen.

Wie ein gereizter Löwe stürzte sich nun der Kaiser Napoleon auf die ihm zunächst liegenden preußischen Heerestheile.

Der Zufall wollte, daß ich gerade in der Stunde in Namur einfuhr, als Ordonnanzofficiere von unseren Vorposten in eiligster Hast, das kräftige Vordringen der Franzosen meldeten. „Na, da haben wir die Geschichte, Gneisenau, der Kerl der Bonaparte ist doch ein ganz verfluchter Sackerloter, der seine Sache versteht. Aber es hilft ihm Alles nicht, seine Schmiere kriegt er doch, und aus Paris muß er wieder heraus, denn sonst giebt's doch keine Ruh und keinen Frieden in der Welt," mit diesen Worten stürmte der Feldmarschall Blücher in den Saal vor Gneisenau's Arbeitszimmer, wo ich mich mit einem halben Dutzend von Officieren gerade befand.

Als Blücher mich erblickte, rief er aus: „Na alter Kriegskamerad von 1794 und 1806, mit der eisernen Hand, es freut mir, daß ich Ihnen jetzt sehe. — Sie können gleich die Geschichte mitmachen."

Da meine Anwesenheit bei den sehr langsam marschirenden Belagerungsgeschützen nicht brin=

gend nothwendig war, so lieh ich mir von einem guten Bekannten ein sehr ruhiges Pferd und blieb die nächsten Tage im Hauptquartier.

Mit kräftigem Ungestüm griffen die Franzosen unsern ersten Heerestheil, der unter dem General von Pirch unweit Sombref stand, jetzt an. Zwar vertheidigte ein Theil unserer Truppen die Uebergänge über die Sambre bei Charleroi längere Zeit mit der größten Hartnäckigkeit, allein zuletzt mußten sie doch entschieden zurückgehen. Am fünfzehnten Juni Abends hörte ich den ersten feindlichen Kanonendonner aus der Ferne. Es war dies stets ein besonders feierlicher Augenblick für mich, wo ich meine Gedanken mit verdoppelter Innigkeit zu Gott dem Lenker aller Schlachten richtete. „Anfang und Ende Herr Gott zum Besten wende," dies kurze Schlachtgebet, das der General von York gewöhnlich beim Beginn jeder Schlacht laut sprach, wiederholte ich auch jetzt in meinem Geiste.

Am sechzehnten Juni waren wir sehr zeitig in Sombref, und auf Befehl des General von Gneisenau, recognoscirte ich einige Hügel, ob sich solche wohl zum Auffahren von Batterien eignen würden, wenn es wirklich in dieser Gegend zur Schlacht kommen sollte. Dieselbe ließ nicht

allzu lange auf sich warten, denn ein langsames Zaudern so nach österreichischer Mode lag wahrlich nicht in dem Charakter Napoleon's.

Am Nachmittag um drei Uhr sahen wir die ersten französischen Colonnen im Anmarsch gegen unsere Stellung. Mit dem feurigsten Ungestüm der die Angriffe der Franzosen — so lange sie noch keine Niederlagen erlitten haben, auf eine so charakteristische Weise auszeichnet, drangen die französischen Sturmcolonnen, dichte Tirailleursschwärme vorgeschickt, gegen das Dorf St. Amand, hinter dessen letzten Häusern wir auf einem Hügel hielten, vor. Bald dröhnte der Kanonendonner, prasselten die Gewehrsalven, und dazwischen konnte man den scharfen Klang der französischen Trommeln, welche den Sturmmarsch schlugen, vernehmen. Mitunter auch trug der Wind die Klänge des „vive l'empereur!“ dieses alten Schlachtrufes der Franzosen, mit dem sie sich in so manche hundert Kämpfe schon gestürzt hatten, ganz deutlich zu uns hin. Aber auch unsere preußischen Truppen hielten fest, und die Antwort: „Hoch unser König — Hurrah!“ erscholl häufig auf das französische „en avant — vive l'empereur!“

Der französische General Vandamme, Einer der

energischesten Generäle Napoleon's, befehligte hier, und es hieß der Kaiser habe ihm zur Belohnung den Marschallsstab versprochen, wenn St. Amand bis gegen fünf Uhr vollständig in seinem Besitze sei. So vortrefflich sich nun auch ohne Ausnahme unsere alten Truppen schlugen, so ließ sich leider von einzelnen neuformirten Regimentern nicht das Gleiche sagen. Ja, einige Bataillone die freilich noch nicht einmal preußische, sondern noch ihre frühere weiße bergische Uniform trugen, lösten sich sogar ziemlich unordentlich auf und liefen zurück. So wie der alte Feldmarschall von Blücher, der in diesem Augenblick angeritten kam, dies sah, sprengte er mit einem kräftigen Donnerwetter zwischen die Flüchtlinge hinein, rief ihnen zu: „Pfui der Schande, Ihr lauft wie die Hundsfötter fort," und ritt dabei einen Kerl, der mit fortgeworfenem Gewehr weglaufen wollte, absichtlich über den Haufen. Wir Officiere alle bemühten uns nun die Flüchtlinge wieder zu ordnen, und es glückte uns dies einigermaßen, und da inzwischen zwei altpreußische Regimenter unter lautem Hurrah mit gefälltem Bajonnet vorrückten, so kam der größte Theil von St. Amand abermals in unseren Besitz.

Leider hielt Wellington jetzt aber sein Ver-

sprechen nicht, um vier Uhr Nachmittags uns mit einmalhunderttausend Mann zur Hülfe zu kommen, woran die entsetzliche englische Schwerfälligkeit und Langsamkeit die größte Schuld trug. So stand es jetzt schlecht um uns, an einen wirklichen Sieg war bei der Uebermacht der gut angeführten und äußerst muthig kämpfenden Feinde nicht mehr zu denken, und wir mußten froh sein, wenn wir nur keine Niederlage erlitten. Auf unserer ganzen Linie, doch besonders bei den Dörfern St. Amand und Ligny, tobte der Kampf nun mit der größten Erbitterung, und ich habe selten Gefechte gesehen, wo die Truppen so wüthend gegen einander stritten, als dies jetzt von den Franzosen und unseren altpreußischen Soldaten geschah. Der alte Haß, der zwischen den Franzosen und uns Preußen schon vom siebenjährigen Kriege her geherrscht und der durch 1806 und 1813—14 neue Nahrung erhalten hatte, machte sich jetzt so recht Luft.

Da der General von Bülow mit dem vierten Armeecorps leider nicht so schnell heran marschirte, als dies nothwendig war, so erhielt ich den Befehl, um sechs Uhr Abends zu ihm zu reiten, mit dem Auftrag, daß er seinen Marsch unter allen Umständen auf das Dringendste beeilen sollte.

Zwar schmerzte mich mein verstümmelter Arm von der Erschütterung des langen Reitens so sehr, daß ich es kaum aushalten konnte, allein in solchen Augenblicken denkt kein Soldat an seinen körperlichen Zustand. Ich nahm den Zügel in die Rechte, gab meinem alten, dicken Fuchs die Sporen und galoppirte nun so schnell das Thier nur laufen wollte in der Richtung hin, wo ich das Bülowsche Corps vermuthete.

Leider war dasselbe noch weiter entfernt als wir geglaubt hatten, und der General von Bülow, der überhaupt ein sehr eigensinniger Mann war, ließ nicht so schnell marschiren, als er dies wohl gekonnt hätte. „Was hilft es, wenn ich jetzt in der Dunkelheit mit total maroden Truppen vor Ligny ankomme, es ist besser, wenn ich morgen in aller Frühe mit wohl ausgeruhten Soldaten einrücke, da können wir ja das Gefecht wieder von Neuem anfangen," antwortete er allen Adjutanten die mit der Aufforderung, er möge seinen Marsch auf das Dringendste beschleunigen, bei ihm ankamen. Um Mitternacht rückten wir in Gembloux ein, und ich war so erschöpft, daß ich mich kaum rühren konnte. Mein Pferd erhielt bei der Bespannung einer Batterie einiges Futter, mir selbst gaben die Artillerieofficiere

etwas Branntwein, dann warf ich mich total ermattet in strömendem Regen unter einen Wagen, um meinem arg mitgenommenen Körper einige Ruhe zu gönnen. Um vier Uhr Morgens mußte ich schon wieder munter sein, da zum Aufbruch geblasen wurde. Jetzt aber erfuhr ich, daß der Feldmarschall Blücher zwar bis zur Dunkelheit gekämpft, zuletzt aber, da weder die englischen, noch Bülowschen Truppen eingetroffen waren, den Entschluß gefaßt habe, die Stellung bei Ligny und St. Amand aufzugeben und den Rückzug auf Wavre anzutreten, was er in guter Ordnung und ohne weiter von dem Feinde verfolgt zu werden ausführen konnte. Auch daß das Pferd des Feldmarschalls unter ihm erschossen und dann gestürzt sei, und er nahe daran gewesen, von den französischen Kürassieren, welche unsere geworfene Reiterei verfolgten, gefangen genommen zu werden, erfuhr ich jetzt. Welch' entsetzliches Unglück wäre es gewesen, wenn unser alte Blücher, der „Marschall Vorwärts" des preußischen Heeres, gefangen genommen und als Gefangener in Triumph, den Parisern gezeigt worden wäre. — Wir konnten Gott gar nicht inbrünstig genug danken, daß seine Gnade solch' Unglück von uns abgewendet hatte.

Unsere altpreußischen Truppen und deren Infanterie, hatten sich vortrefflich geschlagen, die Cavallerie, Artillerie und einige Infanterieregimenter aber nur ziemlich mittelmäßig, was Blücher auch in einem Tagesbefehl scharf rügte. Auch sonst folgten später noch manche Strafen, mehrere Officiere, die nicht so energisch gewesen waren, als sie hätten sein sollen, erhielten den Abschied, und einzelne Regimenter hatten an den Folgen ihrer schwachen, erbärmlichen Haltung noch lange zu leiden. Es kann auch gar nicht streng genug bestraft werden, wenn preußische Truppen sich schlecht schlagen, und Alle — gleichviel wer sie auch sein mögen, — welche nur die mindeste Schuld daran tragen, verdienen die härteste Strafe.

Das Bülowsche Corps blieb nun nach erhaltenem Befehl am siebzehnten Juni noch am Morgen in Gembloux stehen, um den Rückzug der anderen Heerestheile zu decken, wenn etwa eine Verfolgung stattfinden sollte, was aber nicht geschah. Ich persönlich ritt auf der Straße nach Wavre weiter und langte am Nachmittag im Blücherschen Hauptquartier wieder an. Ich fand viel Veränderung und eine böse Stimmung daselbst, und es fehlte nicht an Beschuldigungen,

Anklagen und Vorwürfen, wie dies nach jeder verlorenen Schlacht der Fall sein wird. Sonst war das Vertrauen der Truppen, besonders in den alten Regimentern, noch gut und ihr Muth ein ungebrochener. Sehr traurig für mich waren die vielen Verluste, besonders an Officieren, die, wie es ja auch ihre Ehrenpflicht verlangt, ihrer Mannschaft mit gutem Beispiel gegen den Feind vorangegangen und daher ungeheuer gelitten hatten. Manch' alter treu bewährter Kamerad von mir hatte hier seinen Ehrentod gefunden. Immerhin fielen sie doch für den Ruhm unserer Fahne, und ein besseres Loos kann sich ein preußischer Officier gar nicht wünschen.

Wir blieben die Nacht in Wavre, und da Alles überfüllt war, so mußte ich abermals unter einem Trainkarren mein Lager aufschlagen. Noch in der Nacht erhielt ich aber den Befehl, mich zur Artillerie des Bülowschen Corps zu begeben und den Marsch beschleunigen zu helfen, indem ich die besten Wege für die Geschütze mit aussuchte. Ein strömender Regen hatte die schlechten Feld- und Waldwege in dem Lehmboden dieser Gegend, fast unergründlich gemacht, und es erforderte die äußerste Anstrengung der schon ermüdeten Zugthiere, um Kanonen

und Munitionswagen hier durchzubringen. Oft mußten zehn bis zwölf Pferde vor ein Geschütz gespannt werden, um solches durch die schlimmsten Stellen zu bringen, wonach dann wieder die abgespannten Pferde zurückgingen, um andere Geschütze zu holen. Bis an die Kniee standen Mannschaften und Officiere oft im Morast und schoben mit Händen und Schultern nach, um eine Kanone, die in ein besonders tiefes Loch gefallen war, wieder herauszuheben. Die Artillerie ist zwar eine herrliche, kräftig wirkende Waffengattung, und ich freue mich, daß ich ein Artillerieofficier geworden bin, aber ein Eilmarsch der Artillerie mit müden Pferden in grundlosen Wegen, ist eine verzweifelt unangenehme Sache, bei der selbst der Geduldigste nur zu leicht zum Fluchen kommen kann.

Und trotz aller dieser Hindernisse und seines bei Ligny geschlagenen Heeres, hatte der Feldmarschall von Blücher an Wellington das Versprechen gegeben, daß er ihm am Nachmittage zur Hülfe kommen werde, wenn er eine Schlacht annehmen wolle.

Wohl selten haben sich die geistige Größe Gneisenau's und der durch nichts zu beugende kühne Muth Blücher's größer gezeigt, als gerade an

diesem Tage, wo wir mit einem geschlagenen Heere in grundlosen Wegen Wellington zur Hülfe eilten und trotz aller Hindernisse noch zur rechten Zeit eintrafen, um bei Belle-Alliance einen glänzenden Sieg zu erfechten. Unablässig trieb Blücher, daß wir Alle die äußersten Kräfte anstrengen müßten, um zur versprochenen Stunde auf dem Schlachtfelde anzukommen. Ich kam um Mittag mit einem Auftrage zu ihm. Trotz seiner Quetschungen, die er bei dem Sturze seines Pferdes am sechzehnten Juni am ganzen Körper erhalten hatte und die so arg waren, daß er sich nicht hatte rühren können und in den Sattel gehoben werden mußte, saß der zweiundsiebzigjährige Heldengreis schon wieder ganz frisch zu Pferde und paffte aus seiner kleinen Thonpfeife dicke Rauchwolken in die Regenluft. „Munter — munter. Kinder, — und vorwärts muß es gehen; — hört Ihr, ich habe dem Wellington versprochen, daß ich zur rechten Zeit ankommen werde, und Ihr wollt doch nicht, daß ich in meinen alten Tagen noch ein infamigter Lügner werde?" rief er den Soldaten eines pommerschen Regiments zu, die mit äußerster Anstrengung durch den dicken Schmutz, in dem sie bis über die Knöchel versanken, patschten. Mir selbst sagte

der Feldmarschall: „Frisch, — nur frisch zugefahren Ihr Artilleristen, die Geschütze müssen heran, wir wollen dem Kerl, dem Bonaparte einen Tanz damit aufspielen, daß ihm Hören und Sehen dabei vergehen soll."

Gegen zwei Uhr Nachmittags hörten wir zuerst den Kanonendonner der Schlacht, und auf das Aeußerste trieben uns diese Klänge zu den möglichst größten Anstrengungen. Alle Fahrkanoniere waren abgestiegen und hieben mit Peitschen, ja sogar mit den flachen Säbelklingen auf die armen, oft schon weiß-schäumenden Pferde, daß diese die Kanonen durch den Schlamm fortzogen.

Mit noch einem Officier war ich durch den Paß von St. Lambert vorgeritten und kam somit der Schlacht immer näher. Schon dröhnte der Boden unter den Hufen meines Rosses vor dem gewaltigen Getöse des Kanonendonners, und das Flintengeprassel glich einem fortrollenden Gewitter. Es war wieder der Lärm der großen Feldschlacht. Durch das Gehölz von Frasnes auf den Höhen davor angekommen, sah ich zuerst das Blitzen des Kanonenfeuers, den hellen Schein der Flintensalven, und bald auch konnte ich mit meinem trefflichen Fernglase die einzelnen Linien

der Kämpfenden klar erkennen. Die rothen Haufen der Engländer, die aber schon stark zusammengeschmolzen schienen, zeichneten sich merklich von den dunkelblauen französischen Colonnen aus. Auch die glänzenden Panzer und hohen Metallhelme der napoleonischen Küraßiere blitzten im Schein der Sonne, die am Nachmittag die Regenwolken durchbrochen hatte, hell zu uns herüber. Eine Attaque der französischen Cavallerie, die sich auf zwei Quarres der englischen Infanterie stürzte und diese zusammenritt, dann aber in das feindliche Batteriefeuer gerieth und nun arg zusammengeschmolzen eiligst umkehrte und weit zurücktrabte um sich zu ordnen, konnte ich mit meinem Glase sehr deutlich verfolgen. Auch den Kaiser Napoleon, der von einem zahlreichen Stabe umgeben zu sein schien, glaubten wir erkennen zu können, doch war es möglich, daß wir uns hierin irrten.

Zwei Brigaden Fußvolk, einige Reiterei und zwei leichte Batterien des Bülowschen Corps waren inzwischen angekommen. Nur die allernöthigste kurze Rast hielten die arg erschöpften Truppen, wobei Menschen wie Pferde etwas Brod und Branntwein bekamen, wovon der stets sehr vorsichtige Bülow einen kleinen Vorrath

aufbewahrt hatte, dann trieb ein eiliger Befehl des ungeduldigen Feldmarschalls Blücher, unsere Preußen auch mit in die Schlacht hinein. Und wahrlich, unsere rechtzeitige Hülfe war ebenso kräftig wie wirksam, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß ohne unsere Dazwischenkunft die Schlacht von Wellington gänzlich verloren wurde. Seine englischen Truppen und dann auch die Hannoveraner hatten sich sehr standhaft, die Holländer hingegen, wie zu erwarten stand, nur sehr mittelmäßig geschlagen, und es befand sich kein Mann in der Reserve. So können wir Preußen auf diesen Schlachttag bei Belle-Alliance stets mit dem größten Stolze zurückblicken, denn unsere Opfer dabei trugen wesentlich mit bei, Europa auch diesmal wieder von der napoleonischen Dictatur zu retten.

Auf Befehl Blücher's donnerten alsbald nun auch die ersten preußischen Batterien in den Feind. Bald nahm auch die Infanterie Theil, und es kam zu einem so erbitterten Kampfe, wie ich ihn vorher niemals heftiger gesehen habe. Die Franzosen kämpften mit der Kraft der Verzweiflung, und ihr Anstürmen war wirklich äußerst brav. Es schien, als ob die Truppen des Kaisers Napoleon fühlten, daß an diesem Tage das glän-

zende Kaiserreich für immer vernichtet würde, und nun wenigstens das ihrige beitragen wollten daß dieses auf eine ruhmvolle Weise untergehe. Niemals habe ich das „vive l'empereur!“ lauter und begeisterter ausrufen hören, als aus den Reihen von zwei Bataillonen französischer junger Garde die bei Planchenois von unseren Truppen vollständig vernichtet wurden. Sollte es an diesem Tage doch auch das letzte Mal sein, daß dieser berühmte Kriegsruf auf einem Schlachtfelde Europas ertönen durfte.

Bis gegen Abend währte die Blutarbeit, bei der ich mich wiederholt im heftigsten Feuer befand, da ich bei der Aufstellung der Batterien mit thätig war, dann wandte sich aber der Ueberrest des noch am frühen Morgen so stolzen napoleonischen Heeres zur eiligsten Flucht. Wohl über die Hälfte desselben lag todt oder verwundet am Boden, denn besonders der größte Theil der alten und jungen napoleonischen Garde, hatte sich lieber zusammenschmettern lassen, als daß sie geflohen wären.

Und nun begann die berühmte Verfolgung von Seiten unserer preußischen Truppen auf Gneisenau's Befehl, bis zum letzten Athemhauch von Menschen und Pferden, welche die Samm-

lung der Ueberreste der feindlichen Armee verhinderte und so ungemein große Beute aller Art, in unsere Hände brachte.

An dieser Verfolgung selbst nahm ich keinen Antheil. Ich war so erschöpft und litt auch so an meinem Arm, daß ich um zehn Uhr Abends mehr todt als lebendig von meinem Pferde stieg, das ebenfalls so ermüdet war, daß es sich mit Sattel und Zaum sogleich auf den Boden warf. Glücklicher Weise hatten mehrere Husaren den Küchenwagen eines französischen Generals erbeutet, und so gelang es mir durch Geld und Verwendung eines mir seit vielen Jahren bekannten Wachtmeisters, eine halbe Flasche Champagner und eine kleine Terrine Gänseleberpastete zu erhalten, die ich ohne Brod und Salz gierig verschlang, um dann auf der Stelle in einen todähnlichen Schlaf zu versinken.

Am andern Frühmorgen wachte ich neugestärkt wieder auf und erhielt nun den Befehl, bei der Sammlung und Ordnung des von uns erbeuteten französischen Geschützes thätig zu sein.

So weilte ich zwei Tage auf dem blutgetränkten Schlachtfelde von Belle-Alliance und hatte dadurch rechte Gelegenheit zu sehen, welchen glänzenden Sieg wir dort erfochten hatten, aber

auch, welche ungeheure Opfer aller Art solcher erforderte. Ein Schlachtfeld nach der Schlacht, ist eine Stätte des Grausens und Schreckens und voll der erschütterndsten Scenen, die das Herz jedes fühlenden Menschen auf das Tiefste ergreifen und den innigen Wunsch nach einem ewigen Frieden bei ihm auf das Dringendste erregen müssen. Und doch wird Letzteres wohl leider nur ein zwar schönes, aber in Wirklichkeit nie zu erreichendes Ideal bleiben, so lange ein Menschengeschlecht wie das unserige, mit seinen Thorheiten und Fehlern, seinen Leidenschaften und feindseligen Gesinnungen gegen einander, unsere Welt bewohnt. Und gar mein theures Vaterland Preußen wird im Laufe der Zukunft wohl noch öfters gezwungen sein, zu den Waffen zu greifen, um seine Unabhängigkeit zu wahren und seine nationale Ehre zu schützen. Möge es ihm dann nur nie an Generälen und Soldaten fehlen, wie es solche 1813—15 in so reichem Maße besaß; das ist mein innigster Wunsch.

Von dem Schlachtfelde von Belle-Alliance begab ich mich am einundzwanzig en Juni vor die Festung Maubeuge, um das Commando der Belagerungsartillerie daselbst zu übernehmen. Gleich am ersten Tage nach meiner Ankunft dort

zerschmetterte ein feindlicher Schuß mir den schon einmal so schwer verwundeten linken Arm derart, daß eine Amputation bis über den Ellbogen nothwendig wurde.

Drei Monate lag ich auf schwerem Krankenlager, dann fuhr ich langsam nach Stargard zurück, um im Kreise meiner Familie vollständig zu genesen.

Meine militärische Laufbahn war nun beendet, denn niemals erstarkte mein Körper wieder so, um Dienste bei der Truppe leisten zu können. Durch eine Pension für meine Dienste genügend belohnt, führe ich nun ein ruhiges und zufriedenes Leben im Kreise der Meinigen, eifrig bemüht, meine Kinder zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu erziehen und besonders meinen Söhnen Ehrfurcht und treuen Gehorsam gegen ihren König und Liebe für ihr preußisches Vaterland in ihre Herzen zu pflanzen. Möge mir mein Bemühen vollständig gelingen. Dazu gebe Gott seinen Segen.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a. S.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena erschienen ferner folgende neue Werke:

Wickede, Julius von, Eine Deutsche Bürgerfamilie. Nach einer Familienchronik bearbeitet. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Sacher-Masoch, Leopold von, Der letzte König der Magyaren. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. Erste Abtheilung: Der alte Fritz und die neue Zeit. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. (Zweite Abtheilung: Fürsten und Dichter.) Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Mühlbach, Louise, Deutschland in Sturm und Drang. Dritte Abtheilung: Deutschland gegen Frankreich. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Erlebtes und Geträumtes. Novellen und Erzählungen. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Robiano, L. Gräfin von, Anna Boleyn. Historischer Roman. 2 starke Bände. 8. eleg. broch. $3\frac{1}{2}$ Thlr.

Ewald, Adolph, Nach fünfzehn Jahren. Ein Strauß Geschichten. 2 Bde. 8. eleg. broch. 3 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter den Penchuenchen. Chilenischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Baker, Samuel White, Der Albert-Nyanza, das große Becken des Nil und die Erforschung der Nilquellen. Deutsch von

J. E. A. Martin. Autorisirte Ausgabe. Nebst 33 Illustrationen in Holzschnitt, 1 Chromolithographie und 2 Karten. 2 starke Bde. Eleg. broch. 5½ Thlr.

Marx, A. B., Das Ideal und die Gegenwart. 8. eleg. broch. 1½ Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Meerkönig. Eine Erzählung. 6 Bde. 8. broch. 6½ Thlr.

Höcker, Gustav, Geld und Frauen. Erzählungen. 3 Bde. 8. broch. 3½ Thlr.

Deutsche Schützen, Turner und Liederbrüder, oder: Was will das Volk? Zeitgeschichtlicher Roman vom Verfasser der Romane: „Die Ritter der Industrie", „Herren vom Kleeblatt" 2c. 2c. 4 Bde. 8. eleg. broch. 5 Thlr.

Wickede, Jul. von, Die Heeresorganisation und Kriegführung nach den Berechtigungen der Gegenwart. Für denkende Officiere, Staatsmänner und Landtagsabgeordnete. Gr. 8. eleg. broch. 1½ Thlr.

Winterfeld, A. von, Ein gemeuchelter Dichter. Komischer Roman. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Mühlbach, Louise, Marie Antoinette und ihr Sohn. Historischer Roman. 6 Bde. 8. eleg. broch. 6½ Thlr.

Uechtritz, Friedrich v., Eleazar. Eine Erzählung aus der Zeit des großen jüdischen Krieges im ersten Jahrhunderte nach Christo. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Andreä, Wilhelm, Die Sturmvögel. Cultur- und sittengeschichtlicher Roman aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts. 2 Bde. 8. broch. 2½ Thlr.

Andree, Dr. Richard, Vom Tweed zur Pentlandföhrde. Reisen in Schottland. Mitteloctav-Format. eleg. broch. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

Anneke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Ati-Kambaug, Auf fremder Erde. Roman. 5 Theile in 3 Bänden. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Berlepsch, A. H., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen von E. Rittmeyer. **Pracht-Ausgabe.** Lex.-Oct. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $4\frac{1}{3}$ Thlr. Mit Goldschnitt $4\frac{2}{3}$ Thlr. **Wohlfeile Volksausgabe.** gr. 8. broch. $1\frac{2}{3}$ Thlr. Eleg. geb. 2 Thlr. 5 Ngr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebens-Bildern. Dritte Auflage. **Für den Reisegebrauch redigirt.** Mit 6 Illustrationen in Holzschnitt. 8. eleg. geb. 1 Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Ein edles Frauenherz. Roman. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Tzarogy. Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Reiseskizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Aus Chili, Peru und Brasilien. 3 Bde. 8 broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.





